Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Fünfzehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien. II. — Aus meinem Tagebuch.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Achtzehn Monate in Südamerika

und dessen

deutschen Colonien.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Aus meinem Tagebuch.

Gesammelte Erzählungen.

Zweite Auflage.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Uruguay und La Plata.

1.

Montevideo.

Unsere stürmische Fahrt um Cap Horn näherte sich ihrem Ende; wenn wir selber aber auch die letzten Tage eine leichte und günstige Brise gehabt, so mußten doch, weiter oben im Norden, heftige Stürme aus einer andern Richtung geweht haben, denn eine tüchtige Dünung hob sich plötzlich gegen uns, und das kleine Fahrzeug tanzte lustig auf seiner Bahn dahin. Schon am 27. Abends hatten wir den Leuchtthurm gesehen, der auf, oder jetzt vielmehr hinter der Seehunds-Insel (lobos island) steht; am nächsten Morgen sichteten wir die Küste, liefen daran hinauf, warfen, etwa drei Uhr Nachmittags, vor Montevideo Anker, und konnten noch vor Dunkelwerden landen, da weder Steuer- noch Gesundheitspolizei uns die geringsten Schwierigkeiten machten. Draußen von der Rhede aus hatten wir einen prächtigen Blick über die Stadt, deren gerade Straßen von einem ziemlich steilen Hügelhange nach allen Seiten zu der See abliefen, so daß man, wo man auch lag, in eine oder mehrere derselben gerade hineinsehen und das rege Leben darin beobachten konnte.

Eine Menge kleiner, leichter Launches, mit dreieckigen lateinischen Segeln und überhaupt vollkommen italienischer Takelage, sehr viele sogar mit kleinen italienischen Flaggen am Mast, kreuzten herüber und hinüber. In einer von diesen

1*

kam auch natürlich augenblicklich ein shipchandeler gefahren und rief den Schooner in allen nur möglichen Sprachen an, um sich dessen Kundschaft zu sichern, ehe ihm ein Concurrent zuvorkommen konnte. Der Capitain nahm aber nicht die geringste Notiz von ihm, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Vor dem Anker ritt das Schiff noch tüchtig, und mit dem leichten Boote flogen wir nur so in weiten Bogen über die unruhige See der nahen Küste zu. — Wieder einmal an Land, nach einunddreißigtägiger wilder Fahrt — wieder an Land — meine wenigen Sachen waren rasch in ein Hotel geschafft, und während die Sonne gerade unterging, wanderte ich durch die Stadt, um mich dem neuen und ungewohnten Eindruck solch' regen Lebens mit voller Ruhe hinzugeben.

Durch die nächste Straße einbiegend, hörte ich Musik, und dem Schall folgend, fand ich mich wenige Minuten später auf der von Bäumen eingefaßten Plaza Montevideos, in einem Schwarm geputzter Herren und Damen, die hier lustwandelnd spazieren gingen, und dem militärischen Musikchor der Stadt gegenüber. Ueber die Plaza aber ragte die nicht unschöne Kathedrale Montevideos, deren Glocken, durch den Lärm der Musik, die Gläubigen zum Gebet riefen, und während ich über mir das Laub der Akazien sah und unter mir noch den Boden von der letzten Fahrt schwanken fühlte, war es mir ordentlich, als ob ich in einer Art von wachem Traum zwischen einer Menge von Gestalten herumwandelte, die eigentlich gar nicht existiren konnten.

Als ob nur wenige Stunden dazwischen lägen, sah ich noch draußen die wilde öde See aufbrausen und stürmen, sah zwischen ihren schäumenden Kämmen, von Captauben und Albatroß umkreist, den unglücklichen Knaben, den wir vom Bord verloren und allein in jener furchtbaren Einsamkeit zurückließen. Noch gellte mir der furchtbare Schrei in den Ohren, der, einmal gehört, nie wieder vergessen werden kann — „man over board" — und jetzt — lachende Mädchenstimmen um mich her, ein fröhlicher Marsch, den das Musikchor spielte, und statt der bäumenden Wogen erleuchtete Schau=

fenster der benachbarten Läden, und dunkle, feststehende Häuserreihen und Kirchthürme.

Ich bin wahrlich schon so ziemlich an ein wechselndes Leben gewöhnt und nicht so leicht mehr davon überrascht. Der Uebergang war aber doch hier so plötzlich und so schroff von einem Extrem zum andern, daß ich mich mit einem ganz unbeschreiblichen Wohlbehagen diesen neuen Eindrücken hingab und unter einer der Akazien, auf einer dort für die Spaziergänger angebrachten Bank, die bunte Gegenwart mit der kaum abgeschlossenen Vergangenheit wild durcheinander tanzen ließ.

Das Musikchor spielte übrigens vortrefflich; die große Trommel bearbeitete natürlich ein Neger, aber auch die übrigen Instrumente wurden zum großen Theil von Negern und Mulatten gespielt, die überall viel Sinn für Musik, besonders aber für besagte große Trommel, Cymbeln, Triangeln und Trompeten zeigen.

Und wie das auf dem freien, schönen Platze durcheinander wogte, und so friedlich plauderte und sich so sicher fühlte, als ob nicht, nur eine ganz kurze Strecke davon entfernt, die wilde, stürmische See wüthete und kochte, und arme müde Schiffe umherschleuderte, daß ihnen die Rippen knackten. Mir war es immer, als ob im nächsten Augenblick eine tolle Woge über den ganzen Platz fegen und, was darauf stand, mit hinwegwaschen müsse. — Die Bank, auf der ich saß, und die unter mir noch in dem allgewohnten Gefühl der unruhigen See auf- und niederschaukelte, bestärkte mich nur in der Täuschung.

Die Musik hatte ihr Abendconcert beendet und zog, von dem Volke begleitet, mit einem fröhlichen Marsche heim. Immer weiter und weiter verhallte das musikalische Getöse in der Ferne; die Spaziergänger verliefen sich nach und nach, die Lampen brannten immer düsterer, und ich saß noch immer unter den Akazien und konnte nicht müde werden, die Sterne durch das Laub des Baumes zu betrachten und nach den hohen, düsteren Umrissen der Kirche hinüber zu schauen. — Das südliche Kreuz stand schon fast auf dem Kopfe, als ich mein eigenes Nachtquartier endlich aufsuchte, um wieder einmal, nach langer Zeit, in einem richtigen Bett zu schlafen.

Am nächsten Tage hatte ich vollkommen Zeit, mich in Montevideo ordentlich umzusehen, und das Erste, was ich erfuhr, war, daß unser Schiff ein brillantes Geschäft mit dem Mehle gemacht hatte. Es war gerade zur rechten Zeit hier angekommen und hatte seine Ladung schon verkauft, als kaum der Anker niederrasselte. Die Kaufleute hatten dabei den Sack (100 Pfund) mit $2^1/_2$ Dollar in Constitucion bezahlt und bekamen hier $6^1/_2$ dafür wieder, gar kein so schlechtes Geschäft also, mit dem man schon zufrieden sein konnte.

Montevideo liegt eigentlich wunderhübsch auf einer Art von Landzunge, oder einer Halbinsel, die gerade von der Stadt bedeckt und von der See an drei Seiten umschlossen wird. Allerdings steht in der ganzen Stadt und Umgegend kein Baum — einzelne angepflanzte ausgenommen, die man aber nur sehen kann, wenn man dicht daneben ist, und der Berg, den Uruguay auch im Wappen hat, ist der einzige in der ganzen Umgegend — ein Hügel nämlich, der Montevideo gerade gegenüber liegt und auf dem der Leuchtthurm steht. Der Berg mag etwa 400 Fuß hoch sein. Trotzdem giebt das Meer ringsum der Stadt etwas Lebendiges, und die reinlichen, regelmäßigen Straßen machen gewiß keinen unfreundlichen Eindruck auf den Fremden.

Was aber die Einwohner Montevideos betrifft, so charakterisirt sie die sehr naive Antwort, die mir einer unserer chilenischen Matrosen gab, am allerbesten. Ich frug ihn, als ich ihn an Land traf, wie es ihm in Montevideo gefalle, und er schüttelte mit dem Kopfe — „ich möchte gern wieder nach einer Stadt", sagte er, „wo man Castilianisch spricht." Montevideo hielt er aber für keine solche, und er hatte wirklich Recht, denn man kann Tage lang in der Stadt umherstreifen und hört fast nichts als Italienisch. Montevideo ist eine vollkommen italienische Colonie, und ein paar französische Friseure, Galanteriewaaren-Händler und Schneider ausgenommen, ist eben so wohl in der Stadt der ganze Detailhandel, wie außerhalb derselben die ganze Gärtnerei und der Gemüsehandel in den Händen der Italiener. An Sonntagen wehen dann auch ausschließlich italienische Flaggen an allen

Ecken und Enden, und Garibaldi-Kaffeehäuser stoßen dem Fremden überall auf.

Hol's der Henker, alle anderen Nationen haben Jemanden, auf den sie stolz sein können, nur wir Deutschen können es noch nicht dahin bringen. Wir haben gewiß auch tüchtige Männer genug, aber — sie thun eben nichts, oder können nichts thun, und es ist einmal eine sonderbare Thatsache, daß die Völker nur Den anerkennen, der wirklich handelt. Ja, wenn es mit Sprechen abgemacht wäre, Wetter noch einmal, was für eine Walhalla wir aufstellen könnten, mit Namen genug für alle Kaffeehäuser der Welt!*)

Der politische Zustand Montevideos scheint augenblicklich ein sehr günstiger zu sein, und wenn sich das kleine Land auch noch nicht ganz wieder von seiner früheren schlechten Nachbarschaft erholt hat, und Rosas' Eroberungsgelüste noch lange nicht vernarbt sind, so blüht doch der Handel in der Stadt jetzt wacker auf, und in den sonst verödeten Pampas mehrt sich der Viehstand und kommt der Haciendero wieder zu Wohlhabenheit. Die Regierung scheint dabei allbeliebt und so liberal als möglich, die Bürger des Staates werden nirgends belästigt oder gedrückt, und scheinen ihre noch immer unruhigen Nachbarn, die Argentiner, nicht im Mindesten um etwas zu beneiden. In den jetzigen Mißhelligkeiten dieses Staates hielten sich die Montevideer auch kluger Weise völlig neutral, und wenn Buenos Ayres mit Entre Rios Krieg führen will, so kann dies nur für die Nachbarstaaten vortheilhaft sein, die dann Gelegenheit haben, Vieh und Provisionen über die Grenzen zu verkaufen.

Deutsche giebt es in Montevideo nur sehr wenige — einige Kaufleute wohl und ein paar Handwerker; von deutschem Leben scheint aber keine Spur zu sein, und Alles ist in dem castilianischen oder italienischen Leben aufgegangen. Der Deutsche hält sich ja kaum zu einer compacten Masse zusammen, wo er das wirkliche Uebergewicht in einem fremden Lande hat, viel weniger dann, wo er überhaupt schon vereinzelt steht. In solchen Verhältnissen fehlt ihm entschieden

---

*) Als ich das schrieb, gab es noch keine Bismarck-Restaurants.

die moralische Kraft, sich emporzuraffen, und er legt sich einfach auf den Rücken und läßt sich mit dem Strome treiben.

Die Bauart Montevideos ist noch ganz entschieden in dem altspanischen Charakter mit ziemlich niederen Häusern und flachen Dächern. Steigt man auf eins von diesen, die nicht selten kleine Aufbaue oder viereckige Thürme haben, hinauf, so kann man über die Häuser eines ganzen Stadtviertels hinsehen und — wenn es Einem Vergnügen macht, auch hingehen. Diese flachen Dächer haben etwas höchst Eigenthümliches und mochten in früheren altspanischen Zeiten, wo man noch keine Steinkohlen kannte, außerordentlich praktisch und angenehm gewesen sein. Die Civilisation hat aber mancher alten Mode einen Streich gespielt, und ganz abgesehen davon, daß Damen mit einer nur halbwege straßenfähigen Crinoline die engen Dachtreppen gar nicht mehr hinaufkommen, verdirbt auch der umherfliegende Kohlenstaub da oben die Kleider, und deshalb vergeht der schönen Bevölkerung zugleich die Lust, sich dort oben hinzusetzen.

Jetzt sieht man die jungen Schönen nur dann und wann auf den Balkonen ihrer Häuser, und die Dächer stehen verlassen, oder werden höchstens noch hier und da benutzt während der Mittagszeit, um ein paar leichte Kleidungsstücke aufzuhängen und zu trocknen.

Montevideo hat Gaslaternen — und brennt Oel darin. Es sieht schon sonderbar aus, wenn ein Mann frisches Oel in eine Gaslaterne gießt, aber noch sonderbarer, wenn man in eins der Hotels oder öffentlichen Locale kommt, und überall die Gascandelaber oder Kronleuchter angebracht findet, während daneben auf Tischen und Wandschränken friedliche Oellampen und Stearinlichter brennen.

Ich erkundigte mich nach der Ursache einer solchen Barbarei, und erfuhr, daß überall Gasröhren gelegt und alle Häuser fast einst mit Gas versehen wurden, aber — das Gas wurde aus den Abfällen thierischer Ueberreste fabricirt; der „Stadtrath“ glaubte die Ursache einer damals ausgebrochenen bösartigen Krankheit in der Ausdünstung dieser Fabrikation zu finden, und die Gasschrauben wurden nicht allein unerbittlich zugedreht, sondern auch die weitere An-

fertigung des Stoffes selber untersagt. Man spricht jetzt allerdings davon, nächstens Kohlen zu der Fabrikation zu verwenden, wie das auch jetzt schon in Buenos Ayres geschieht; aber jedenfalls dürfte noch einige Zeit darüber vergehen, und die guten Bürger von Montevideo müssen sich indessen mit schlechtem Oel behelfen.

Die Stadt hat aber trotzdem schon ein ganz elegantes Aussehen in ihrer innern Einrichtung. Die Straßen sind gepflastert und mit guten Trottoirs versehen, und die Läden nach der überall um sich greifenden französischen Schablone eingerichtet. Es ist der bekannte Luxus, der eben Alles in die Schaufenster hängt, und drin in Gefachen und Schränken nichts zurückläßt, als leere aber etikettirte Kisten und Umschläge. Es ist das jetzt leider auch ein Bild unserer heimischen Haushaltung, wo er und sie eben Alles auf dem Körper tragen, was „ihre Mittel erlauben", und zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen natürlich keine weiteren Mittel übrig bleiben.

Ebenfalls ist die Lage des Hafens ausgezeichnet, denn die größten Schiffe können in der unmittelbaren Nähe der Stadt ankern, während kleinere Fahrzeuge bis in die Bai hinauf fahren, wo sie gegen jedes Wetter geschützt liegen.

Montevideo kann überhaupt als der Schlüssel zu Buenos Ayres betrachtet werden, und das erkannte Rosas auch damals recht gut, und wollte sich deshalb die Stadt unterwerfen. Nicht allein bietet der La Plata-Strom mit seinen gefährlichen Sandbänken und Untiefen großen Fahrzeugen bedeutende Schwierigkeiten, sich Buenos Ayres zu nähern, sondern wirklich tiefgehende Schiffe sind genöthigt, weit draußen auf der nichts weniger als ungefährdeten Rhede liegen zu bleiben und von dort ihre Fracht zu löschen — lauter Nachtheile, die in Montevideo ziemlich wegfallen, oder doch in keinem Vergleich zu Buenos Ayres stehen.

Montevideo hat außer dieser lebhaften Wasserverbindung — denn zwischen dieser Stadt und Buenos Ayres laufen noch wöchentlich verschiedene Dampfer — einen sehr lebhaften Landverkehr mit Brasilien in einer Diligencelinie, die etwa wöchentlich zweimal nach Artigas, der nördlichsten Grenze

Uruguays, abgeht und von dort ankommt. Den La Plata hinauf gehen ebenfalls kleine Dampfer, und so liegt die lebensfrische Stadt recht eigentlich mitten in einem nach allen Seiten offenen Verkehr.

Das Klima hält man ebenfalls für gesund, ansteckende Krankheiten kommen wenigstens nicht vor. Trotzdem klagen die Leute viel über Rheumatismus, und Lungenkrankheiten sollen hier wie in Buenos Ayres gar nichts Seltenes sein. Der Temperaturwechsel ist aber auch zu rasch, und nach drückender Hitze, wenn ein Pampero manchmal aufsteht, fegt plötzlich ein so wilder, erkältender Sturmwind durch die Luft, daß Alles in dicke Ueberröcke und in den Schutz der wärmeren Häuser, nicht selten sogar zu einem Kamine flüchtet. Daß ein so rascher Uebergang von Hitze zu Kälte nicht gesund sein kann, begreift wohl ein Jeder, wer aber sonst einen kräftigen Körper und besonders eine gesunde Lunge hat, der braucht auch selbst diesen raschen Wechsel in der Luft nicht zu fürchten.

Eine vortreffliche Eigenschaft Montevideos muß ich aber noch erwähnen, und das ist die wirklich liebenswürdige Nachsicht, mit der man das Gepäck eines Reisenden betrachtet. Brasilien macht davon eine sehr traurige und sogar abschreckende Ausnahme, sonst aber fand ich dasselbe in allen südamerikanischen Staaten, daß man von dem ganz richtigen Grundsatze ausgeht, die Steuer sei nicht für die Passagiere und ihre wenigen Habseligkeiten da, sondern nur für eingeführte und zum Verkauf oder zur eigenen Benutzung bestimmte Waaren. Allerdings führte ich sehr wenig bei mir, und zwar nur einen chilenischen Sattel mit Zubehör und einen der gewöhnlichen südamerikanischen Ledersäcke aus roher Haut, in dem meine übrigen Habseligkeiten staken; der wackere Steuerbeamte würdigte das Alles aber kaum eines Blicks. Er hielt einen mächtigen Pinsel in der Hand, mit dessen ziegelrother Farbe er nicht allein dem Ledersacke, sondern auch dem in eine Decke eingeschlagenen Sattel einen plötzlichen Tupfer versetzte, und da mein Träger schon wußte, daß dieser Tupfer eine völlige Bescheinigung für freie Passage war, befanden wir uns wenige Minuten später im Hotel.

Da ich übrigens nicht allein meine Briefe von Europa nach Buenos Ayres dirigirt hatte, sondern auch meine durch die Pampas gekommenen Sachen dort erwarten mußte, so beschloß ich, mit der allernächsten Gelegenheit dort hinauf zu fahren, und das war mit dem vor noch nicht langer Zeit hierher gebrachten amerikanischen Dampfer Mississippi, der die Hauptfahrten zwischen Montevideo und Buenos Ayres machte, am leichtesten zu bewerkstelligen.

Der Mississippi konnte sich aber auch auf dem La Plata sehen lassen, denn es war ein ganz wackerer Dampfer, mit eleganter Kajüte und prachtvoller mächtiger Maschine. Allerdings liefen wir, Buenos Ayres gegenüber, als wir von der Außenrhede nach der innern überwechseln wollten, auf den Sand und blieben dort ruhig sitzen. Das hatte aber nichts zu sagen, die grünen, zu dem Dampfer gehörenden Launches kamen rasch herbei, nahmen die Passagiere an Bord und trugen sie mit schwellenden Segeln dem nicht mehr so gar fernen Land entgegen.

2.

Buenos Ayres.

Als ich vor zwölf Jahren diese Stadt zum ersten Mal betrat, erinnere ich mich noch recht gut des wunderlichen Eindrucks, den sie auf mich machte. Wir lagen damals ebenfalls auf der in Meilen weiter Entfernung befindlichen Außenrhede; als wir mit der Barkasse die niedere rothe Häuserreihe, die sich vor uns ausbreitete, ansegelten, schien es, als ob wir uns einer Stadt von aufgethürmten Ziegelhaufen näherten. Alles war roth, nur nicht der Himmel darüber und das Gras neben dran, wenn Rosas auch selbst das an vielen, vielen Stellen roth gefärbt hatte.

Alles war roth, und als unser Boot mit hoher Fluth zwischen die Uferfelsen hineinschoß, leuchteten uns von überall die feuerrothen Ponchos der Gauchos entgegen und schienen gar prächtig in die Stadt zu passen.

Es war damals ein wilder Ort, jenes Buenos Ayres, und wenn auch Rosas nicht mehr mit so blutiger Hand wie früher regierte, lagerten der Schrecken und die Furcht doch noch in den Herzen der so oft aufgestörten Bewohner, und schienen durch das freche und rohe Benehmen der Soldaten — noch dazu meist Neger — nur gerechtfertigt zu werden. Es sind freilich nur zwölf Jahre verflossen, aber damals war der ganze große Ort doch wahrlich weiter nichts als die „Vorstadt der Pampas", und mitten auf der Plaza hielt oft der Gaucho, frisch aus der Steppe, auf seinem schweißtriefenden Pferde, die bunte cheripa um die Hüften geschlagen, den Poncho im Winde flatternd, die Beine in Stiefeln aus abgezogener Pferdehaut steckend, die Revenka dabei am Handgelenk, die riesigen eisernen Sporen an den Hacken.

Und wie hat sich das Alles verändert! Verschwunden ist die ganze rothe Stadt, oder vielmehr wie ein Phönix aus der Asche emporgestiegen, die ganze Residenz hat eine weiße festliche Farbe angelegt, und die Kuppeln der Kathedrale und Kirchen glänzen und blitzen in der Sonne, daß es eine Lust und Freude ist.

Nur eine kurze Strecke die eine oder die andere Straße ab, und der Weg führte früher an kleinen, aus rothgebrannten Backsteinen roh zusammengeklebten Häuserreihen vorüber, die durch enge, von Cactus eingefaßte Hofräume verbunden wurden — und welche Veränderungen hatten die wenigen Jahre hervorgebracht! Wo waren in der kurzen Zeit jene ärmlichen Hütten, jene schmutzigen Lehmstraßen hingekommen, durch die sich die hochräderigen Karren der Pampas ihren Weg wählen mußten! Prächtige Gebäude stehen jetzt überall in der Straße in lichten, reinlichen Farben prangend; breite Trottoirs ziehen sich neben dem vortrefflichen Pflaster hin, und Gas erleuchtet sie bei Nacht zu Tageshelle.

Und die Läden! Ging man früher selbst über die Plaza und schaute in eins der größeren Locale hinein, wo Schnitt-

waaren feilgehalten wurden, so war das Einzige, was dem Auge begegnete, dunkelblaues Tuch und feuerrother Flanell, mit einer kleinen Auswahl von Damenkleidern, die aber ebenfalls eine bestimmte Farbe und weder hellblau noch hellgrün zeigen durften, und jetzt? — hinter den hohen Spiegelscheiben hat Paris all' seine buntfarbigen Schätze aufgehäuft; der Gaucho mit seinem Lasso am Sattel ist aus den Straßen verschwunden, in denen Droschken und elegante Equipagen hin- und herrollen; den Poncho sieht man fast gar nicht mehr, und die ganze Stadt hat ein so civilisirtes, europäisches Aussehen gewonnen, daß es wahrhaftig kaum mehr der Mühe lohnt sie zu besuchen, denn Aehnliches können wir überall zu Hause sehen.

So schreitet die Cultur vorwärts und verbessert nicht etwa die Welt, sondern macht sie nur überall gleich, damit sich der civilisirte Mensch auch überall heimisch fühle, und für diesen mag es auch gut und vortheilhaft sein; für den Reisenden aber, der eben in die Welt hinauszieht, um etwas Neues zu suchen und zu finden, ist es eine ganz verzweifelte Geschichte, die es bald dahin bringen wird, daß es sich gar nicht mehr der Mühe lohnt, den Fuß auch nur vor die Thür zu setzen. Jetzt wenigstens Buenos Ayres zu sehen, ist wirklich nicht die Passage werth.

Trotzdem sieht man aber doch auch wieder hier, ebenso wie in Montevideo, recht deutlich, welchen Unterschied es in einem Lande macht, ob es in Krieg oder Frieden lebt. Buenos Ayres hat nun noch nicht einmal die vollen Segnungen des Friedens in diesen zwölf Jahren genossen, und eigentlich nur einen etwas geregelteren Zustand für seine Regierung bekommen, ja befand sich sogar jetzt wieder in einem halben Krieg, und welche fabelhaften Fortschritte sind trotzdem in der kurzen Zeit gemacht! Eine fast ganz umgebaute neue Stadt, Gasbeleuchtung, Trottoirs, gutes Pflaster, Eisenbahn sogar, die eine Strecke in das innere Land hinein führt, und aufblühenden Handel und Gewerbe, und was könnte nicht aus dem Lande gemacht werden, wenn es eben in anderen Händen wäre!

Das Meiste, was geschehen ist, verdanken die Argentiner freilich selbst jetzt den Fremden, die von England, Frankreich und Deutschland sich dorthin gezogen; die Regierung selber hat eher noch zurückgehalten als gefördert, und das alte unruhige Blut steckt den Leuten noch viel zu viel im Kopfe. Sie fangen aber doch an einzusehen, daß Frieden besser ist als Krieg, und wenn auch, gerade als ich dort war, Unmassen von Soldaten und eine beträchtliche Anzahl von Kanonen gegen den sie bedrohenden Urquisas geschickt wurden, so schien doch Niemand rechte Lust für einen neuen Krieg zu haben, oder überhaupt ernstlich daran zu glauben.

Eigentlich war es komisch, wie dieser ganze angebliche Krieg betrieben wurde, denn man nahm die Sache so lächerlich leicht, und betrieb Alles mit einer solchen beispiellosen Ruhe, daß es sich keineswegs um eine anrückende Armee, sondern höchstens um eine Art von Manöver zu handeln schien, was auch, wenn es für nöthig befunden würde, recht gut vier oder acht Wochen hinausgeschoben werden konnte. Selbst über die Ursache des Krieges schienen sich die Leute in Buenos Ayres nicht recht klar zu sein — oder wollten auch vielleicht die rechte Ursache nicht eingestehen, aber Soldaten wurden überall aufgeboten, und während die Geschäfte in der Stadt selber ihren ruhigen Gang gingen, rasselten die Geschütze auf der Eisenbahn der feindlichen Armee entgegen, und standen in den Zeitungen drohende Artikel gegen den „frechen Feind".

Hätte Urquisas wirklich Ernst gemacht und sich ein klein wenig beeilt, so konnte er recht gut und in aller Bequemlichkeit in Buenos Ayres einrücken, denn Befestigungswerke waren noch gar keine errichtet, obgleich man viel davon sprach. Urquisas schien aber selber keine Lust dazu zu haben, oder glaubte vielleicht, daß er diesmal doch so gut wieder wie früher Buenos Ayres zwingen könne, ihm zu gehorchen; er ließ also die Leute von Buenos Ayres ruhig alle ihre Vorbereitungen treffen, und der Erfolg hat gelehrt, daß es ihm in der That kein rechter Ernst gewesen.

Buenos Ayres ist seit der Zeit wirklich verbarrikadirt worden, d. h. auf eine wahrhaft naive und unschuldige Weise, als ob es gar keine Kartätschen in der Welt gäbe, die solche

Blendschanzen über den Haufen werfen könnten. Die Straßen sind nämlich durch ein paar kleine Backsteinmauern, zwischen die man lockere Erde eingeschüttet, verschlossen, die Kanonen selber stehen, nicht geschützt, oben auf, und die dünnen, von einfachen Backsteinen aufgeführten Gartenmauern, welche der Stadt außer diesen Barrikaden Schutz verleihen sollen, könnte ein mäßiger Stier über den Haufen werfen, wenn er es für nöthig finden sollte, dagegen zu rennen.

In der Stadt wurde indessen nichts versäumt, um die junge Bevölkerung unter die Waffen zu rufen. Nur den Fremden war es verstattet, neutral zu bleiben, und ihnen nur vorgeschrieben, sich von ihren verschiedenen Consuln Papiere ausstellen zu lassen, durch welche sie sich, wenn aufgegriffen, legitimiren könnten.

Die kleinen Staaten, die keinen Consul hatten, um sie zu vertreten, wären da wieder sehr schlimm daran und jeder Gefahr ausgesetzt gewesen, wenn sich der preußische Consul nicht ihrer angenommen und ihnen solche Freibriefe ausgestellt hätte.

Trauriges Consulatswesen, das solche Dinge noch als eine Gefälligkeit nöthig macht und den Deutschen, jeder Zufälligkeit oder Willkür gegenüber, bloßstellt und preisgiebt. Und wenn die Argentiner, was sicherlich geschehen ist, nun auch den einen oder den andern Deutschen aufgegriffen und unter ihre Soldaten gesteckt haben, und wenn der dann todtgeschossen oder schwer verwundet wurde, was geschieht nachher? — haben wir einen Schutz, haben wir eine entschiedene Vertretung im Auslande? haben die süddeutschen Staaten sie jetzt? — Nein! Nein! und tausendmal Nein. Wer es behauptet, lügt — es ist eine einfache Niederträchtigkeit, die an der deutschen Nation begangen wird, und alle jene Würzburger und Bamberger Congresse, alle jene particularistischen Versuche, Deutschland getrennt zu halten — nur zu Gunsten von ein paar machtlosen Dynastien, sind eben so viele Faustschläge, die man den Deutschen in das Gesicht applicirt. Die deutsche Geduld ist bodenlos, aber, beim ewigen Gott, sie verdienen es am Ende nicht besser, wenn sie sich das eben länger gefallen lassen!

Es ist eine verwünschte Geschichte, daß ich nie bei der Sache bleiben kann, und daß mir, ich mag in einem noch so entfernten Welttheile stecken — doch immer wieder unsere elenden deutschen Verhältnisse auf die Seele fallen. Aber meine ganze Reise galt ja auch nur dem Interesse der Deutschen im Auslande, die ich wenigstens uns noch als angehörig betrachte, wenn es auch — gar kein Maßstab — die deutschen Regierungen nicht thun.

Leider Gottes betrachten die deutschen Regierungen deutsche Auswanderer als nicht mehr zu Deutschland gehörig, und was hat England so groß gemacht, als das gerade, daß es seine Unterthanen, wo immer sie sich auch fanden, als Landeskinder betrachtete und beschützte. Was hat uns selbst in Deutschland, in Bremen wie Hamburg, eine solche Handelsflotte geschaffen, als unsere Deutschen im Auslande? — Wer verbraucht jährlich jene Millionen von Manufacturwaaren, die nach allen Theilen der Welt versandt werden, als unsere Deutschen im Auslande, wer anders als sie bringt in fremden Welttheilen unsere Fabrikate zu Ehren und in Aufnahme, und erhält der deutschen Nation einen guten und ehrenvollen Namen? — Und trotzdem durfte der preußische Gesandte in Chile einer Deputation, die zu ihm kam, um die Untersuchung eines an einem Deutschen verübten Mordes zu übernehmen, sagen: „er habe es nur mit dem Handelsministerium zu thun, und deutsche Auswanderer — das heißt solche, die sich nicht alle zwei Jahre ihren Paß verlängern lassen — hätten keinen Anspruch auf preußischen Schutz.“ Und wenn das am grünen Holz geschieht, was soll man da vom dürren sagen! —

Um wieder auf Buenos Ayres zurück zu kommen, traf ich es glücklich, daß ich gerade den Befreiungsfestlichkeiten beiwohnen konnte, die sie zur Erinnerung an die argentinischen Julitage feierten. An dem einen Tage war große Parade, und die argentinische Armee stand mit der Bürgerwehr auf der prächtigen Plaza von Buenos Ayres aufmarschirt.

Es war ein ganz eigenthümlicher Anblick, diese Soldaten von allen Farben um die ganze Plaza herum aufgestellt zu sehen, während sich die Bürgerwehr von Buenos Ayres —

denn jedes Bürgers Sohn ist verpflichtet, in die Nationalgarde einzutreten — ihnen anreihte. Beide Truppenkörper waren aber so scharf als möglich von einander geschieden, und die eigentlichen Soldaten in ihren grauen Uniformen, bepackt mit Tornister und Feldkessel und schwer bewaffnet, dazu die sonnverbrannten dunkeln Gesichter und die abgehärteten Körper, sahen wohl aus, als ob sie einem auch nicht ganz unbedeutenden Feinde Trotz bieten konnten. Die Bürgerwehr dagegen, ein Elitecorps von jungen eleganten Leuten, machte den Eindruck nicht, und wenn sie auch alle (verschiedenfarbige) Glacéhandschuhe und Glanzstiefeln, wie sehr elegante Uniformen trugen und die eisernen Läufe ihrer Musketen mit einer gewissen Schonung handhabten, konnte man ihnen nicht ableugnen, daß sie allerdings auf der Plaza hier ihren Platz ausfüllten; aber kein Mensch der Welt hätte garantiren mögen, daß sie gerade so ruhig stehen würden, wenn es irgend einem rücksichtslosen General einfallen sollte, eine Kartätschenbatterie gegen sie auffahren zu lassen.

Einen wunderhübschen Anblick gewährte es, bei dem prachtvollsten Sonnenschein an einer der Ecken zu stehen und über ein paar Reihen dieser aufmarschirten Krieger hinweg zu schauen. Jeder von ihnen hatte nämlich seine Papiercigarre, die Bürgerwehrsoldaten auch nicht selten eine ächte puro im Munde, und über der ganzen Reihe lagerte eine leichte, lichtblaue Rauchschlange, die bald in die Höhe bäumte, bald sich zur Seite abringelte. — Diese Nationalgarde war bestimmt, die Wache in der Stadt zu versehen, während die wirklichen Linientruppen hinaus gegen Urquisas geschickt werden sollten.

Merkwürdig war mir die Verschiedenheit der Urtheile, die ich über Urquisas selber hörte, und zwar von Leuten, von denen man eigentlich glauben sollte, daß sie in Buenos Ayres einen und denselben Standpunkt einnehmen müßten — von Fremden nämlich, und besonders von sonst ganz ruhigen und praktischen deutschen Kaufleuten.

Die Einen behaupteten, Urquisas sei ein Tyrann, gerade wie Rosas, in dessen Schule er auch allerdings seine Lehrzeit bestanden, und außerdem manche Probe abgelegt habe, wie grausam er besonders in einem Kriege verfahren könne. Diese

zählten dann eine Menge von Beispielen auf, wo Urquisas als Sieger, nach gewonnener Schlacht, eine Masse von Kriegsgefangenen hatte erbarmungslos lanziren oder abschlachten lassen, und prophezeiten, daß er, wenn er wieder an's Ruder gelangen sollte, genau dasselbe blutdürstige Verfahren einschlagen würde, wie Rosas, in dessen ganzes System er schon versucht habe einzulenken. Außerdem soll er sich ein ungeheures Vermögen auf nichts weniger als redliche Art erworben haben, indem er die Ansiedler in Entre Rios — allerdings indirect — durch alle möglichen Mittel und Wege so lange chicanirte und peinigte, ohne daß sie je hätten Recht bekommen können, bis sie sich dazu entschlossen, das Land zu verlassen. Ihr bis dahin bearbeitetes Eigenthum mußten sie aber natürlich um jeden Preis losschlagen, und Urquisas war dann bei der Hand, um es ihnen, eben um jeden Preis, abzunehmen. Solcher Art soll etwa der dritte Theil von ganz Entre Rios in seine Hände übergegangen sein.

Der andere Bericht über Urquisas lautet von diesem sehr verschieden. Seine Freunde können allerdings, wie es scheint, nicht leugnen, daß er sein sehr großes Vermögen auf etwas „zweifelhafte" Art gewonnen habe, aber „das ist längst vorbei", sagen sie, „und Urquisas ist ein braver, rechtlicher Mann, der, wenn nicht gereizt, gewiß mit Niemandem Streit anfängt". — Allerdings, wenn er seinen Raub in Sicherheit hat, wird er ihn nun auch gern in Ruhe genießen wollen. Sie leugnen dabei, daß er grausam wäre, wenn er sich auch früher habe Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. Die Zeit aber, in der er gelebt, habe das mit sich gebracht, denn Blut war damals so an der Tagesordnung, daß Niemand mehr etwas Außergewöhnliches darin fand, es zu vergießen. Mit seinem großen Reichthum soll er aber auch wieder viel Gutes thun und besonders Wissenschaften und Künste, wie alles Andere fördern, was dem Lande selber Nutzen bringen kann.

Ich hörte darüber viele Beispiele, die allerdings sehr zu seinen Gunsten sprachen, wo er besonders Fremde mit vollen Händen unterstützte, sobald sie irgend ein gemeinnütziges Werk unternehmen wollten und keine ausreichenden Mittel dazu hatten. Urquisas hat auch, selbst in Buenos Ayres, eine

nicht unbedeutende Partei für sich, vor allen Dingen besonders den großen Schwarm Derer, die unter dieser Regierung keine Stelle haben und unter der seinigen eine solche glauben erwarten zu können. Jeder Mensch, er mag es treiben wie er will, findet aber seine Anhänger, die von Dem, was von seinem Tisch abfällt, leben wollen, und selbst Rosas wird jetzt von Manchem wieder herbeigesehnt, wenn die Stimmung gegen ihn auch mehr eine gleichgültige ist.

Allerdings hat die argentinische Regierung in der allerneuesten Zeit einen Verhaftsbefehl gegen den in England lebenden Rosas erlassen und seine Auslieferung als „gemeiner Mörder" von der englischen Regierung verlangt. Die Herren wußten aber, schon ehe sie dieses Verlangen stellten, daß ihnen nicht gewillfahrt werden würde, und das Ganze war in der That weiter nichts als die Furcht, Rosas könne einmal wieder von einer Partei zurückgerufen werden, was sie ihm dadurch unmöglich machen wollten.

Merkwürdig bleibt es immer, daß sich, trotz all' diesen ewigen Unruhen, Buenos Ayres in den wenigen Jahren so heben konnte, denn es ist in der That kaum wieder zu erkennen. Es haben sich aber auch eine sehr große Zahl von Fremden in diesen Jahren hierher gezogen, die dem politischen Treiben natürlich fern blieben und ungestört ihren Geschäften nachgehen konnten.

Besonders ist das deutsche Element in dieser Stadt gewachsen, und wo vor zwölf Jahren nur drei deutsche Firmen und sehr wenige deutsche Handwerker bestanden, findet man jetzt deutsche Geschäfte und Gewerbe, wohin man geht, und die deutschen Häuser gehören zu den angesehensten der Stadt. Auch etwas Gemeinnütziges ist im deutschen Interesse geschehen, indem sich unsere Landsleute, besonders aus dem Kaufmannsstande, aus gemeinsamen Mitteln ein großes Grundstück in der Stadt kauften und darin ein großartiges Gesellschaftslocal mit Kegelbahn, Fechtsaal und Turnhalle anlegten. Zwei mächtige, und zwar doppelte Kegelbahnen schließen beide Seiten ein, und jede hat ihren besondern Namen nach den vier Freien (?) Hansestädten Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt a. M.

Bedeutende Importgeschäfte sind dabei überall angelegt, und in der That giebt es auch kaum ein besseres Land für das Importgeschäft als ganz Südamerika, wo eigentlich nur oben in dem entferntesten Winkel desselben, in Quito, einige Fabriken bestehen, und Alles, was Eingeborene oder Fremde gebrauchen, importirt werden muß. Da ist kein Glas, keine Stecknadel, keine Elle Band, die im eigenen Lande fabricirt werden könnte; Alles, von dem Größten bis zu dem Geringsten, wird zu Schiff eingeführt, und der vermittelnde Kaufmann muß dabei vortreffliche Geschäfte machen.

Unsere deutschen Waaren finden wir wohl an vielen Stellen, besonders Tuche und andere Stoffe, aber doch noch lange nicht in so bedeutender Menge, wie ich es gewünscht zu sehen und wie es möglich wäre, wenn deutsche Fabrikanten erst einmal dahin kämen, größere Reisen zu machen, um ihre Fabrikate in Form und Gehalt den Bedürfnissen da draußen anzupassen. Ja, die Verpackung selber giebt bei einer Menge von Dingen einen nicht unbedeutenden Ausschlag, ob sie eben in fernen Welttheilen verkäuflich sind oder nicht, und der praktische Amerikaner hat das vor allen anderen Nationen rasch herausgefunden und benutzt. Amerikanische Schiffe mit einer Unmasse der verschiedenartigsten, aber am zweckmäßigsten hergestellten und verpackten Waaren segeln alle die kleinen Häfen der West- und Ostküste an, und wo irgend etwas für Geld oder Tauschartikel abgesetzt werden **kann**, da sind sie jedesmal auch richtig bei der Hand.

Dem deutschen Seemann steckt unser altes Stallfütterungssystem dagegen viel zu sehr in den Knochen. Er will lieber eine geringe, aber sichere Anstellung — das heißt **Fracht** — bei der er genau berechnen kann, was er am Ende der Reise verdient hat, als irgend eine Art von Risico laufen, wobei er aber auch im günstigen Fall in der Hälfte der Zeit vier- und sechsfachen Nutzen haben könnte. Es liegt das einmal in seinem deutschen Blute, und er kann's eben nicht ändern.

Einen sehr großen Nachtheil haben wir aber dadurch in Deutschland selbst für unsere Fabrikate erlitten, daß eben andere Nationen uns überall zuvorkommen. Man kennt draußen, wenn unsere Waaren in Qualität auch wirklich viel

besser sein sollten als andere, doch nicht unsere Etiketten, denn was wirklich Gutes von Deutschland in das Ausland verschifft wurde, trägt ja fast Alles Pariser oder englische Stempel. Werden denn unsere Fabrikanten nie aufhören, diese verwerfliche Sitte fortzuführen, werden sie nie einsehen wollen, daß es ein gemeiner Betrug ist, ihre Waaren mit einem andern ausländischen Namen zu versehen, ein Betrug an dem Fremden, aber ein noch größerer an sich selber, sowie dem Rufe unserer deutschen Producte, den sie damit verüben? Daß sie sich selber damit auf die Länge der Zeit den größten Nachtheil gethan haben, wollen sie nicht einsehen, denn jedes englische oder französische Fabrikat, es mag so schlecht sein wie es will, geht unter der Etikette, weil die Masse der Waaren gut ist, während wir jetzt von Deutschland aus nur sehr wenige Fabrikate, sie mögen so vortrefflich sein wie sie wollen, unter unserem eigenen ehrlichen Namen los werden können.

Kann man nur einen Hut in Deutschland kaufen, ohne daß eine Pariser Firma darin steht, und könnte man nicht tausend und abermals tausend Sachen aufzählen, die mit englischen und französischen Namen und Wappen von dem deutschen Publikum willig gekauft werden? Daß andere Nationen dies aber benutzen, kann ich ihnen nicht allein gar nicht verdenken, sondern es geschieht uns sogar noch ganz Recht. Unsere Fabrikanten wollen nicht einsehen, daß sie für ihre Fabrikate einen weit höheren Preis bekommen könnten, wenn sie nur erst einmal ihren eigenen Namen dadurch zu Ehren gebracht, daß sie sich ihrer eigenen Firma nicht mehr schämen. So wurde vor ganz kurzer Zeit in Südamerika einem Engländer der Auftrag, eine bedeutende Anzahl Cavalleriesäbel für einen bestimmten Preis zu liefern. Der Mann lieferte sie auch; es stellte sich aber bald heraus, daß er einfach seinen Auftrag nach Solingen geschickt hatte, von wo er auch in bester Qualität, aber natürlich unter englischer Etikette, ausgeführt war. Der Fabrikant hatte also für seine Waare den möglichst niedern Preis bekommen und der Zwischenmann, durch Fälschung der Firma, den alleinigen Nutzen gezogen. Die Regierung wurde indessen damit be-

kannt gemacht, und mit der Waare zufrieden, ging ihre nächste Bestellung jetzt direct nach Solingen.

Manchmal liegt aber auch die Möglichkeit des Verkaufs nur in der Verpackung einer Waare, wie das zum Beispiel mit den amerikanischen Medicinen der Fall ist.

Ich bin fest überzeugt, daß wir in Deutschland sämmtliche präparirte Droguen und Medicinen eben so gut und vielleicht billiger als die Amerikaner herstellen können. Aber der deutsche Apotheker oder Droguist giebt sich nicht damit ab, seine Waare verkäuflich zu machen. Er hat zum Beispiel das beste Chinin, die besten Droguen gereinigt und präparirt in Fässern oder Büchsen stehen, wer sie aber haben will, muß sie ihm en gros abkaufen, und kann sie dann so hübsch und praktisch verpacken, wie es ihm gerade beliebt. Anders der Amerikaner. In den bedeutenden Droguerien Amerikas sind die Leute schon von vornherein darauf eingerichtet, ihre Waaren nicht allein in Masse herzustellen, sondern auch in Masse in kleine, passende und elegante Büchsen oder Gläser zu verpacken, in denen sie nicht nur bequem verschickt, sondern, wo sie auch ankommen, gleich in die eleganteste Apotheke gesetzt werden können. Sie haben dabei einen bestimmten Preis und einen bestimmten Umfang des Gefäßes, die von verschiedener Größe versandt werden, sich also auch wieder zum Detailverkauf viel besser eignen, und die Folge davon ist, daß man in keine Apotheke von ganz Süd- oder Nordamerika kommen kann, ohne dieselbe mit amerikanischen Flaschen, Büchsen, Schachteln und Gläsern von oben bis unten gefüllt zu sehen. Alle diese Waaren aber haben amerikanische Etiketten, denn der praktische Amerikaner weiß recht gut, daß er immer mehr und mehr verkauft, je mehr er dem Ausland seine eigene Etikette vor die Augen führt und es damit bekannt macht. Er ist nicht albern genug, für andere Nationen zu arbeiten und sich mit dem einfachen Tagelohn zu begnügen.

Doch was hilft alles Reden; der deutsche Fabrikant liest es, nickt vielleicht mit dem Kopf und sagt: „Ach ja, das ist schon wahr, unsere Sachen sind besser als viele ausländische, und doch stehen unsere Firmen nicht darauf," aber — das ist auch Alles; die Sache bleibt deshalb doch beim Alten, wie

sie einmal gewesen, und Deutschland wird nicht eher aus dem alten Schlendrian herauskommen, bis es einmal gewaltsam daraus aufgerüttelt wird. Der Einzelne hat leider Gottes nicht die Energie, sich selber da heraus zu raffen und mit einem wackern Beispiel voran zu gehen — und wenn es der Einzelne auch wirklich einmal thäte, die Masse klebt sicher an den althergebrachten Gewohnheiten, an dem Zunftzopf und dem feigen Verkriechen hinter fremden Namen, um ihre eigenen Waaren auf den Markt zu bringen.

Doch um wieder auf unsere argentinischen Festlichkeiten zurück zu kommen, so concentriren sich diese, wie in ganz Südamerika, immer hauptsächlich auf ein Feuerwerk, das sie, so lange das Fest dauert, also drei Tage lang, geduldig abbrennen. Man darf auch nicht etwa glauben, daß die Argentiner die Nachtzeit als unumgänglich nöthig für ein Feuerwerk halten; Gott bewahre, bei solchen Gelegenheiten fliegen den ganzen Tag Schwärmer und Raketen, und sie sind im Stande, ganze Nester voll Leuchtkugeln der brennenden Sonne gerade in's Gesicht zu schütteln. Natürlich hören sie nur das Knattern und Knallen hoch in der Luft und sehen vielleicht einzelne kleine weiße Wölkchen, die so rasch in der blauen Luft zerfließen, wie sie eben entstanden.

Die Feuerwerke, die drei Abende hintereinander auf der Plaza abgebrannt wurden, waren nicht übel, und zeichneten sich, neben einer Anzahl recht hübscher Kronen und Räder in verschiedenfarbigen Lichtern, besonders durch eine wahre Unmasse von Raketen und Leuchtkugeln aus, die in ganzen Schwärmen in die Luft hineinstiegen. Nach dem Feuerwerk ließ dann natürlich die Straßenjugend, die während der Festlichkeit unter den Feuerrädern durchlief und sich die Jacken verbrannte, Frösche über den ganzen Platz los, und räumte dadurch die Plaza vollständig von jedem anständig gekleideten Menschen.

An diesen Abenden war auch Theater, das sonst nur ein- oder zweimal die Woche geöffnet ist. Ich ging hinein, aber sehr bald auch wieder hinaus, denn ich finde keine Freude an diesen spanischen Dramen. Ist es ein Trauerspiel, so wird die dritte Person, Choristen eingerechnet, erstochen, oder auf

irgend eine andere scheußliche Weise umgebracht; ist es dagegen ein Schauspiel, so leiert sich ein höchst langweiliger Dialog mit einer Menge von Briefen, die gebracht und gelesen werden, den ganzen Abend hin.

Das Theater von Buenos Ayres ist gar nicht unhübsch eingerichtet, und hat außerdem auch den Vortheil, mit Gas erleuchtet zu sein, während sich das Theater in Montevideo mit Stearinlichtern behelfen muß. Sonst sind in Buenos Ayres aber in der That ungemein wenig Vergnügungsorte, eine Unzahl von Conditoreien und Branntweinläden natürlich abgerechnet, und es wird gewiß Niemand in den Verdacht kommen, sich zu seinem Vergnügen in dieser Stadt der ewigen Pampas aufzuhalten.

Ich selber dachte ebenfalls daran, den Ort sobald als möglich wieder zu verlassen, denn in diesem Lande, das, wie man sagen kann, in einer permanenten Revolution und Aufregung lebt, ist nichts für deutsche Auswanderung zu machen. Der Deutsche ist ausschließlich Ackerbauer, und will, wenn er sein Land in Angriff genommen hat, auch in Frieden leben; das aber ist hier nicht möglich, denn eine Regierung beschützt ihn, während ihm die andere ihre Soldaten zum Plündern über die Felder jagt, und dabei kann sich der ruhige Deutsche nun einmal nicht wohl fühlen. Sollte dieser Zustand einmal — wozu bis jetzt aber noch nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, mehr geregelt und gebessert werden, dann können sich die La Plata-Staaten darauf verlassen, daß ihnen eine fleißige und tüchtige fremde Bevölkerung zuströmen wird. So lange dieser Zustand aber, der nicht die geringste Sicherheit bietet, dauert, wird sich der Strom der Auswanderung diesem Lande stets fern halten.

Uebrigens gelüstete es mich doch, die Pampas nach so langen Jahren einmal wieder zu besuchen, und alten, lange nicht gesehenen Freunden und Bekannten einen Gruß zurufen zu können.

Da waren besonders die kleinen Eulen in ihren Erdlöchern, auf die ich mich so lange gefreut, und die gar so ernsthaft in der Dämmerung vor ihren Höhlen sitzen und in die weite, endlose Welt hinausschauen. Da waren die vis-

cochas, die ihnen Gesellschaft leisten und mit einbrechender Nacht zu nahebei wohnenden Bekannten auf Besuch ziehen. Da waren die gravitätischen Störche der Pampas, die großen Habichte, die den Lämmerheerden folgen, die wilden Enten, die zu Tausenden auf den weiten Steppen ihrer Nahrung nachgehen, Wassertruthühner, Flamingos, Löffelreiher, und die gar wunderliche und langgeschwänzte Otter noch gar nicht einmal gerechnet.

Der preußische Consul, Herr Halbach, mit dem ich schon früher, das heißt vor zwölf Jahren, einmal auf seine estancia hinausgeritten war, lud mich diesmal wieder freundlich ein, seine quinta zu besuchen (Menschen werden alt und Dinge bessern sich in der Welt, denn in den zwölf Jahren war aus der estancia eine quinta geworden). Ich nahm auch die Einladung mit großem Vergnügen an und sagte ihm, daß ich am nächsten Morgen an jeder von ihm zu bestimmenden Zeit bei seinem Hause sein wollte. Ich hatte mein Sattelzeug ja bei mir und konnte ein Pferd leicht bekommen. Er erwiderte mir aber, ein Pferd sei nicht nöthig, denn wir führen den größten Theil des Weges mit der Eisenbahn und den Rest dann in seinem kleinen Cabriolet, das er sich an die Bahn hinausbestellt habe.

Eisenbahn und Pampas! — die beiden Worte paßten mir nicht recht zusammen, und, aufrichtig gestanden, hatte ich mich auch eigentlich schon darauf gefreut, wieder einmal in gestrecktem Galopp über die Ebene fliegen zu können. Es war aber auch interessant, dieses neue Leben in der Argentinischen Republik beobachten zu können, und da ich schon Omnibus und Droschken in der Stadt getroffen, durfte es mich auch nicht mehr wundern, Eisenbahnen zu begegnen. In fünfzig Jahren von jetzt ab wird es aber wahrlich nicht mehr der Mühe werth sein, auf Reisen zu gehen, denn der Reisende kann dann wenig oder gar nichts Anderes mehr zu sehen bekommen, als was er daheim in seiner allernächsten und civilisirtesten Umgebung ebenfalls findet. Die Eisenbahnen nivelliren Alles, und machen am Ende, mit all' dem was um sie herumhängt, ein Land dem andern so ähnlich, daß man sie nicht mehr von einander unterscheiden kann. Fran-

zösische Barbiere, Friseure und Putzmacherinnen sind ja jetzt schon in die Pampas und den Urwald vorgedrungen, Omnibusse kreuzen die Fährten des Strauß und Puma, Locomotiven schrecken den wilden Hengst der Steppen, und der Indianer steht mit offenem Munde neben einem an seine äußersten Grenzen hintransportirten Pianino und lauscht den wunderlichen Lauten.

Früher blieb sich die Welt Jahrhunderte lang gleich, oder machte doch nur so langsame Fortschritte, daß man ihr Wachsen kaum oder gar nicht bemerken konnte. Jetzt sind wir dagegen schon zu einem Stadium gelangt, wo ein einziges Jahrzehnt Verbesserungen und Neuerungen wie Pilze über Nacht aus der Erde treibt, und mit einer Erfindung der andern unter die Arme greifend, muß das in Zukunft nur noch immer rascher vorwärts gehen. Mit den Erfindungen ist es, wie mit einer fremden Chiffresprache, die uns unter die Hände kommt, und die wir uns bemühen zu entziffern. Im Anfang geht es verzweifelt langsam, aber nur erst einmal ein paar Zeichen davon herausbekommen, und man rückt der vollkommenen Entfaltung mit rasend schnellen Schritten entgegen.

Pampas! wie hatte ich mich auf die Pampas gefreut, und was bekam ich jetzt davon zu sehen? Eisenbahnstationen, die denen in England auf ein Haar glichen, mit kleinen hölzernen Gebäuden, und mit spanischen Namen statt englischen, und die Pampa, die dazwischen lag, hätte eben so gut Lüneburger Haide heißen können, so wenig oder so gar nichts war von ihrem Leben zu sehen.

An dem einen Stationsgebäude hingen allerdings fünf Füchse, die der Gaucho-Bahnwärter vielleicht mit einem elektrischen Draht, statt dem Lasso, gefangen hatte; aber man konnte nicht einmal fragen, wo sie herkamen, denn der Mann hatte mehr zu thun und der Zug ging gleich weiter. Ich will aber damit gar nicht etwa gesagt haben, daß wir außerordentlich schnell gefahren wären, denn mit einem guten Pferde hätte mich der Zug wahrlich nicht wieder einholen sollen, aber man blieb doch nie lange genug an einer Stelle, um auch nur dem Bahnwärter Guten Morgen zu sagen, und was man beobachten wollte, mußte eben vom Coupé aus geschehen.

Diese Eisenbahnwagen in La Plata, wie ebenso in Peru, Chile und Brasilien, sind fast alle aus den Vereinigten Staaten gekommen, deren Ingenieure auch zum großen Theil die Bauten der Bahn geleitet haben. Wo sich noch eine andere Nation dabei betheiligte, waren es Engländer. Die Bahnwärter und Beamten an der Bahn, einige Amerikaner ausgenommen, schienen aber ächte Gauchos zu sein, und es machte mir einen ganz wunderlichen Eindruck, einen so sonnverbrannten Burschen mit seinem bunten Poncho und der cheripa und ohne Sporen den friedlichen Functionen eines Eisenbahnwärters und Weichenstellers nachgehen zu sehen.

An der nächsten Hauptstation hielten wir, weil uns dort das kleine und dahin bestellte Cabriolet erwarten sollte. Es war bitter kalt den Morgen gewesen, und wir gingen in die Restauration, um dort auf das Cabriolet zu warten und eine Tasse heißen Kaffee zu trinken.

Die dort liegenden Gebäude — die Restauration, einige kleine Verkaufsläden, und die Bahn selber umschlossen an drei Seiten einen offenen Platz, eine Art von Plaza, in dessen Mitte mir aber ein kleines, sonst ganz niedliches hölzernes Häuschen auffallen mußte, dessen Eigenthümer, wie es mir schien, ein Coaksgeschäft betrieb. Um das ganze Haus herum war nämlich von eisernen Schienen eine Art von Fenz oder Umzäunung aufgestellt, die zwischen sich und der Wand vielleicht noch einen Raum von 2½ bis 3 Fuß ließ. Dicht um diese Umzäunung aber standen mit Koaks gefüllte Körbe — vier und fünf über einander, so eng zusammengeschichtet, daß sie eine etwa 9 Fuß hohe feste Barrikade um das ganze Haus bildeten.

Es versteht sich von selbst, daß dadurch, daß man kein Luftloch gelassen, alle Fenster völlig verstellt waren, und als ich um das Haus herumging, konnte ich nicht einmal einen Eingang bemerken, ein ganz kleines Loch ausgenommen, in dem ein einzelner Korb fehlte. Natürlich erkundigte ich mich nach dieser wunderlichen Liebhaberei eines Mannes, der eine Coaksbarrière um sein eigenes Haus gebaut hatte, fand aber bald, daß es keineswegs seiner Hände Werk sei, die Coaks

auch nichts weniger als ihm gehörten. Die Ursache dieses sonderbaren Baues war äußerst komisch.

Als man nämlich die Eisenbahn gebaut und diese Station angelegt hatte, kam bei der Direction ein Franzose um die Erlaubniß ein, auf dem Platz eine kleine Restauration anlegen zu dürfen. Da die Direction selber noch keine Restauration dort errichten konnte oder wollte, gab sie die Erlaubniß, doch — wie es heißt — unter der Bedingung, daß der Einmiether zwar ein kleines Gebäude dort vorläufig aufrichten könne, den Platz aber jedenfalls räumen müsse, sobald ihn die Direction selber brauchen sollte. Der Franzose ging hierauf ein, schien aber keineswegs ein provisorisches Haus da aufzusetzen, sondern grub einen ordentlichen Keller und baute sich seine kleine Wohnung ganz allerliebst und dauerhaft auf. Die Direction sah das vielleicht nicht gern, konnte aber nichts dagegen machen, bis der Zeitpunkt kam, wo sie den Platz benutzen oder frei haben und ihre eigene Restauration eröffnen wollte. Dem Franzosen wurde jetzt gekündigt, aber — er ging nicht. Er erklärte, er habe den Platz bekommen, um hier eine Restauration zu bauen, leugnete auch nicht, daß er sich verpflichtet hätte, ihn wieder zu räumen, wenn die Zeit kommen sollte, verlangte in dem Fall aber alle seine darauf gewandte Arbeit zu einem recht guten Preis bezahlt, und als die Direction darauf nicht eingehen wollte, blieb er eben.

Man versuchte alles Mögliche, ihn fortzubringen, aber nichts half; zuletzt umzäunte man sein ganzes Haus, wie vorbeschrieben, mit eisernen Schienen, und umstellte es so mit Coaks gefüllten Körben, daß kein einziger Gast mehr zu der Restauration kommen konnte — es half Alles nichts: der Franzose blieb eben, gegen alle ihm in den Weg geworfenen Schwierigkeiten wacker ankämpfend, und erwartete jetzt ruhig das Resultat einer von der Direction gegen ihn anhängig gemachten Klage, die sich aber freilich noch Jahre lang hinausziehen kann. — Wäre es ein Deutscher gewesen, so würde man natürlich gar nicht so viel Umstände gemacht, sondern ihn einfach hinausgeworfen haben. Sein Consul hätte allerdings dagegen protestirt, aber damit wäre die Sache rasch abgemacht und der Platz frei gewesen.

Das Cabriolet kam endlich, und von einem wackern Pferde gezogen, rollten wir jetzt lustig, auf recht gutem, weil vollkommen trockenem Pampaweg, in die weite Steppe hinein, der noch etwa drei Leguas entfernten Quinta des Herrn Halbach zu.

Das aber war freilich die Pampa nicht mehr, die ich noch von zwölf Jahren her im Gedächtniß hatte! Wo war das hohe Gras, wo der üppige Klee hin, der damals diese weiten Ebenen in der Nähe von Buenos Ayres so hoch deckte, daß die Kühe, wenn sie wiederkäuend darin lagen, kaum mit dem Rückgrat und den langsam bewegten Hörnern über das grüne Bett herausschauten! Das Alles schien sich gar traurig verändert zu haben, denn jetzt war der Boden grau, fast ohne eine Spur von Vegetation, und die Rinder weideten sogar auf geackertem Felde, nur um hier und da die spärlich in die Höhe geworfenen Wurzeln abnagen zu können. — Die fabelhaft lange anhaltende Dürre der letzten Monate soll aber die alleinige Schuld daran tragen, und diese war auch die Ursache, daß Getreide und Mehl so unerhört im Preise emporgegangen. Selbst jetzt hoffte man noch immer vergebens auf Regen; Tag nach Tag verging, und selbst so lange ich im Lande blieb, und später auf meiner ganzen Tour durch Uruguay, fiel auch nicht ein einziger ordentlicher Schauer.

Sonst war aber die Steppe noch ziemlich beim Alten geblieben, wenn mir auch, auf dem dürren Boden, die Viehheerden etwas dürftig vorkamen. Die kleinen Eulen trieben nach wie vor ihr wunderlich Wesen — vielleicht Enkel und Ururenkel derer, die ich damals hier getroffen — dieselben großen gelbbraunen Geier strichen noch über die Steppe, und in dem kleinen Fluß hausten still und friedlich wie damals ganze Colonien der langgeschwänzten Otter. Und doch schien sich Manches verändert und vielleicht verbessert zu haben. Die Häuser, an denen wir vorüberkamen, sahen wohnlicher aus, ja, an der Eisenbahnstation war eine ordentliche Stadt entstanden, und manche Umzäunungen verriethen, daß die Eigenthümer doch wenigstens anfingen, auf Garten- oder Feld-

bau zu denken und das Vieh aus ihren Grundstücken fern zu halten.

Auf meiner früheren Fahrt hatte ich einen Sachsen Namens Pabsdorf angetroffen, der als Schäfer herübergekommen war und sich damals selber dort ein kleines Eigenthum gründete. Wir passirten heute wieder seine Estancia, und wie hat sich das Alles hier zu seinem Vortheile geändert! Da stand ein wohnliches großes Gebäude, da war ein weiter, mit Gräben und Hecken eingefaßter Gartenraum, da waren weite Strecken Land, die jetzt dem fleißigen Deutschen zu eigen gehörten, und zahlreiche Heerden, die darauf weideten.

Herr Pabsdorf selber befand sich noch so wohl und munter als früher; er war etwas älter geworden in den zwölf Jahren — ein Fehler, den er mit uns Allen theilte, — aber so rüstig geblieben wie zu jener Zeit. Er hatte seine Zeit damals benutzt, und Land und Vieh gekauft, als Alles zu einem wahren Spottpreis zu haben war. Eine Legua Land aber, die in jener Zeit 1500 Papierdollars kostete, war jetzt auf 4000 und mehr angestiegen. Schafe, die fast um nichts, oder um ein paar Realen verkauft wurden, kosteten jetzt, in der Heerde und die billigste Art, 2 Dollars das Stück — Kuh und Kalb, sonst für $2^1/_2$ Dollar zu bekommen, war jetzt 5—8 Dollars werth, Pferde ebenso im Verhältniß. Ebenso waren natürlich Schaffelle und Rindshäute, wie charque und Talg im Preise gestiegen, und es ist das ein mächtiger Beweis für die Vortrefflichkeit des Bodens und der dortigen Verhältnisse des Landes, daß selbst der stets unsichere politische Zustand den wachsenden Wohlstand nicht zurückhalten konnte. Wie müßte sich das Land heben, wenn es einmal in geregelte und sichere Zustände käme, so daß der Ackerbauer auch die Gewißheit hätte, er würde da selber ernten, wo er gesäet!

Nicht weit davon lag Herrn Halbach's Quinta, früher kaum mehr als eine anständige Gauchowohnung, jetzt ein reizendes Landhaus mit wohnlichen, selbst eleganten Gebäuden, eisernem Gitter um den wohlgepflegten Garten und einer mächtigen Pfirsichanpflanzung, einem ordentlichen Wald von Pfirsichbäumen, die noch immer in Buenos Ayres als Feuer-

holz verbrannt werden. Außerdem kommt aber auch jetzt sehr viel Holz auf den in den La Plata strömenden Flüssen herunter, und Kohlen werden in Masse eingeführt. Buenos Ayres ist aber eine sehr bedeutende und besonders volkreiche Stadt geworden, und verbraucht sehr viel Brennmaterial. Die Pfirsichbäume werden in Reihen gepflanzt, und wachsen so rasch, daß man sie nach drei, oder spätestens vier Jahren als ganz hübsche, des Brennens werthe Stämme abhauen kann.

Alle diese Estancias haben keinen, oder doch nur sehr wenig Ackerbau, sondern beschäftigen sich ausschließlich mit der Viehzucht. Aber auch selbst in dieser hat man die Aufmerksamkeit in den La Plata-Staaten ganz vorzüglich der Schafzucht zugewandt, und sich die größte Mühe gegeben, die Race zu verbessern. Vorzüglich sind zu diesem Zweck französische und sächsische Schafe eingeführt, und von den ersteren besonders die Rambouillet-Race, die das Stück nicht selten mit von 1200 Papierpesos bis zu 2- und 3000 bezahlt wird.*)

Die ächt sächsische Race ist noch theurer als die Rambouillet, und wird nicht nur von Speculanten, sondern von den Hacienden-Besitzern selber eingeführt. Herr Halbach hatte allein von der letzteren, wenn ich nicht irre, zwischen 70 und 80 Stück gekauft, um sie theils zur Veredlung der wilden oder eingeborenen Race zu benutzen, theils auch wieder die dort gezogenen ächten Schafe an andere Gutsbesitzer zu verkaufen. Die argentinische Race hat sich aber augenscheinlich durch diese Einführung so bedeutend verbessert, daß sie jetzt einen weit höheren Preis erzielen kann, und setzten die Hacienden-Besitzer ihre Bemühungen fort, so würden die La Plata-Staaten bald mit Australien und Peru, was die Güte der Wolle anbetrifft, concurriren können, und leicht im Stande sein, recht vortreffliche Wolle zu einem weit billigeren Preise zu liefern, als jene Länder.

---

*) Der Papierpeso hat gegenwärtig noch geringeren Werth als früher, denn es gehen in diesem Augenblick 23—25 Papierdollars auf den spanischen, so daß der eigentliche Papierdollar nicht mehr als etwa 4 Cents im Werthe hat, also 96 Procent schlechter steht als der alte Silberdollar.

In den Pampas finden sich eine Unmasse von zahmen, aber verwilderten Tauben, die hauptsächlich von dem Samen einer wilden Distelart leben. Wenn man diese sich selber überläßt, können sie den Haciendero genug ärgern, ohne daß er den geringsten Nutzen davon hätte. Er kennt seinen Vortheil aber besser und baut auf sehr einfache Weise große Taubenschläge, in denen er seine wilden Gäste nicht allein prächtig zusammenhält, sondern auch das ganze Jahr junge Tauben zu essen hat. Diese Taubenschläge bestehen nämlich aus weiter nichts als vier, vielleicht 12—14 Fuß hohen Mauern, durch deren eine Wand eine verschließbare Thür gelassen ist. Inwendig an den Mauern sind dann ringsum die viereckig gemauerten Löcher angebracht, in welche die Tauben ihre Nester bauen, und in denen sie ihre Jungen ausbrüten. Gefüttert werden sie natürlich nie, denn sie finden mehr, als sie brauchen, in der freien Pampa, aber der Haciendro versäumt nicht, sich seine Zinsen für den Bau des Taubenschlags in der Form von jungen Tauben täglich, oder wenn er sie gerade nöthig hat, heraus zu nehmen.

Die Wasserjagd ist dort in der Nachbarschaft noch so gut, wie sie je war, denn Tausende und Abertausende von Enten bedecken überall die Pampas, und an den Ufern der kleinen Flüsse kommen alle nur erdenklichen anderen Wasservögel vor. In wahrer Unmasse bevölkern auch kleine Familien der südamerikanischen Fischotter die kleinen Flüsse. Schon vor zwölf Jahren gab es eine ungeheure Zahl davon; damals aber war es von Rosas verboten worden, sie zu schießen oder zu fangen, da die im Felde stehenden Soldaten den Nutzen dieses Ertrages haben sollten. Jetzt ist diese Jagd wieder vollkommen freigegeben, man scheint ihr aber doch nur schwach obzuliegen, da die Felle nicht besonders werthvoll sind und die Jagd selber eigentlich kein weiteres Interesse bietet.

Ich schoß nur ein einziges dieser Thiere, um es einmal ordentlich in der Nähe zu betrachten. Diese Ottern gleichen eigentlich mehr einer großen braungelben Ratte, als irgend einem andern Thiere der Schöpfung. Sie haben den vollkommen kahlen Rattenschwanz, und nur der Kopf gleicht mehr dem des Hamsters, als dem der Ratte. Wenigstens hat er

die langen Nagezähne des Hamsters oder noch eher der Otter, das Fell ist aber dünn behaart, und deshalb von sehr geringem Werth; in Buenos Ayres will wenigstens Niemand etwas dafür bezahlen, und in Europa scheint man sich ebenfalls noch nicht darum zu reißen, was den harmlosen Thieren jedenfalls ihre Existenz auf noch einen langen Zeitraum von Jahren gesichert hat. Das ganze Thier ist im Ganzen etwa von der Größe oder Schwere einer Otter, nur etwas stärker als diese, und jedenfalls viel kürzer. Das Fleisch soll genießbar sein, und die Neger — die im Verdacht stehen, Alles zu essen, verzehren es, der Sage nach, mit Vergnügen.

Herr Halbach hatte neben seiner Hacienda auch noch eine Menge kleiner Außenstationen, die als Vorposten draußen an den Grenzen der Besitzungen liegen, und auf denen eine Art Unterverwalter die Aufsicht führt. Interessant war es mir, am Sonnabend diese Leute zur Hauptstation kommen zu sehen, um ihre gewöhnlichen Rationen in Empfang zu nehmen. Diese bestehen natürlich einzig und allein in Fleisch, und zwar werden eine Anzahl Hammel eingetrieben und geschlachtet, von denen sich dann Jeder seine gewisse Quantität mit heim nimmt. Fell und Talg gehören dem Herrn der Hacienda, den abgezogenen Hammel aber schnallt sich der Gaucho hinten an den Sattel und galoppirt vergnügt damit nach Haus.

In damaliger Zeit fehlte es übrigens bedeutend an eingeborenen Arbeitern, die, wo man ihrer habhaft werden konnte, augenblicklich zur Armee abgeführt wurden. Die Hacienderos waren auch deshalb genöthigt, viele Fremde in Dienst zu nehmen, so wenig diese auch sonst in den Pampasarbeiten den richtigen Gaucho ersetzen können. Am besten eignen sich dazu noch die Basken, die sich auch mit fabelhafter Leichtigkeit den Sitten des wilden Landes anschließen. Natürlich sind es selten gute Reiter, aber schon nach dem ersten Monat laufen sie, statt in Hosen, in der cheripa umher, haben den Poncho über, so wie die großen Sporen anhängen, und arbeiten mit dem Lasso nach Herzenslust. Auch in die Lebensart der Pampas finden sie sich ungemein leicht, denn mit wenigen Bedürfnissen in ihrer eigenen Heimath bekannt geworden, ent-

behren sie hier nur sehr wenig und fühlen sich gerade in einem solchen unstäten Leben wohl. Auch in Montevideo sind sie eigentlich die Einzigen, die neben den italienischen Gärtnern aushalten und unermüdlich fleißig dem Boden ihren Lebensunterhalt abzugewinnen suchen. Selbst in Süd-Brasilien fand ich sie später in Masse, und was ich dort über sie hörte, bestätigte nur meine eigene Erfahrung aus früherer Zeit: Der Baske hängt nämlich, trotzdem daß er sich den Sitten des fremden Landes so ungemein leicht anschließt, fast noch mehr und inniger an seiner Heimath, als der Deutsche. Dieser, wenn er sich in einem fremden Lande einmal Land urbar gemacht und ein Haus gebaut hat, was er wo möglich augenblicklich thut, sobald er das Land betritt — trennt sich nur sehr schwer und ungern wieder von diesem Besitzthum. Der Baske dagegen bindet sich lieber gleich von Anfang an nicht an ein solches Besitzthum, denn er ist in den meisten Fällen nur allein nach Amerika gekommen, um sich etwas zu erwerben und dann ungesäumt nach Hause zurückzukehren. Er miethet sich deshalb irgend ein kleines Stück Gartenland in der Nähe einer großen Stadt und arbeitet nun, wenn es sein muß, wie ein Sclave Tag und Nacht, nur um sein vorgestecktes Ziel recht bald zu erreichen. Den ganzen Tag gräbt, pflanzt und gießt er in seinem Garten. Abends nimmt er, was er den andern Tag zum Markte braucht; in der Nacht wäscht und reinigt und bindet er Alles, lange vor Tage ist er wieder auf und hat sein Pferd gefüttert und eingeschirrt, und mit dem Morgengrauen hält er an Ort und Stelle seine Waaren zum Verkauf bereit. Hat er sich dann ein paar hundert Dollars erübrigt — denn damit weiß er, daß er in seinem Vaterlande sein überdies genügsames Leben recht gut beginnen kann, so packt er seine Sachen zusammen, geht als Deckpassagier auf das nächste Schiff, oder arbeitet, wenn sich dazu Gelegenheit findet, noch lieber seine Passage an Bord ab, und fühlt sich für alle seine Anstrengungen reich belohnt, wenn er den heimathlichen Boden wieder betritt.

Auf dem Rückwege von der Estancia, wo wir auf der Station noch eine Weile auf den Zug warten mußten, sahen wir auch ein ausgehangenes Schild, wo ebenfalls importirte

Schafe zum Verkauf ausgeboten wurden. Wir gingen dorthin, um sie uns anzusehen, und fanden einen Amerikaner, der nicht allein diese Schafe, sondern auch alle möglichen Ackergeräthe rc. einführte. Er hatte Rambouillet und sächsische Schafe, für die er ziemlich bedeutende Preise forderte. Die besseren Rambouillet sollten 16 und 1800 Papierdollar, die sächsischen Schafe sogar 3500 Pesos das Stück kosten.

Der Zug kam endlich, wir mußten aber noch eine ganze Zeit lang warten, bis ein anderer, gerade aus der Stadt eintreffender Train passiren konnte. Dieser führte übrigens acht oder zehn Kanonen, kleine Sechspfünder mit allem Zubehör, und außerdem eine nicht unbedeutende Quantität ganz frisch gefertigter, noch nicht einmal angestrichener Lanzen. Außerdem aber schienen die einzelnen Soldaten auch noch eine Quantität der unglaublichsten alten Cavalleriesäbel aufgekauft zu haben, und einzelne Doppelflinten, die sie führten, waren mit Bindfaden und Streifen roher Haut an Schloß und Lauf zusammengebunden, um vielleicht diese Bataille noch aushalten zu können. Das Alles zog der Armee von Urquisas entgegen, während die Barrikaden von Buenos Ayres gebaut wurden, der tapfern Armee auf der Flucht Schutz zu verleihen. Ein richtiger General muß auch, neben anderen Dingen, auf einen gesicherten Rückzug denken.

Auf der Station war ein alter prächtiger Gaucho mit aufgestiegen, der eben aus dem innern Lande gekommen zu sein schien und sehr wahrscheinlich zum ersten Mal auf der Bahn fuhr. Er sah sich wenigsten Alles außerordentlich aufmerksam an, und wenn er auch — vielleicht grundsätzlich — kein Erstaunen verrieth, fuhr sein Blick doch oft rasch und mißtrauisch von einem Gegenstand zum andern. Er war ganz in die Tracht der Gauchos gekleidet, die sich aber jetzt auch insoweit civilisirt haben, daß sie nicht mehr die Schuhe aus Pferdebeinen, sondern ordentliche, ja oft sogar Glanzstiefel tragen. — Die Sporen hatte er übrigens noch an den Füßen, wie er eben vom Pferd gestiegen war, und die Revenka am linken Handgelenk hängen, — am rechten könnte sie dem Lasso im Wege sein.

Höchst interessant war es mir, bei der Fahrt den Alten

zu beobachten, wie er sich in dem Wagen und nach außen umsah. Wir liefen allerdings s e h r langsam, aber er wußte, daß keine Pferde oder Maulthiere vorgespannt waren, und der Zug ganz von selber seiner Wege rollte, hatte vielleicht früher auch schon viel davon reden hören, und konnte sich jetzt sicherlich nicht ableugnen, daß die — sonst so verachteten „cringos“ oder Fremden doch eigentlich ganz verwünschte Kerle wären. Erst wie er eine ganze Weile gefahren und das Eisenbahnreisen schon einigermaßen gewohnt war, sah er sich auch im Coupé etwas um, und lachte die Anderen vergnügt an, wenn wir einen Reiter draußen mit dem Zug passirten. Nahe an der Stadt lagen aber die Stationen so dicht bei einander, daß der Zug nicht schneller ging, als ein rasches Pferd hätte traben können, und es passirte uns das für eine Eisenbahn eben nicht Schmeichelhafte, daß uns, gerade nachdem wir eine Station verlassen hatten, ein Gaucho auf einem alten Schimmel überholte und — was noch schlimmer war — sich auch vorn hielt.

Ich sah meinen Gaucho-Reisegefährten an, und er mochte die Schmach fühlen, auf einer Eisenbahn von einem Schimmel überholt worden zu sein. Unwillkürlich preßte er auch die Kniee zusammen, als ob er ein Thier unter sich hätte und ihm die Schenkel geben wollte. — Der Zug lief aber deshalb nicht rascher, und der alte Schimmel blieb bis fast an die nächste Station vor uns, wo ihn der Reiter plötzlich einzügelte, Front gegen uns machte und uns mit einer spöttischen Begrüßung vorbeipassiren ließ. Eine anständige Locomotive ist noch nie auf empörendere Weise verhöhnt worden.

Unterwegs fanden wir noch Waggons mit Kanonen, die auf den nächsten Zug warteten, und die Conducteure wußten vielleicht kaum, gegen w e n sie geführt wurden, und kümmerten sich wenig darum, so schnell wechselt in diesen Ländern Freund und Feind. An dem Hauptabend der Illumination — am nächsten Morgen wollte er nach dem Kriegsschauplatz aufbrechen — stand der Gouverneur Mitri, von seinem Hofstaat umgeben, auf dem Balkon des Polizeigebäudes an der Plaza. Ein Bekannter zeigte mir ihn und meinte: „Letztes Jahr um diese Zeit stand dort oben Urquisas n e b e n

Mitri, und nächstes Jahr steht vielleicht Urquisas allein da oben und Mitri draußen, und die Leute in der Stadt bauen Barrikaden, um ihn nicht hereinzulassen. So haben die Herren in der Argentinischen Republik mit ihrer Politik immer eine angenehme Abwechselung, und jede Partei bleibt in der nöthigen Aufregung, um keine Gelegenheit unbenutzt vorüber zu lassen, Skandal anzufangen.

In Buenos Ayres wohnte ich im Hotel de Provence, einem vortrefflichen Hotel, wo ich mich sehr wohl befand. Eines Mittags, als ich gerade meinen Kaffee trank, sah ich, daß mich ein an einem andern Tische sitzender Herr sehr stark fixirte. Ich achtete nicht besonders darauf und zündete meine Cigarre an. Der Herr an dem andern Tische stand jetzt auf, kam zu mir herüber, stemmte beide Arme auf den Tisch und sagte in sehr entschiedenem Tone:

„Sie sind Herr Gerstäcker?" Ich versicherte ihm, daß das mein Name sei.

„Sie sind viel gereist?" fuhr er fort. Ich bejahte auch dies.

„Sie haben auch geschrieben?" — Die Fragen fingen mir an langweilig zu werden, und ich nickte nur einfach mit dem Kopf. Mein unverwüstliches vis-à-vis aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern sagte ruhig:

„Was Sie über Brasilien geschrieben haben, ist sehr oberflächlich — lauter Unsinn!"

„Ich kann Ihre liebenswürdige Offenheit nur bewundern," sagte ich ihm lachend! „erlauben Sie mir nur den kleinen Einwand zu machen; daß ich über Brasilien noch nie etwas geschrieben habe. Ich war allerdings einmal früher drei Tage in der Hauptstadt, aber noch nie weiter im Innern, was ich jetzt erst eben im Begriff bin zu besuchen."

„Ja," sagte mein fremder Unbekannter, der mich dabei starr angesehen, „lauter Unsinn."

„Sie haben mich vielleicht nicht verstanden. Ich habe Ihnen eben bemerkt, daß ich noch nie etwas über Brasilien geschrieben habe."

„Aber Sie wollen schreiben?" sagte der Räthselhafte.

„Das ist allerdings meine Absicht, denn zu dem Zwecke reise ich.“

„So? Nun schreiben Sie nur — schreiben Sie nur,“ erwiderte der Fremde, aber mit einer so entschieden höhnischen Drohung im Ton, daß ich nicht umhin konnte, ihn lächelnd zu fragen: „Sie wollen mich wohl todtmachen, wenn ich mich unterstehen sollte zu schreiben?“

„So nicht,“ erwiderte, mich beruhigend, mein neuer Freund — „aber literarisch — mein Name ist Berlin; ich bin Correspondent der Weser-Zeitung.“

„Sehr schön, mein lieber Herr Berlin; aber Sie wissen ja noch gar nicht, was ich schreiben werde.“

„Das ist gleichviel,“ sagte Herr Berlin — „wenn Sie 'was über Brasilien wissen wollen, so fragen Sie Herrn Lallemand, da werden Sie es erfahren und nicht wieder Unsinn unter die Leute bringen.“

Ich trank meinen Kaffee, rauchte meine Cigarre und ließ ihn noch eine Weile so fortfahren; endlich sagte ich ihm ganz artig:

„Mein lieber Herr Berlin, für kurze Zeit amüsirt man sich bei solcher Unterhaltung, auf die Länge der Zeit wird es Einem aber langweilig. Sie werden mich doch verstanden haben?“

„Ja wohl,“ sagte Herr Berlin, und saß noch eine Weile schweigend neben mir; auf einmal stand er auf, reichte mir die Hand und sagte feierlich: „Herr Gerstäcker, es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Ich schüttelte ihm die Hand eben so feierlich und sagte: „Mir gar nicht.“

„So?“ sagte Herr Berlin etwas verblüfft. „So war das Vergnügen ganz auf meiner Seite?“

„Ganz und gar!“ lautete die Antwort, worauf mir Herr Berlin eine tiefe Verbeugung machte und das Zimmer verließ. Es saßen noch ein paar Deutsche am Tische, die sich natürlich kostbar über unsere Unterhaltung amüsirt hatten.

Ich erkundigte mich später über Herrn Berlin selber, erfuhr aber nicht viel Tröstliches, und hatte das Unglück, in Rio de Janeiro wieder mit ihm in einem und demselben Hotel

zusammen zu treffen. Herr Berlin war dort unendlich freundlich, aber glücklicher Weise schien sich der Wirth gerade so wenig aus seiner Gesellschaft zu machen, als ich, und Herr Berlin zog in ein anderes Hotel, wo ich ihn dann nicht mehr wiedersah.

Als ich zwölf Jahre früher in Buenos Ayres war, wohnte ich in dem Boardinghouse einer Mrs. Davies, in deren Hause besonders eine Anzahl von Schiffscapitainen einkehrte. Ich erwähnte damals in meinen „Reisen", daß mir jener Mr. Davies, ein höchst drolliger Kauz, so sehr abredete, nach Californien zu gehen, und daß ich ihm später selber in Californien begegnete. Hier in Buenos Ayres hörte ich nun, daß „Mrs. Davies" ihr Boardinghouse aufgegeben habe, und ich hatte einige Schwierigkeit, sie wieder aufzufinden, denn ich wollte sie doch gern einmal besuchen, weil ich mich mit Vergnügen der in ihrem Hause verlebten Zeit erinnerte.

Wie rollt die Zeit weiter, und wie altern wir, aber werden es freilich immer nur erst an uns selber gewahr, wenn es zu spät ist — desto leichter dagegen an anderen Leuten. Wie roth und dick war die sonst so hübsche junge Mrs. Davies geworden, und daß ich geglaubt hatte, die Leute würden sich ebenso freuen, mich wiederzusehen, wie ich mich auf sie freute — lieber Gott, sie kannte mich weder mehr, noch erinnerte sie sich, daß ich je in ihrem Hause gewesen. — Und Mr. Davies? — „Bless my soul," sagte sie, „wann war es, daß Sie von hier fortgingen? — „Im Jahr 1849." — „Nun ja — in demselben gesegneten Jahr hat auch Mr. Davies sein Haus verlassen, und einen Brief von Valparaiso ausgenommen, habe ich nie wieder von ihm gehört." Er hatte ihr darin geschrieben, daß er nach Californien wolle, und daß ich selber ihn dort gesehen, war also die letzte und neueste Nachricht, die sie selber seit zwölf Jahren von ihm erhalten.

So ändert sich Alles in der Welt, und das ist auch die Ursache, weshalb wir eigentlich nie und nimmer zweimal das Heimweh bekommen — wir müßten denn die Sehnsucht nach unserer eigenen Familie dazu rechnen. Alte Freunde sind

todt oder haben den Platz verlassen; die alten, liebgewonnenen Plätze sogar haben sich verändert und sind von Eisenbahnen oder qualmenden Schornsteinen entstellt; wir selber passen nicht mehr in die Umgebung, in der wir uns sonst so wohl und glücklich fühlten, weil wir ihre allmälige Umgestaltung nicht selber mit durchlebten, sondern sie auf einmal sollen aufgedrungen bekommen, und werden am Ende gar unzufrieden mit anderen Leuten und Dingen, weil sie nicht genau so blieben, wie wir sie verließen, wo wir dann, mit unseren jetzt veränderten Ansichten, noch weniger zu ihnen gepaßt haben würden.

In Buenos Ayres hatte ich nicht die Absicht gehabt mich länger als eine oder zwei Wochen aufzuhalten, und als ich dort meine, seit Lima entbehrten Briefe von daheim auf der Post in Empfang genommen und gute Nachrichten darin gefunden hatte, dachte ich schon wieder auf den Weitermarsch, um meinen Zug durch Uruguay und Brasilien zu beginnen.

Auch an der Landung von Buenos Ayres sind große Verbesserungen gemacht, und man hat ein paar ziemlich lange hölzerne Werfte in den Strom hinausgebaut. Das Ufer ist dort aber der Schifffahrt so ungünstig und flach, daß bei niederem Wasser nicht einmal Walfischboote an diesen Werften anlegen können, und Güter wie Passagiere auf offenen hochräderigen Karren hinaus in tiefes Wasser gefahren werden müssen. Als ich mich in Buenos Ayres einschiffte, bekam ich eine prachtvolle Probe dieser Fahrt, denn die Ebbe war gerade auf ihrem niedrigsten Stand, und der Wind blies scharf gegen das Land. Die Launchen des Dampfers, grüne Fahrzeuge mit großen rothen Augen vorn, um sie vor den anderen kenntlich zu machen, und mit dem Namen des Dampfers an ihrem Mast, lagen dort draußen vor kleinen Wurfankern, und ich ging, so weit ich konnte, an dem Werft hinaus, um dort einen Verbindungskarren zu bekommen.

Der Boden des Flusses besteht aus sehr hartem, schwarzem Sand, so daß die beiden Maulthiere ungefährdet den Karren hinausnehmen können; der Fluß schlug aber hier ganz ordentliche Wellen, und als wir tiefer und weiter hineinkamen, sah es ganz wunderlich aus, wie die Brandung den

Maulthieren gegen die Brust prallte und über ihrem Rücken zusammenspritzte. In ruhigem Wetter wäre es hier draußen auch schon tief genug für ein Boot gewesen; diese unruhigen Wellen hätten es aber jedenfalls auf den harten Sand gestoßen, und die kleinen Fahrzeuge wagten sich deshalb nicht heran. Weiter und weiter fuhren wir hinaus, und es sah schon fast so aus, als ob wir gar nicht mehr in einem Wagen ständen, sondern von zwei wirklichen, nur etwas langohrigen neptunischen Rossen und auf einer viereckigen Muschel in die See hinausgezogen würden, um dort irgend Jemandem, vielleicht der Madame Amphitrite selber, einen Besuch abzustatten. Jetzt aber hatten wir endlich das ankernde Boot erreicht, und wenige Minuten später war ich an Bord des Dampfers, wo eine schon früher gekommene Dame aus Montevideo, mit einem ungeheuern durchbrochenen Kamm, das in dem Salon stehende und sehr verstimmte Pianino nach Leibeskräften behackte.

An Bord standen einige argentinische Polizeibeamte, die allen Einheimischen, d. h. allen solchen, die sie für Argentiner hielten, oder die wenigstens den südamerikanischen Republiken angehörten, die Pässe abforderten. Fremde wurden nicht belästigt. In Brasilien fand ich später genau das Gegentheil.

Der Passagepreis zwischen Buenos Ayres und Montevideo ist 8 Patagons oder Dollars, incl. Lisboa-Wein bei Tisch und zum Nachtisch Champagner. Die Fahrt dauerte etwa 10 oder 12 Stunden. Für Capitaine und Lootsen, die oft genöthigt sind, den Fluß auf und ab zu fahren, findet eine Ermäßigung auf die Hälfte statt, und ich habe meine herzliche Freude daran gehabt, wie besonders die deutschen, englischen und amerikanischen Capitaine dem Champagner zusprachen, und sich die größte Mühe gaben, selbst den ermäßigten Preis abzutrinken.

Die Abfahrt war auf vier Uhr festgestellt, es wurde aber fast Mitternacht, ehe wir von der Sandbank, auf der wir ganz hübsch festsaßen, loskommen konnten; dann aber ging auch die Reise rasch vor sich, und wir erreichten Montevideo noch bei guter Zeit am andern Morgen.

3.

Eine Diligencefahrt durch Uruguay.

In Montevideo wieder glücklich gelandet, zögerte ich keinen Augenblick, meine Passage in einem der Postwagen nach Artigas, an der nördlichsten Grenze des Staates, zu nehmen, und brauchte auch glücklicher Weise nicht lange zu warten. Schon am nächsten Morgen ging eins dieser Fuhrwerke nach meinem Bestimmungsorte ab, und ich hatte die Genugthuung, zu hören, „daß noch ein Platz frei sei".

Viel lieber hätte ich natürlich die ganze Tour zu Pferde gemacht, aber einestheils lag mir daran, auch einmal ein solches Postwesen in diesen Provinzen kennen zu lernen, und dann stand mir außerdem noch ein langer Ritt durch Brasilien bevor, auf dem ich genügend Zeit bekam, mich im Sattel häuslich einzurichten — sehr lange war ich außerdem noch nicht heraus, und konnte es, aus allen diesen verschiedenen Gründen, recht gut erwarten.

Punkt sechs Uhr ging die Diligence ab, und ich hatte eben noch Zeit, die nicht unbedeutende Verkehrsbetriebsamkeit dieser Stadt zu bewundern, da fünf verschiedene Diligencen, nach eben so vielen verschiedenen Richtungen, zugleich aufbrachen und die noch stillen Straßen Montevideos mit einem ganz rasenden Rädergerassel erfüllten. Gleich von Anfang an sollte ich eine kleine Idee bekommen, wie diese Leute fuhren, denn ein schwerer, mit sieben Pferden bespannter Postwagen suchte dem andern vorzukommen, und in voller Carrière, was die frischen Pferde nur immer laufen und an den Strängen reißen konnten, ging es in die weite Pampa hinaus.

Zuerst wird aber vor allen Dingen eine Beschreibung dieser Marterkasten nöthig sein, welche die Bewohner von Uruguay in ihrer scherzhaften Laune Diligences nennen. Es sind außerordentlich breitspurige, schwere, unbehülfliche, omni-

busartige Kästen mit einem Coupé vorn, wo neben dem Kutscher noch der sogenannte „major domo“ oder Conducteur und zur Noth ein Passagier sitzen kann. Die Uebrigen bringen sich, so gut das geht, im Innern der Kalesche unter, wo sie, Knie an Knie gedrückt, das Vergnügen haben, seitwärts durch die kahle Natur gerissen zu werden. Sieben Pferde ziehen diesen Karren, und zwar vier an der Deichsel neben einander, daß es Einem, wenn man vorn im Coupé sitzt, ordentlich so vorkommt, als ob man im Circus Renz Kunststücke mache, zwei sind vor diesen angeschirrt, und ganz vorn bildet ein einzelnes, auf dem ein wirklicher, lebendiger Gaucho sitzt, die Spitze. Dieser Gaucho ist eigentlich eine Art von vorn angebrachtem Steuerruder, indem er bei schwierigen Passagen vorn lenkt, und sein Pferd zu dem Zweck manchmal ganz scharf herum-, und bald nach rechts, bald nach links hinüber wirft. Ein einzelner Berittener galoppirt noch nebenher und treibt ein paar leergehende Pferde, die auf die nächste Station gehören, oder auch wohl zur Aushülfe dienen, wenn eins der toll genug getriebenen Thiere stürzen sollte.

Natürlich sind die sämmtlichen Pferde schon in der ersten Viertelstunde so naß, als ob sie aus dem Wasser gezogen wären, aber das schadet nichts — fünf oder sechs Leguas weiter werden sie ausgespannt und können sich dann in aller Bequemlichkeit die einzelnen Grashalme auf der fast vollständig ausgetrockneten Pampa zusammenlesen.

Vor allen Dingen nahmen meine Reisegefährten meine erste Aufmerksamkeit in Anspruch, und diese bestanden, um sie nach der Reihe, wie sie sich eingefunden, aufzuzählen, erstens in einem jungen Manne von Montevideo, der etwas sehr Anständiges und Nettes in seinem ganzen Benehmen hatte, dann einem mehr plumpen, aber doch auch nicht ganz übeln Brasilianer, und last aber nicht least, in einer „stillen Familie“ von Mann, Frau und Kind, über deren Zusammenstellung wir ersteren Drei uns während der ganzen Fahrt den Kopf sehr unnöthiger Weise zerbrachen.

Er war ein junger Gauchoflegel von etwa vierundzwanzig Jahren, schmutzig, unverschämt, großthuerisch und zärtlich —

sie etwa sechsundzwanzig Jahre alt, nicht besonders hübsch, mit auffallend schlechten Zähnen, lustig, laut, und auch sehr zärtlich — es ein ungezogener Junge von etwa sechs Jahren, ungewaschen, mit abgerissenen Knöpfen, defecten Hosen, ungekämmt, und die vier Tage, die wir zusammen zubrachten, unablässig bemüht, mit den dickbesohlten Schuhen irgendwo bei den Passagieren verheimlichte Hühneraugen zu entdecken.

Es war ihr Bruder, wie sie sagte, und er nahm seine junge, eben erst verheirathete Frau auf seine „Hacienda" — eine Lehmhütte in den Pampas, von der er ihr unterwegs selbst noch die glänzendste Schilderung machte. Wir sahen seinen „Sommerpalast", wie er ihn nannte, von Weitem später in der öden Steppe liegen, und mich dauerte die arme Frau, die aus Buenos Ayres mit glühenden Erwartungen dem „reizenden Landaufenthalt" entgegenstrebte.

Angenehm war es freilich nicht, daß sich die beiden „jungen Gatten" — die alte Gans hätte vernünftiger sein können — den ganzen Tag in den Armen lagen und sich ableckten und herzten, und da ich ihnen auf der Omnisbusbank gerade gegenüber saß, konnte ich auch nicht wo anders hinsehen, ich hätte mir sonst den Hals abgedreht.

Nosotros somos hacienderos, no somos trabajadores, war eine Lieblingsredensart des jungen Gaucho und drückte zugleich die Grundsätze der ganzen Race aus, und heißt, einfach übersetzt: wir haben haciendas, aber wir arbeiten nichts. Wir dankten alle Drei Gott, als die Stunde unserer Erlösung endlich schlug und wir von der „stillen Familie" befreit wurden.

Meine Aussicht auf die umliegende Scenerie war durch die Familiengruppe nur äußerst beschränkt. Vor mir hielten die beiden Liebenden die Köpfe permanent zusammen, und nur schräg nach rechts und direct nach links war Licht und Luft — aber man verlor nicht viel an der Aussicht, denn die weite öde Steppe umgab uns, wo auch immer der Blick in's Freie traf. Aber keine Pampa, wie sie vorzugsweise um Buenos Ayres liegt, wenn sie auch eben so wenig einen Baum trug wie jene, sondern mehr wellenförmiger Boden mit leisen Anschwellungen, der einen Marsch oder Ritt durch solche Flächen

nur noch verzweifelter macht. Von jeder kleinen Erhebung aus glaubt und hofft man, daß man nun wenigstens einen etwas freieren Ueberblick gewinnen werde, und jede kleine Erhebung bringt weiter nichts als eine neue getäuschte Diminutiv-Hoffnung. Deshalb büßte man in dem Kasten von der Landschaft gar nichts ein, und konnte sich eine solche Verpackung — wenn nur die Liebenden nicht gewesen wären — durch solche Scenerie recht gut gefallen lassen.

Und wie monoton war hier das ganze Leben, wie öde und traurig lagen die einzelnen Ranchos in dem weiten Plan. Darin gleicht aber der Gaucho von Uruguay dem von La Plata auf ein Haar, daß er nie daran denkt, sich durch ein klein wenig Arbeit das Leben auch ein klein wenig behaglicher zu machen. Eine Hütte muß er bauen, denn Kälte, Regen und Sonnenbrand zwingen ihn dazu; eine kleine Umzäunung, um seine Pferde darin zu fangen, muß er haben, wenn er sich nicht unnöthiger Weise anstrengen will — und das will er nicht. Das Beides richtet er deshalb her, aber nun ist er auch fertig und denkt gar nicht daran, nun wenigstens einen kleinen Garten anzulegen, um Gemüse zu ziehen, oder ein paar Blumen neben sein Haus zu pflanzen, die eigene Heimath freundlicher zu machen. — Ja, Blumen! — Rinder- und Pferdegerippe liegen darum her, das ist seine ganze Verzierung, und der Geruch der Cadaver scheint ihm mehr zu behagen als der unnützer, langweiliger Blüthen.

Unser erstes Nachtquartier war ebenfalls sehr primitiver Art. Eine einzige nie gewaschene Matratze, mit Steppengras gestopft, und als Zudecke — ich mußte wirklich lachen, als ich diese erste Entschuldigung für eine Bettdecke betrachtete, ein einfaches geblümtes Stück Kattun, ganz genau so schwer und warm, wie es in Batavia den Müden deckte — und was für ein Unterschied hier mit dem Klima in Batavia. Schon am La Plata hatten wir Morgens viertelzoll dickes Eis auf den Lachen gehabt und die ganze Pampa weiß bereift gesehen. Hier war es nicht um einen Grad wärmer, und unter dem Kattun hätte man mit Bequemlichkeit erfrieren können. Glücklicher Weise führte ich aber einen warmen Poncho mit,

und schon daran gewöhnt, aus der Noth eine Tugend zu machen, nahm ich noch außerdem von einem der nicht benutzten Betten die Matratze als Zudecke und schlief darunter, meinen Poncho statt Laken gebrauchend, warm und vortrefflich.

Am nächsten Morgen aber lautete die Ordre: „schon vor Tag heraus", und wenn wir auch am letzten Abend ein erträgliches Souper mit Lisboa-Wein gehabt, war heute Morgen doch nicht an Kaffee zu denken. So vorwärts denn; es hatte allerdings einige Schwierigkeit, irgendwo Wasser zum Waschen zu finden, denn darauf sind die Leute hier nicht eingerichtet, und der junge Mann von Montevideo und ich waren auch die Einzigen, welche es gebrauchten, es gelang aber doch endlich. Unser junges Ehepaar, mit dem noch jüngeren Schwager, fand sich auch wieder ein, und fort ging's über die Pampa, was die Pferde laufen konnten.

Den ganzen Tag nun gab ich mir Mühe, irgendwo auf der weiten Pampa doch wenigstens ein Stück Wild zu entdecken, denn bis jetzt hatte ich weiter nichts darauf erkennen können, als Heerden von Pferden, Rindern und zuweilen auch von Schafen — aber umsonst; es war nirgends etwas zu entdecken, und der „major domo", den ich danach frug, versicherte mir, ich würde erst „weiter hin" Hirsche finden, deren es viele gäbe. — Meine Doppelbüchse hatte ich natürlich bei mir.

Gegen Abend entdeckte ich in weiter Ferne aber einen wunderlichen Gegenstand, der mir trotzdem in seinen Bewegungen bekannt vorkam, und ich wandte mich an meinen Nachbar, um mich zu erkundigen, ob es hier Strauße (Kasuare) gebe.

„Hier nicht," sagte er, „aber weiter hin."

„Hier nicht? und was ist das dort drüben?"

„Wahrhaftig ein Strauß," sagte er, hinaussehend, „so nahe bei Montevideo habe ich sie noch nie gefunden."

Strauße! Der alte Jagdteufel kehrte wieder, und ich hätte gern einen kleinen Abstecher hinaus in die Pampa gemacht, aber das ging jetzt nicht an. Die Diligence flog in Carrière über die Steppe, und der major domo schien nicht die geringste

Lust zu haben, einer solchen Bagatelle wegen, wie ein Strauß in seinen Augen war, die republikanische Diligence aufzuhalten. An der nächsten Station, wo die Pferde gewechselt wurden, nahm ich mir aber doch meine Kugeltasche vor und lud meine Büchse, um für alle Fälle gerüstet zu sein — man konnte eben nicht wissen, was vorkam.

Das Pferdewechseln geschieht hier genau so, wie in den Pampas von Buenos Ayres. Eigentlich sollen die Postpferde schon, ehe der Wagen kommt, eingetrieben und bereit sein. Da diese Diligencen aber eben so eigentlich gar keine bestimmte Zeit einhalten und sich oft um viele Stunden, ja manchmal halbe Tage verspäten, so mögen die „Posthalter" ihre Thiere auch nicht so lange in den zu Brei gestampften „corral" sperren, wo sie nur unnütz so lange hungern müßten, und ziehen es vor, die nöthigen Pferde eben einzutreiben, wenn der heranrasselnde Kasten in der Ferne sichtbar wird. Natürlich entsteht dadurch jedesmal eine neue Verspätung.

Auffallend war es mir aber, daß ich diese Gauchos nie, auf der ganzen Tour, den Lasso gebrauchen sah, obgleich sie wohl ebenfalls recht gut damit umzugehen wissen. Sie trieben die Pferde, die gefangen werden sollten, in die kleine Umzäunung, und krochen dann so lange mit den Zügeln zwischen ihnen herum, bis sie die nöthige Anzahl beisammen hatten.

Aber was für ein wildes Fahren, wenn sie erst einmal eingeschirrt sind! Ein wirklicher Weg besteht dabei gar nicht, man müßte denn die Fahrgleise früherer Fuhrwerke als einen solchen betrachten. Nirgends ist auch nur ein Spatenstich oder ein Schlag mit der Spitzhacke geschehen, um irgend ein vorgefundenes Hinderniß zu beseitigen, ein Sumpfloch zu füllen, oder gar eine Brücke zu schlagen. Wie der Hang dieser wellenförmigen Landbildung von der Natur geworfen ist, so rasselt die „Diligence" darüber hin, oder saust noch viel schlimmer an der schräg liegenden Seite vorüber, daß man oft gar nicht begreift, wie es möglich war, eine solche Stelle ohne Umwerfen zu passiren.

„Huih!" schreit der Kutscher, der übrigens seine Thiere

prächtig in der Gewalt hat, und der auf dem vordersten Pferde reitende Gaucho bohrt dem seinigen die Sporen in die Flanke. Fort geht's, wie die wilde Jagd, mitten in die Pampa hinein, und der Bursche vorn scheint vor lauter Lust und Behagen ganz übermüthig zu werden, so wirft er sich jauchzend und schreiend im Sattel herum. Er schiert sich auch den Henker darum, ob die Diligence hinter ihm umschlägt oder nicht, denn ihm da vorn kann in dem Fall nicht das Mindeste geschehen.

„Rechts!" commandirt der Kutscher, der alle Sumpflöcher und Steine hier wie seine eigene Tasche kennt, und der Reiter wirft sein Leitthier scharf rechts ab, die anderen Thiere folgen im Bogen, und während der Kutscher wieder „links" schreit und sich das nämliche Manöver nach der andern Seite wiederholt, beschreiben die Räder des Wagens einen kleinen Bogen dicht um den Rand eines tiefen, durch den Regen in den Boden gerissenen Loches, das uns bei der geringsten Nachlässigkeit hätte verderblich werden müssen.

Jetzt senkt sich der Hügel steil einem kleinen Steppenwasser zu — nun wird er doch wenigstens etwas einzügeln. Gott bewahre! Huih! tönt auf's Neue der ermunternde Ruf, und hinunter geht die Hetze auf das scharf abgebrochene Ufer des Baches zu und mitten in denselben hinein, daß der schwere Kasten zwei, drei Stöße hintereinander thut, die ihn auseinander zu bersten drohen.

„Santa Maria! que barbaridad!" schreit die „Dame" und stemmt beide Hände auf das Sitzkissen. Während aber der Kutscher als einzige Antwort nur ein neues gellendes „Huih!" ausstößt, und draußen Schlamm, Wasser und kleine Steine um den selber wie erschreckt vorwärts schießenden Kasten umherspritzen, donnern die Räder schon wieder an der andern Seite, eine schräg aufsteigende Erdbank von drei Fuß Höhe als gar kein Hinderniß betrachtend, in die Höhe, und reißen die wild durcheinander gerüttelten Passagiere mit sich fort, auf den Gipfel des nächsten Hügelrückens.

Dort zügelt der Gaucho plötzlich ein, denn seine Thiere m ü s s e n sich einen Augenblick, nach der furchtbaren Anstrengung, verschnaufen, und in Schweiß gebadet, mit Schlamm

und Schaum bedeckt stehen sie zitternd da und lassen Kopf und Ohren hängen. Aber die Ruhe dauert nicht lange; zwei Minuten mußten genügen, ihnen, nach ihres Treibers Meinung, wieder frischen Athem zu geben, und fort saust das Fuhrwerk wieder, neuen Abenteuern entgegen.

Auf solchen Rastplätzen, die aber selten genug vorfallen, läuft den erschöpften Thieren, selbst wenn wir auch vorher kein Wasser passirt waren, der Schweiß in solcher Menge vom Körper ab, daß sich dort, wo sie nur zwei Minuten gestanden haben, ordentlich kleine Lachen bilden. Aber was kümmert das den Kutscher — Pferde giebt's genug in den Pampas, selbst wenn auch einmal eins der seinigen stürzen sollte — für solchen Nothfall werden ja auch immer ein paar nebenher gehetzt — und für die Hälse der Passagiere ist er eben Niemandem verantwortlich. Und jetzt wieder weiter, Hügel ab, Hügel auf, Hänge streifend, daß der Wagen manchmal nur auf seinen zwei Seitenrädern vorwärts gerissen wird, und ein einziger unglücklicher Zufall, irgend eine unbedeutende Kleinigkeit, ein Stein, ein ausgefahrenes Gleis die ganze Diligence jeden Augenblick umwerfen und dann rettungslos zu Atomen zerschmettern müssen. Wahrhaftig, an Aufregung fehlt es bei einer solchen Fahrt nicht, und ich habe manchmal wirklich gezögert, mir noch eine Cigarre oder Pfeife anzuzünden, weil ich in der That glaubte, daß es nicht mehr der Mühe werth wäre.

Am dritten Tage gewann indessen die Steppe ein Interesse, das sie bis jetzt nicht gehabt; ich entdeckte nämlich rechts und links von uns, erst vereinzelt, dann in Trupps und Rudeln, Strauße sowohl wie Hirsche, die, wenn sie ein- oder zweihundert Schritt abseits standen, sich für vollkommen sicher hielten und den rasselnden Wagen ruhig an sich vorbeidonnern ließen.

Vergebens bat ich den major domo jetzt dringend, nur ein einziges Mal anzuhalten, um wenigstens ein Stück Wildpret zu schießen. Er behauptete, daß er keine Zeit hätte, und dann hälfe es mir und ihm ja doch nichts, denn das käme alle Augenblicke vor, daß Passagiere ihre Flinten mitführten und schießen wollten. Wenn er dann aber auch Zeit dabei ver-

säumt und sie vom Wagen gelassen habe, hätten sie erst ein- oder zweimal geschossen, nachher wieder eine Viertelstunde geladen, ohne auch nur ein einziges Mal etwas zu treffen. Das Wild sei wenigstens jedesmal entweder sehr vergnügt fortgelaufen, oder auch gar ruhig stehen geblieben. Außerdem versicherte er mir, daß die Hirsche gar nicht zu genießen wären, weil sie einen so fatalen Geruch hätten, und die Strauße wären wohl der Federn wegen eines Schusses werth, aber Fleisch hätten sie gar keins.

Das Letztere fand ich allerdings später bestätigt, war aber auch fest entschlossen, mich dieser anscheinenden Tyrannei nicht viel länger zu unterwerfen und, wenn es eben nicht anders ging, die Diligence ruhig fahren zu lassen und einen Jagdzug auf eigene Hand zu unternehmen. Nur wollte ich noch gern vorher ein Stück gegen Artigas vorrücken, um nicht zu viel von dem hohen und schon bezahlten Passagierpreis zu verlieren — das Reisen kostet überhaupt in Südamerika ein ganz schmähliches Geld.

Am dritten Tag Abends, wo wir etwas früher als gewöhnlich in's Quartier kamen, nahm ich indessen meine Büchse, um noch vor Dunkelwerden ein wenig bürschen zu gehen. Ich hatte an dem Tage einige achtzig Stück Wild und vielleicht hundertfünfzig Strauße gezählt, die wir passirt waren, und es mußte etwas in der Nähe sein. Das Haus, in dem wir übernachten sollten, lag überdies auf einer langen Erhöhung, so daß ich den Platz nicht gut verfehlen konnte, wenn ich selbst im Dunkeln zurückkehrte. Zudem war der Himmel klar, und ich konnte meine Richtung recht gut nach einem Stern nehmen.

Kaum hatte ich übrigens die Büchse geschultert, als sich meine beiden Reisegefährten, der Brasilianer und Montevideer, sehr unnöthiger Weise entschlossen, mich zu begleiten. Der Letztere trug dazu noch einen dunkelblauen Tuchponcho, grellroth gefüttert und das Futter über die rechte Schulter hoch und anscheinend nach außen geschlagen. Los wurde ich sie aber doch nicht mehr, und mit meinem Bürschgang von vornherein nicht zufrieden, rückte ich aus, in die Pampa hinein. Meine beiden Jagdgefährten unterhielten sich außerdem noch dabei

auf das Lebhafteste und ziemlich laut, und so lange wir uns in der Nähe der Häuser befanden, ließ ich mir das gefallen. Wie wir aber erst ein Stück in's Freie hinauskamen, verbat ich mir das, und hielt mich auch ein Stück vor ihnen, um das Terrain besser übersehen zu können.

Das Glück wollte, daß ich solcher Art, durch einen Hügelhang gedeckt, auf etwa hundert Schritt an einen sich ruhig äsenden Hirsch herankam, der, als mein Hut über dem Kamm sichtbar wurde, rasch den Kopf in die Höhe warf und nach mir herübersicherte. Ehe er übrigens zu einem Entschluß kommen konnte, saß ihm meine Kugel, vorn durchgeschossen, im Rückgrat und warf ihn in seinen Fährten zusammen, meine Begleiter nicht wenig in Erstaunen setzend, die nicht einmal bemerkt hatten, daß ich anlegte.

Es war, wie sie mir sagten, ein mittelstarker Hirsch, der viel stärker überhaupt hier gar nicht vorkäme, er erreichte aber meine Erwartungen, die ich von diesem Wild gehabt hatte, nicht, denn er war noch geringer als ein starker Dambock, auch mit dem Wedel wie dieser und sehr dürftigem Geweih.

Alle diese Hirsche, wenigstens alle, die ich bis jetzt gesehen hatte, haben nur sechs Enden, ziemlich gerade Hauptstangen, eine Augensprosse und nach vorn auszweigende Gabel. Die Stangen waren aber außerdem noch außerordentlich dünn und sehr wenig geperlt, Staat also in keiner Weise damit zu machen.

Haken (Zähne) hatte er eben so wenig, und was den früher erwähnten Duft betraf, so mußte ich eingestehen, daß der nicht zu den angenehmsten gehörte. Es war ein recht fataler Brunftgeruch, und zwar ohne jede Entschuldigung, denn die Brunftzeit mußte schon über vier Monate vorüber sein. Der Hirsch soll aber diesen Geruch das ganze Jahr behalten, und ist deshalb auch wirklich ungenießbar, oder wird wenigstens von den Gauchos nicht gegessen, eben so wenig wie ich etwas davon versuchen mochte.

Nur das Geweih bat sich der eine meiner Reisegefährten aus, und da ich es bei meinen späteren Ritten doch nicht mitnehmen konnte, ließ ich es ihm. Das war Alles, was wir von dem erlegten Hirsch mitnahmen.

Ich beschloß aber auch von da ab und unter solchen Umständen keinen Hirsch weiter zu schießen, denn zur bloßen Zerstörungswuth habe ich es noch nicht gebracht, und wenn Niemand etwas mit ihnen anfangen konnte, mochten sich die Thiere auch ihres Lebens freuen. Durch meinen Erfolg auf dieser Jagd war aber auch das Herz des Kutschers gerührt worden, und als der major domo in der Nacht erkrankte und in unserem Nachtquartier zurückgelassen wurde, und ich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch und ehe die Post abging noch einen Kasuar auf der Bürsche, gar nicht weit vom Haus entfernt, schoß, versprach er mir, bei der ersten Gelegenheit die Diligence anzuhalten und mir Gelegenheit zu geben, eine Hirschkuh zu schießen.

Die fand sich auch bald; rechts von der Straße trafen wir, etwa Morgens um acht Uhr, ein kleines Rudel, der Wagen hielt, ich hatte indessen, wie ich sie sah, schon meine Zündhütchen aufgesetzt, und mit dem Schuß zeichnete das getroffene Stück und wurde mit den anderen flüchtig. Aber es ging nicht weit; der uns zu Pferde begleitende Gaucho hatte ebenfalls gesehen, daß es getroffen war, und galoppirte nach, und noch etwa hundert Schritt weiter brach es zusammen und wurde von dem wilden Gesellen am Lasso in voller Flucht zu uns zurückgeschleift, dann rasch aufgebrochen und vorn auf die Deichsel gebunden. Es war ein feistes Stück und hatte nicht den geringsten unangenehmen Geruch.

Auf der nächsten Station, wo wir Halt machten, um zu frühstücken, fand ich aber auch die Erklärung, weshalb es hier in der Nachbarschaft so viel Wild gab, und weshalb es gar nicht verfolgt und erlegt wurde. Als ich nämlich Ziemer und Keule ausgeschnitten und in das Haus getragen hatte und dort die Frau bat, es für uns zurecht zu machen, wandte sie sich in Ekel von dem Wildpret ab und sagte: „Das schwarze häßliche Fleisch soll man doch nicht etwa essen? Mit dem weiß ich gar nicht umzugehen, und will auch nichts damit zu thun haben.“

Wie sich herausstellte, wollte keiner der dort wohnenden Gauchos — und wahrlich nicht aus Reinlichkeitsrücksichten — etwas mit dem Wildpret zu thun haben. Anders dachten aber

unser Kutscher und meine Mitpassagiere darüber, und es blieb mir jetzt nichts weiter übrig, als selber den Koch zu machen. Ich ließ mir also wenigstens eine Pfanne geben und Rindstalg, denn weiter war kein Fett zu bekommen, schnitt steaks aus dem Fleisch, und hatte bald die Genugthuung, ein vortreffliches Frühstück hergerichtet zu sehen. Das Wildpret war delicat, und wir Reisenden aßen eine ganze Quantität davon; die Wirthin war aber nicht dahin zu bringen, auch nur ein Stück davon zu kosten. — Was das Vorurtheil nicht thut!

An demselben Morgen wurden wir auch glücklicher Weise von den „Liebenden" und dem jungen Schwager befreit. Er miethete ein paar Pferde, die ihn zu seinem Besitzthum, dem Sommerpalast, tragen sollten, und als er sein Sattelzeug auspackte, fand es sich, daß es von Argentan strotzte — nur die riesigen Sporen waren ächt, — und ganz dem Charakter dieser Art Leute treu, die zu Hause lieber halb verhungern und ein vollkommen elendes Leben fristen, aber ein Paar schwersilberne Sporen an den Hacken hängen haben müssen, stieg er stolz mit diesen zu Pferde und sah halb mitleidig auf uns andere arme Sterbliche herab, weil wir keine silbernen Sporen an den Beinen hatten.

Das ganze Zaumzeug strotzte von unächtem Glanz, der ebenfalls wirkliches Silber imitiren sollte, und wäre Alles ächt gewesen, so hätte er sein Reitzeug wahrlich nicht unter 600 Dollars gekauft gehabt. So, wie es war, hatte die Sache weniger zu bedeuten.

Er nahm dann den „Schwager" vor sich auf den Sattel, sie hing eine Anzahl Körbe, Pakete und Hutschachteln um sich her, und die Reise ging fort, der Lehmhütte entgegen, die wir von dem letzten Hügelhang aus deutlich in der öden Pampa hatten liegen sehen.

Am nächsten Tag erreichten wir ein kleines Städtchen, Cerro largo (großer Berg), den ich selber aber nirgends entdecken konnte. Hier verließ uns unser Reisegefährte aus Montevideo, von dem es mir wirklich leid that zu scheiden, so liebenswürdig hatte er sich in jeder Hinsicht benommen. Von hier aus sollte uns auch die Post noch an dem nämlichen Abend

wieder mit fortnehmen, und zwar in anderthalb Tagen nach Artigas. Kurz zuvor, ehe wir fortfahren wollten, erfuhr ich aber von einem Brasilianer, daß es auf der andern Seite des Flusses Jaguaron fast gar kein Wild, oder doch nur äußerst wenig gebe, und wenn ich überhaupt Lust zu jagen habe, so sei das hier meine letzte Gelegenheit.

Das war ein guter Rath in Zeit; denn was mir der Fremde sagte, fand ich in der That später bestätigt. Ich zögerte also auch nicht lange; das Dampfboot, das den Jaguaron befuhr, konnte ich, wie ich hier erfuhr, doch nicht mehr mit der Post erreichen, denn es war an dem nämlichen Tage abgegangen, wo ich in Cerro largo eintraf, und da ich nun zu Pferde von da weiter mußte, kam es auf die paar Tage auch nicht an. Rasch waren meine Sachen in das Hotel geschafft, das sich durch ein französisches Billard als das erste in der Stadt bezeichnete; ein Flamländer — Hausknecht im Hotel —, der weder Französisch noch Spanisch sprach, besorgte mir ein Pferd, und noch an dem nämlichen Abend ritt ich einer nicht sehr fernen Hacienda entgegen, in deren Nähe ich das meiste Wild, allen Beschreibungen nach, finden sollte.

Doch es bleibt mir hier keine Zeit, meinen dreitägigen Jagdzug — der mir aber viel Interessantes und Lohnendes bot — hier weitläufiger zu beschreiben. Ich thue das vielleicht einmal später, und will jetzt nur zu meiner Reise selber zurückkehren, die, wie sich bald herausstellte, mit einem andern Kutscher ebenfalls in einen Jagdzug ausartete, und zwar den wunderlichsten, der wohl je gehalten wurde. Nachmittags vier Uhr ging die Post wieder von Cerro largo ab, und wir trafen, gar nicht weit von der Stadt entfernt, mit viel mehr ebener Pampa, als wir sie bis jetzt gehabt, ein geltes Thier auf etwa hundert Schritt vom Wege abstehen.

„Können Sie 'was mit Ihrer Flinte treffen?" sagte der Bursche, neben dem ich im Coupé saß — „wenn wir nachher an Strauße kommen, möchte ich gern ein Paar Flügel haben."

„Halten Sie einmal Ihren Karren an," erwiderte ich ihm, „und ich schieße uns das Stück Wild zum Abendbrod."

„Wenn's wahr ist," meinte er lachend, zügelte aber doch

die Pferde ein, um, wie er hinzusetzte, zu sehen, ob ich etwas treffen könne. Ich sprang augenblicklich ab; wie aber der Wagen hielt, wurde das Wild flüchtig und stellte sich erst wieder auf reichlich zweihundert Schritt. Auf diese Distance war ich aber meiner wackern Büchse — wenn ich selber nur ordentlich hielt — gewiß, sprang also hinter den Wagen, legte das Rohr an das rechte Hinterrad — das Schnaufen der Pferde genirte mich etwas, die fest im Geschirr lagen und dabei den Wagen selber in einer athmenden Bewegung hielten — und drückte erst ab, als ich meines Schusses vollständig sicher war.

Das Thier knickte auch glücklicher Weise im Feuer zusammen, und die Treiber stießen ein wildes Jubelgeschrei aus. Zehn Minuten später lag es aber wieder, ausgeweidet und festgebunden, vorn auf der Deichsel, und mein Nachbar betrachtete sich indessen mit nicht geringem Staunen mein Gewehr, das auf so weite Distance ein so kleines Stückchen Blei so sicher geworfen hatte. Die Leute hier bekommen überhaupt nur höchst selten eine Büchse zu sehen, denn alle die Reisenden, die hier passiren, führen nur Schrotflinten.

Nicht lange darauf passirten wir einen Trupp Strauße auf etwa hundert Schritt, und die Diligence hielt jetzt von selber, ohne daß ich ein Wort gesprochen. Ich sprang wieder ab und zielte, traf auch den Strauß, schoß ihn aber nur hoch durch, daß er zuerst einen Moment taumelte und dann flüchtig mit den Gefährten abging. In voller Flucht hielt ich ihm aber jetzt mit der zweiten Kugel etwa eine Hand breit vor und tiefer als vorher, und mit dem Knall der Büchse fast überschlug er sich wohl sechs bis acht Schritt weit, kam wieder auf die Füße, überschlug sich noch einmal und lag dann still.

Der Treiber galoppirte hin, um dem Erlegten die Flügel abzuschneiden, die in der Pampa einigen Werth haben, und als ich unserem neuen major domo jetzt versicherte, daß ich n u r das Vergnügen des Schusses haben wolle und er a l l e Federn bekommen könne, war er plötzlich bei meiner Jagd auf das Innigste interessirt. Noch konnten wir keine Viertel=

meile gefahren sein, als wir zur Linken, aber viel außer Schußweite, ein neues Rudel Strauße entdeckten.

„Links!" schrie der major domo dem Treiber vorn zu; dessen Pferd flog herum, und über die Pampa quer hin, die Pferde in voller Carrière, mit sechs Passagieren im Innern donnerte das schwere Fuhrwerk zu der wunderlichsten Bürschfahrt hinaus, die wohl je vorgekommen.

Ich schoß von dem Rudel drei Strauße, denn den ersten hatte ich wieder ein wenig zu hoch getroffen, und in seinen wunderlichen Ueberstürzungen, mit denen er aber nicht mehr von der Stelle kam, blieben die anderen erstaunt stehen und machten einen langen Hals. Ja, selbst als ich den zweiten geschossen, ließen sie mir Zeit, wieder beide Läufe zu laden, und flohen erst nach dem dritten Schuß, wo ich dann mit der vierten Kugel fehlte.

Die Diligence bog, als der Conducteur seine Federn in Sicherheit gebracht hatte, wieder schräg nach dem Weg ein, und wir hatten von da an nicht mehr weit zum nächsten Nachtquartier.

Die Scenerie der Pampa, die bis jetzt Alles übertroffen, was ich — seit ich die punas von Peru verlassen — noch an öden Landschaften gesehen, wurde aber jetzt viel freundlicher. Die Pampa selber war nicht mehr so wellenförmig, wenigstens nicht mehr mit so hohen, jede Aussicht versperrenden Rücken. Hier und da in den flachen Thälern zeigten sich auch kleine freundliche Gruppen immergrüner Bäume, und sonderbarer Weise standen in diesen Gebüschen schlanke wehende Palmen, die ich diesem Klima nie im Leben zugetraut hätte. Es herrschte hier nämlich, und trotz der Nähe von Brasilien, von dem wir nur noch wenige Leguas entfernt waren, eine keineswegs tropische Temperatur, denn wir hatten jeden Morgen ganz tüchtiges Eis in der Pampa, und die weite Fläche sah bereift aus und winterlich, so weit das Auge reichte — und doch die Palmen, die, wie ich bis jetzt geglaubt, nur in einer heißeren Zone ihren Wohnplatz hatten und heimisch sein konnten.

Palmen im Schnee! Es schneite gerade nicht, aber die

Steppe sah doch des Morgens genau so aus, als ob es geschneit hätte, und der Contrast war wunderlich genug.

Jetzt fand ich auch hier und da an den Ranchos oder Haciendas Umzäunungen und Gärten. Und einer meiner Reisegefährten versicherte mir, es sei das ein Zeichen, daß wir uns der brasilianischen Grenze näherten, denn die Bewohner von Uruguay „son hacienderos, pero no trabajadores“. Die Bewohner von Brasilien dagegen hielten etwas auf eine mehr freundliche Heimath, und scheuten nicht die Mühe, eine ordentliche Umzäunung anzulegen. Ich fand das später in der That bestätigt, und wenn auch in Uruguay keine Sclavenarbeit mehr gestattet ist, haben jene Einwanderer von Brasilien doch weit mehr Fleiß mit herübergebracht, als sie im Lande selber fanden. Der Bewohner von Süd-Brasilien darf überhaupt nicht mit dem des nördlichen Theils dieses Landes verwechselt werden, denn Beide sind, wie ich später noch oft fand, himmelweit von einander verschieden.

Einwanderung nach Uruguay! Es wird ja jetzt, so viel ich weiß, auch für dieses Land in Deutschland geworben, denn unsere tüchtigen deutschen Kräfte sind überall in spanischen und portugiesischen Provinzen gesucht, und kommen dem Lande nur zu statten, auf das sie sich werfen. Für die Einwanderung ist aber schwerlich dieser östliche Strich gemeint, den ich jetzt durchzog, denn in dieses öde, wilde Land paßt für jetzt nur der Viehzüchter, und für den Viehzüchter wunderlicher Weise selten oder nie der Deutsche. Der deutsche Auswanderer treibt in der Fremde wohl allerdings auch etwas Viehzucht, aber nie als Hauptsache (außer er ist ein reicher Landbesitzer und Kaufmann, und hält sich seine Leute auf den Estancias, ohne selber wirklich mit Hand anzulegen). Hat er ordentlich Land urbar gemacht, dann hält er sich auch natürlich Vieh, aber er findet keinen Geschmack daran, diesem ganz ausschließlich seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zuzuwenden. Ich habe das wenigstens in allen Ländern, die ich bis jetzt bereiste, wieder und wieder bestätigt gefunden.

Für die Auswanderung nach Uruguay werden aber auch nur die westlichen und nordwestlichen Districte gemeint, die in der Nähe des Uruguaystromes liegen, und wenn ich sie auch

nicht selber besuchen konnte, habe ich doch, wo auch immer ich mich danach erkundigte, nur Gutes und Rühmliches darüber gehört. So viel ist sicher, daß dort viel fruchtbares Land in einem verhältnißmäßig gesunden Klima liegt, und die jetzige Regierung, während das Volk nicht die geringste Lust zu einer Revolution zu haben scheint, ist so liberal, und unterstützt besonders die Fremden so willig, daß der Einwanderer hier wohl wenig für seine eigene Sicherheit zu befürchten hat. Aber er kommt dort doch auch wieder in ein noch sehr wenig cultivirtes und sehr wildes Land, und da ist ihm abermals sein geselliger Charakter im Wege. Der Deutsche paßt nun einmal nicht recht zum Pionnier der Civilisation, für den der Nordamerikaner wie gemacht erscheint. Der Deutsche verlangt neben der Arbeit, vor der er sich wahrlich nicht scheut, auch seine Geselligkeit, und gewissermaßen auch seine Bequemlichkeit, und wenn er diese nicht haben kann, so verlangt er sie erst recht und bildet sich dann ein, daß er unglücklich sei und schlecht behandelt werde.

Deshalb besonders, und seien die Verhältnisse derselben auch gerade jetzt noch so wenig versprechend, findet diese bedeutende Auswanderung nach den Vereinigten Staaten statt, weil der Auswanderer dort drüben eine Menge Verwandte und Freunde weiß, in deren Nähe er sich nicht allein niederlassen kann, sondern in deren Nachbarschaft es auch sogar deutsches B i e r giebt. Er hat dort einen Anhaltepunkt, wie er glaubt, und wenn ihm die Menschen dort auch noch so wenig helfen werden und als einzigen Rath das amerikanische Sprüchwort: „Help yourself!“ für ihn haben, so ist er doch wenigstens in ihrer Nähe, und glaubt sich schon dadurch nicht ganz verlassen. Der eigentliche Amerikaner dagegen, besonders der Bewohner der westlichen Staaten, fühlt sich nie wohler, als wenn er gar keine Fenz auf wenigstens einen Tagemarsch um sich her hat, und schafft sich mit Büchse und Axt seine neue Heimath, die ihm nur so lange behaglich scheint, als er keine Nachbarn bekommt. Deshalb, und unsern deutschen Charakter in Betracht gezogen, ist es immer ein etwas gefährliches Experiment, e i n z e l n e Deutsche nach einem noch wilden Lande zu schicken, mögen die sich ihm dort

bietenden Vortheile auch noch so groß sein — ausgenommen man könnte gleich von vornherein eine große Colonie dorthin schaffen, wo ganze Schiffsladungen von Einwanderern dann auf einer und derselben Stelle blieben und sich gleich neben einander ansiedelten. Sollte das aber geschehen, so glaube ich gewiß, daß die Wahl von Uruguay in jenen fruchtbaren Districten, mit einer guten Wasserverbindung gleich fertig zu ihrer Benutzung, gar keine so unpassende wäre.

Ein noch fruchtbareres und schöneres Land dafür wäre ebenso Paraguay, dem auch noch einmal in späterer Zeit eine große Zukunft bevorsteht. Dort liegt noch ein Boden für den Deutschen, dort kann er wirken und schaffen, und wird in seiner Rückwirkung eben so segensreich für das Vaterland daheim arbeiten, wie für sich selber.

Unser letzter Tag mit der Diligence war, für mich wenigstens, der interessanteste von allen. Nicht deshalb etwa, weil ein neuer brasilianischer Passagier mit dem ebenfalls portugiesischen Kutscher neben mir im Coupé saßen und ihre ganz verzweifelt langweiligen monotonen portugiesischen Lieder brüllten, sondern weil die Pampa von Wild und Straußen lebte und mein Kutscher jetzt wie toll hinter den „Federn" her war.

Wo auch immer ein Trupp von Straußen auf der Pampa sichtbar ward — denn auf Hirsche wollte ich nicht mehr schießen, da wir Wildpret genug hatten — bog er in voller Flucht mit der schweren Reisekalesche dahin ab, und ob die Passagiere drinnen auch zusammengerüttelt wurden und um so viel später an den Ort ihrer Bestimmung kamen, blieb sich vollkommen gleich. Er wußte einmal, daß ich die Strauße mit der Büchse traf, denn ich hatte mich jetzt vortrefflich darauf eingeschossen, und er war entschlossen, so viel davon zusammen zu bringen wie irgend möglich. Leider hatte ich nur noch sieben Kugeln, schoß aber an diesem Tage mit ihnen fünf Strauße, und betrübte ihn sehr, als ich ihm erklärte, die Jagd müsse jetzt wegen Mangel an Munition aufhören. Eine wunderlichere Bürschfahrt ist aber wohl noch nie vorgekommen.

Die Scenerie wurde hier immer freundlicher, denn die Nähe des Jaguaronflusses brachte Büsche und Dicicht mit reizenden Palmengruppen, und wir passirten einige wirklich

malerisch gelegene Haciendas, die aber alle hierher eingewanderten Brasilianern gehörten, und Nachmittags um drei Uhr erreichten wir das Ziel unserer Diligencefahrt, Artigas, am rechten und südlichen Ufer des Jaguaron, die Grenzstadt von Uruguay, und an dem nördlichen Ufer gegenüber lag die erste brasilianische Stadt Jaguaron.

Artigas selber schien mir ein trauriger Aufenthalt, eine kleine, vollkommen kahle Stadt, fast ohne Baum, in Sand gebaut, mit breiten regelmäßigen Straßen, die aber heute einen etwas wunderlichen Schmuck trugen, nämlich spanische Flaggen. Es war hier vor einigen Tagen die Unabhängigkeitserklärung Uruguays vom spanischen Joch gefeiert worden, und die Festlichkeit dauerte drei volle Tage. Dazu war es nöthig, daß eine Menge von Flaggen aufgezogen wurden, um der Stadt eben ein Feiertagsansehen zu geben, und überall im Ausland ist es Sitte, daß jede Nation da ihre eigene Flagge hißt — wenn sie nämlich eine hat. Hier in Artigas stellte sich nun die wunderliche Thatsache heraus, daß da fast lauter Altspanier lebten, die jetzt allerdings in ihrem neuen Vaterland vollkommen eingebürgert waren, aber doch noch so viel Liebe zur alten Heimath hatten, ihre eigenen Farben auswehen zu lassen.

Schon in Cerro largo war mir ganz Aehnliches aufgefallen, und die ganze Stadt sah hier ebenfalls aus, als ob sie keineswegs zu Uruguay — dessen Fahne nur auf dem Regierungsgebäude flatterte —, sondern in der That zu Altspanien gehörte; und nichts war eigentlich komischer, als gerade den Tag zur Entfaltung einer wahren Unzahl von spanischen Flaggen zu wählen, der die Erinnerung an die Losreißung von diesem Lande trug. Es war gerade, als ob die ganze Stadt das Heimweh bekommen habe, und das Heimweh hatte auch wohl die gelb und rothen Farben aufgepflanzt.

In Artigas hielt ich mich übrigens keine Viertelstunde auf — der Platz sah auch keineswegs verlockend genug dazu aus — und schiffte mich in einem kleinen Boot mit meiner geringen Bagage nach der gegenüberliegenden Stadt Jaguaron ein.

„Brasilien ist nicht weit von hier!" Unwillkürlich fiel mir das alte Lied wieder ein, als uns die zwei Ruder dem Ufer entgegentrieben, und wenige Minuten später stand ich auf brasilianischem Boden einem Steuerbeamten gegenüber, der mein Gepäck mit einigem Verwundern und, wie mir schien, auch Mitleiden betrachtete. Es war in der That ärmlich genug, und bestand aus meiner Satteltasche mit ein paar Hemden und Socken, meinem Sattelzeug von Chile, woran ihm besonders die großen hölzernen Steigbügel auffielen, meiner Büchse, einem halben Dutzend Straußenflügeln von meinem Jagdzug bei Cerro largo, und einer Keule Wildpret, die ich mir zur Vorsorge mitgenommen.

Natürlich stand dem Eingang dieser Sachen nicht die geringste Schwierigkeit im Wege, und nachdem ich mit großer Mühe — denn hier wurde nichts mehr als Portugiesisch gesprochen — einen Neger bekommen hatte, der mein Gepäck in das Französische Hotel hinauftrug, betrachtete ich mich als völlig in Brasilien eingezogen.

Brasilien.

1.

Von Jaguaron nach Porto Alegre.

„Hôtel français!“ Lieber Gott, ich habe schon in besseren Plätzen gewohnt, aber es war doch leidlich, und den wenigen mitgebrachten Ansprüchen gegenüber, befand ich mich vollkommen wohl. Außerdem konnte mir die alte Wirthin, oder vielmehr das Factotum des Hotels, der Koch und Hausknecht, rasch Pferde und Führer für morgen besorgen, denn in Jaguaron selber war verwünscht wenig zu sehen, und je rascher ich in das innere Land vorrückte, desto besser.

Auffallend war mir aber, gleich bei meinem ersten Betreten des Staates, der Unterschied in der Bevölkerung, der sich einem Lande, in dem die Sclaverei noch herrscht, unfehlbar aufdrückt. In Uruguay giebt es auch noch ziemlich viel Neger, und man begegnet ihnen oft; wenn ich aber auch nie das widerlich freche Betragen der peruanischen Schwarzen bei ihnen bemerkte, sah man ihnen doch an, daß sie freie Menschen waren und sich eben bewegen konnten, wie sie wollten. Hier dagegen waren sie, das merkte man bald, unter der Zucht gehalten; kein Neger ging an einem Weißen vorbei, ohne ihn höflich zu grüßen, und auf den Straßen wichen sie Alle vorsichtig aus. Uebrigens können sie nicht sehr streng und hart behandelt werden, denn sonst begreife ich nicht recht, wie die Brasilianer im Stande wären, sie so dicht an der Grenze zu halten. Die Regierung von Uruguay

auch nur eine gewöhnliche Posada war nicht in der ganzen Nachbarschaft — empfing mich auf das Gastlichste, und die brasilianische Gastfreundschaft wird nicht mit Unrecht in ganz Südamerika gerühmt; aber der gute Mann hatte in der That nicht viel zu bieten. Es konnte eine nicht unbedeutende hacienda — oder facienda, da wir doch einmal in einer portugiesischen Provinz sind — sein, denn eine Menge Sclaven trieben sich in den benachbarten Hütten herum, und die Gebäude sahen von außen gar nicht häßlich und unansehnlich aus. Im Innern fehlte aber dafür auch jede Gemüthlichkeit, jeder Comfort, den man bei uns in den einfachsten Verhältnissen für unerläßlich hält, und ein deutscher Handwerker oder selbst Tagelöhner würde nicht leben mögen, wie dieser reiche faciendero lebte. Wir selber — ich mit meinem Führer — bekamen eine Art Privatstall oder Vorschuppen angewiesen, in dem drei in den nackten Boden eingerammte Bettgestelle aus rohen Pfosten standen, die ihrerseits eben so viele, in blaues, sehr schmutziges Zeug eingenähte Grasmatratzen trugen. Im Nothfall genügt das nun allerdings vollkommen für ein Bett, denn jeder Reisende hat seinen Sattel bei sich — und jeder südamerikanische Sattel braucht eine Anzahl Decken, die ihrerseits wieder zum Bett des Reiters verwandt werden. Die eine Schweißdecke wird also, findet man eine solche Matratze zum Nachtquartier, was überdies nicht einmal immer der Fall ist, darüber gebreitet, mit der andern und dem Poncho deckt man sich zu, und das Bett ist gemacht.

Der Ort, in dem wir untergebracht wurden, konnte durch einen dreibeinigen, lebensmüden Tisch nicht eben wohnlicher gemacht werden. Der faciendero selber wohnte aber nicht viel besser, und als ich zum Souper hinüber geladen wurde, fand ich, daß man die Einfachheit in der Lebensweise auch etwas übertreiben könne. Ein ziemlich großes kahles Zimmer, mit offenen Fensterlöchern, ohne Gardinen, ja selbst ohne Fenster, diente zum Speisesaal und Wohngemach; die Diele bildete der kahle, nackte Boden; ein langer Tisch von rohem Holz und ein paar Stühle standen darin, und die Kälte draußen, die überall durch offene Fenster und Thüren zog,

konnte eben so wenig dazu dienen, das ganze Innere nur ein klein wenig behaglicher zu machen. Der alte Herr mit seiner Frau, einer recht würdigen Matrone, empfingen mich auf das Freundlichste. Ich mußte ihnen erzählen, woher ich komme und wohin ich gehe, und auf meine Entschuldigung, die portugiesische Sprache betreffend, versicherte mir mein Gastfreund, er verstehe vollkommen gut, was ich sage, und das Spanische hindere ihn nicht im Geringsten.

Das Essen wurde jetzt aufgetragen: ein riesiges Stück kaltes Hammelfleisch mit dem gewöhnlichen und bei keiner Mahlzeit fehlenden Gericht, schwarze Bohnen, die aber in der That eben so wohlschmeckend wie nahrhaft sind, und an die ich mich rasch gewöhnt habe. Ebenso bekam ich hier zum ersten Mal ein ebenfalls ächt brasilianisches Gericht: Maniokmehl, das ich gleichfalls bald gern essen lernte; besonders zu den Bohnen schmeckte es vortrefflich. Ich bin überhaupt kein Kostverächter und mußte schon weit schlimmere Sachen verzehren, habe auch wahrlich nichts gegen einfache Mahlzeiten, wenn die Kost nur nahrhaft und reinlich gekocht ist; aber weshalb, um des Himmels willen, richten sich diese Leute, die doch vollauf die Mittel dazu in Händen haben, nicht ein klein wenig wohnlicher ein, weshalb entbehren oder vielmehr vernachlässigen sie Alles, was nur Comfort heißt, und leben mit eigentlich wenig mehr Bequemlichkeit, als sie der Indianer draußen in seinem Wigwam ebenfalls hat? Die Felder waren, wie ich am nächsten Morgen selber sah, trefflich bestellt, die Fenzen, oder vielmehr Erdmauern und Gräben darum in bester Ordnung. Vieh und Pferde hatte der Mann, wie mir mein Führer sagte, ebenfalls in Masse, und mit den zahlreichen Sclaven, die zu dem Hause gehörten, doch sicherlich kein unbedeutendes Vermögen — aber trotzdem fehlte jede Häuslichkeit, wie wir sie daheim doch selbst mit den mäßigsten Ansprüchen verlangen. Diese Leute kennen es aber wirklich nicht besser, oder haben kein eigenes Gefühl dafür; denn wenn sie einmal einen Fremden in seiner Wohnung besuchen, sehen sie doch jedenfalls den Unterschied zwischen sich und ihm, ja, müssen ihn sehen. Aber selbst in kleinen Städten, die ich später besuchte, fand ich wohl hier

und da eine Art von Verzierung in den Stuben, ein paar werthlose vergoldete Porzellanvasen, oder ein paar Glasglocken, die bestaubt und verloren auf irgend einem Eckschranke standen; aber die wirkliche Behaglichkeit in einem Wohnzimmer, wie sie auch eigentlich nur der Deutsche, Engländer und Holländer kennt, nirgends.

Am nächsten Morgen fror es wieder Stein und Bein. In den Trögen draußen, die für das Vieh aufgestellt worden, war das Wasser zu Eis erstarrt, und ich scheute mich ordentlich unter meinen Ponchos vorzukriechen. Mein Pferd schüttelte mich indessen bald wieder warm, und nachdem ich von dem alten Paare freundlichen Abschied genommen, — ich hätte natürlich gar nicht einmal fragen dürfen, was ich ihnen schuldig sei — trabten wir in die kalte Morgenluft hinaus. Und kein Wild, so weit das Auge reichte, und es reichte auf den kahlen Flächen weit. Nur ein einziges Mal sah ich ein paar Strauße, aber wie ich nur Miene machte, mein Pferd gegen sie zu lenken, flohen sie in wilder Eile über die Ebene, und eine Verfolgung wäre mit meinem Harttraber unmöglich gewesen.

Das Land wurde hier wieder viel wellenförmiger, als es je gewesen, ja im Hintergrunde ließen sich sogar schon einige bewaldete Hügel erkennen, die sich höheren Gebirgshängen anschließen sollten. Am dritten Tage erreichten wir, ganz in der Nähe von Pelotas, einen Ort, wo, wie mir mein Führer sagte, ein deutsche Colonie liegen sollte, die aber schon zum großen Theil wieder von den früheren Insassen verlassen wäre. Natürlich interessirte mich die Stelle besonders, und wenn ich auch nicht begreifen konnte, wie sich in diese anscheinend ganz unfruchtbare Gegend eine deutsche Colonie hergezogen haben könnte, beschloß ich doch, die Leute jedenfalls aufzusuchen.

Wir hatten einige Schwierigkeit, eine der Colonien, die mir als eine deutsche bezeichnet wurde, zu erreichen, denn von dem Hauptwege führte kein Pfad zu ihnen, und die Straße war überall mit Lehmmauern und Gräben eingefaßt, durch die nur verschlossene Thüren führten. Weshalb die Thüren verschlossen waren, blieb mir ebenfalls ein Räthsel, denn in

den Umzäunungen lagen nur verfallene und unbewohnte Häuser, und was die Weiden betraf, so hätte ich die Kuh sehen mögen, die dort auch nur einen einzigen frischen Grashalm entdeckt hätte. Von einem Franzosen, der einen Schenkstand am Wege hielt, bekamen wir aber einen Schlüssel — jedoch auch nicht ganz gutwillig, denn ich hatte vorher nichts bei ihm verzehrt, und ritten jetzt dem in der Ferne schon erkennbaren Coloniegebäude zu.

Als ich vor dem Hause von sieben halb verhungerten Hunden gestellt wurde, trat eine blondhaarige Frau in die Thür, um die sich drei oder vier weißköpfige, aber sonst anscheinend gesunde, nur etwas abgerissene und sehr schmutzig aussehende Kinder drängten. Natürlich hielt ich die Frau für eine Deutsche und redete sie in meiner Muttersprache an; aber sie schüttelte mit dem Kopfe und es stellte sich rasch heraus, daß ich in eine i r i s c h e und nicht in eine deutsche Colonie gekommen sei. Hier hatten nie Deutsche gewohnt — den Brasilianern scheint aber Alles deutsch zu sein, was eine andere Sprache spricht —, es war indeß hier in früheren Zeiten eine irische Colonie hergelegt worden, die in der Nähe von Pelotas wohl einen vortrefflichen Markt für ihre Producte gefunden hätte, aber an der vollkommenen Unfruchtbarkeit des Bodens scheitern mußte. Die Leute zerstreuten sich deshalb zum Theil wieder, theils suchten sie in der Nähe Arbeit und steckten gegenwärtig — die irische Leidenschaft — irgend wo in der Nachbarschaft unter der Erde, um Brunnen, Keller oder Graben auszuwerfen. — Es sah dürftig und schmutzig in der Hütte aus, und die einzige Erfrischung, die ich dort bekam, hatte ich in meiner eigenen Feldflasche mitgebracht.

Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir Pelotas, ein kleines, freundlich gelegenes Städtchen am Fuß der großen Lagune, die sich bis hinauf nach Porto Alegre und dem Centralpunkt der deutschen Colonien erstreckt. Meinem Führer mußte ich für den dreitägigen Ritt und das schauerlichste Pferd, das ich je unter mir gehabt, eine Unze bezahlen, und quartierte mich dann für die Nacht wieder in dem französischen Hotel ein, denn ein Hôtel de France giebt es, man mag in der Welt hinkommen, wohin man will.

In Pelotas fand ich gar keine Deutschen; ein paar Handwerker sollten sich dort niedergelassen haben, ein Wagenmacher und Schmied; aber mit den Leuten, wenn man sie so einzeln trifft, ist nie zu verkehren, denn sie betrachten Jeden, der sich nach ihren Umständen erkundigt, gleich von vornherein mißtrauisch und wollen nicht gern etwas mit ihm zu thun haben. Ich hütete mich deshalb auch wohl, sie aufzusuchen.

Ein Apotheker lebte in Pelotas, Señor Romano, ein Italiener, der Deutsch, und außer dem, allem Anschein nach, jede lebende Sprache der Welt sprach. Der Mann hätte nach Nordamerika gepaßt, war auch, glaub' ich, schon dort gewesen, denn diese fast fieberhafte Hast, Geld zu verdienen, habe ich sonst noch in keinem andern Lande der Welt gefunden. In der halben Stunde, in der ich bei ihm war, und in der er außerdem wohl einige zwanzig Kunden abfertigte, erzählte er mir drei- oder viermal, wie viel er täglich verdiene und eigentlich verdienen könne, wenn sich nicht so ein anderer Pfuscher von Apotheker in dem Orte etablirt hätte. Wie lange er außerdem noch in seinem Geschäft arbeiten müsse, um so viel zusammen zu haben, und daß — plötzlich mochte ihm wahrscheinlich einfallen, daß ich am Ende gar ein Concurrent sein könne, der hier auch eine Apotheke etabliren wolle, wenn er mir gar zu günstige Berichte gäbe — daß hier eigentlich ein Hundeleben sei, bei dem ein Mensch nicht einmal das Salz zum Brode verdienen könne, wenn er eben nicht wie ein Hund arbeitete — und dann noch der Aerger und die schlechten Schuldner.

Ich war froh, als ich wieder in meinem Hotel saß, so mittelmäßig sich das auch herausstellte. Am nächsten Morgen ging aber schon der Dampfer nach Rio Grande hinüber, und den benutzte ich natürlich, um von dem traurigen Pelotas wieder so rasch als möglich fortzukommen. Die Fahrt von Pelotas nach Rio Grande ist nicht weit und gar nicht uninteressant, denn im Anfang fährt man den freundlichen Strom hinab, an dessen Ufer eine Menge Ansiedelungen liegen, und dann kommt man in die weite, offene, seeartige Lagune hinaus, auf der eine Masse von kleinen Fahrzeugen schwärmen.

In der Nähe von Pelotas sind die bedeutendsten Schlächtereien Brasiliens, und von hier aus wird ein sehr bedeutender Handel mit getrocknetem Fleisch und Fett nach dem Norden, und Häuten, Knochen und Hörnern nach Europa getrieben. Der Export dieser Artikel ist in der That enorm und verdiente jedenfalls einen besseren Hafen, als ihn das nicht sehr weit entfernte Rio Grande zu bieten vermag. Dieser Ausfluß der großen Lagune, die eben bei Rio Grande in das Atlantische Meer mündet und von einer sehr gefährlichen Barre fast verschlossen gehalten wird, ist der einzige Hafen, den die ganze ungeheure Provinz hat, und so bösartig und schwer zu befahren, daß jährlich eine nicht unbedeutende Anzahl von Schiffen auf dieser Barre auf den Strand gesetzt werden, oder sonst verunglücken. Millionen von Eigenthum sind da schon verloren worden.

Rio Grande selber liegt so trostlos, wie nur ein von civilisirten Menschen bewohnter Ort in der Gotteswelt liegen kann, denn die Ufer der Lagune, die dieselbe vom Meere trennen, bestehen einzig und allein aus einem schmalen Sandstreifen, auf dem, oder in dem vielmehr, die Häuser liegen. Und doch herrscht hier ein außerordentlich reger Verkehr. Alle Producte, die aus dieser Provinz, alle Güter und Waaren, die für dieselbe eingeführt werden, müssen die Barre passiren und auch großentheils Rio Grande auf eine oder die andere Weise ihren Tribut zahlen, und so zahlreich und begründet die Klagen über diesen Ausschiffungspunkt auch sein mögen, so geschieht doch nichts, um die Sache endlich einmal abzuändern. Pläne wurden allerdings gemacht, wie weit sie aber führen, muß die Zeit lehren — doch auf das komme ich später noch einmal zu sprechen.

In Rio Grande fand ich übrigens sehr liebe Landsleute, die mich auf das Freundlichste aufnahmen. Ich verlebte dort wenigstens wieder einmal einen Abend unter gebildeten Menschen, und wäre mir meine Zeit nicht so karg zugemessen gewesen, so würde ich mich dort mit Vergnügen ein paar Tage ausgeruht haben. Am nächsten Morgen um neun Uhr ging aber der Dampfer schon wieder nach Porto Alegre ab, und ich fand mich dort bald an Bord mitten zwischen einer

ganzen Colonie deutscher Einwanderer, die, frisch aus der Heimath fort, ihr Ziel in San-Leopoldo, einer der ältesten und bedeutendsten deutschen Colonien Brasiliens, hatten.

Ich freute mich übrigens, wie gut und ordentlich sie von dem Capitain des kleinen Dampfers behandelt wurden, der Alles that, was in seinen Kräften stand, um den Leuten den Aufenthalt an Bord angenehm zu machen. Die Deutschen fuhren, obgleich einige sehr anständige Frauen und Mädchen mit ihren Eltern dabei waren, alle im Zwischendeck, die Kost aber, die ihnen gereicht wurde, war vortrefflich und reichlich, und da gerade keine Kajüts-Passagiere in der Damenkajüte waren, räumte er Einigen, von denen er wohl sehen konnte, daß sie sich die Nacht über nicht besonders wohl im Zwischendeck fühlen würden, auf meine einfache Bitte dafür willig die Damenkajüte ein. Ich sprach später mit einem deutschen Ingenieur auf einem andern der kleinen Dampfer, der zwischen Porto Alegre und Rio Pardo fuhr, und dieser versicherte mir ebenfalls, daß die brasilianischen Capitaine im Ganzen — wenigstens alle, die auf dieser Lagune führen und also immer mit deutschen Einwanderern zu thun hätten, sehr freundlich mit den Leuten wären und sie vortrefflich behandelten. — Der kleine Dampfer hieß, etwas räthselhafter Weise, Continentista.

Am andern Nachmittag erreichten wir Porto Alegre, und wenn ich bis dahin vollkommen Ursache gehabt, mich in Allem, was brasilianische Scenerie betraf, als schlecht behandelt zu glauben, so wurde ich hier für Alles wieder reichlich entschädigt, denn Porto Alegre verdient seinen Namen wirklich mit Recht, und ist ein so reizender, sonniger Platz, wie man ihn sich auf der Welt nur wünschen kann.

Die Stadt liegt dicht am Ufer der Lagune an einem Hügel hinaufgebaut. Hier aber nimmt der Reisende von dem kahlen Gestade, das ihn bis jetzt begleitete, Abschied, denn überall füllen Gärten und Gebüsche die Zwischenräume der Gebäude aus, und fruchtbeladene Orangenbäume, mit einzelnen hochstämmigen Palmen und Pinien gemischt, geben dem Ganzen ein gar so malerisches und reiches Ansehen.

Porto Alegre! Schon die Anfahrt, an einer kleinen, sehr

pittoresk gelegenen Felseninsel vorüber, mit dem dunkeln Wald voraus und der allerliebsten Stadt zur Rechten, verspricht viel, und mehr noch hält die Stadt, wenn man von ihrem Rücken aus die ganz wundervolle Scenerie der Lagune mit ihren bewachsenen Inseln, tiefen Buchten und den prächtigen Ufern überschaut. Porto Alegre war außerdem der Mittel- oder Ausgangspunkt mehrerer sehr bedeutender deutscher Colonien San-Leopoldo und Santa-Cruz, und ich hatte schon im Voraus beschlossen, einige Zeit hier zu bleiben und von hier aus mehrere Abstecher in die Nachbarschaft zu machen. Wie ich aber nun, vom Landungsplatze nach dem Hotel hinauf, durch die erste Straße ging, sah ich an einem der Häuser einen befreundeten Namen R. Huch — brachte also meine Sachen so rasch wie möglich unter und kehrte dorthin zurück.

Ich war vorher schon ein wenig wandermüde geworden; die ewigen Entbehrungen und Beschwerden hält ein gesunder Körper wohl aus, ohne ihnen zu unterliegen, aber das ewige Herumtreiben zwischen fremden, gleichgültigen Menschen, das rastlose Wechseln von Gehen und Kommen, wo eben Niemand trauert, wenn man geht, wo sich Niemand freut, wenn man kommt, drückt zuletzt auch den sonst wohl elastischen Geist nieder, und erschafft eine Leere im Herzen, die alle fröhlichen Gedanken hinaustreibt und es zuletzt mit recht bitteren und häßlichen Bildern füllt. — Wie wohl, wie unendlich wohl thut es dann, wenn man sich plötzlich und ganz ungeahnt wieder in einen Freundeskreis versetzt sieht, wieder den warmen, so lange entbehrten Händedruck fühlt, und zum ersten Mal wieder die Bestätigung erhält, daß man doch nicht, wie man fast zu glauben anfing, so ganz einsam und freundlos in der Welt steht. Wo alles das aber zusammenwirkt: liebe Freunde, ein sonniger Himmel, eine reizende Scenerie, da darf man es dem Reisenden auch nicht verdenken, wenn er ein günstiges Vorurtheil für eine Stadt faßt, und die freundlichste Erinnerung habe ich deshalb dem lieben Orte bewahrt.

In Porto Alegre fand ich aber auch ein reges deutsches Leben — sogar in seinen Unarten, mit einer Masse von Ver-

einen — aber auch wieder mit all' seinen Tugenden und Vorzügen. Dort mehr als irgendwo fand ich die Deutschen, besonders die deutschen Kaufleute, thätig, ihr vaterländisches Element zu wahren und zu kräftigen, und kein Ort wie dieser war auch so geeignet, ihnen ein weites Feld für ihre Wirksamkeit zu bieten. Porto Alegre ist der eigentliche Schlüssel zu all' den dicht mit Deutschen bevölkerten Colonien der ganzen Provinz — die noch wenig bedeutende, bei Pelotas gelegene vielleicht ausgenommen. Hier betreten alle nach diesen Colonien bestimmten Auswanderer das Land, und hier ist, vor allen anderen, der Platz, auf dem sie treuen Rath und, wenn nöthig, Hülfe haben müssen.

Daß dazu die Regierung des Landes selber nicht immer ausreicht, haben die dort wohnenden Deutschen denn auch bald gefühlt, und die angesehensten Kaufleute der Stadt sind deshalb zu einem deutschen Hülfsverein zusammengetreten, dessen segensreiches Wirken vielen unserer armen Landsleute schon zu Nutz und Frommen gereichte. Wir Deutschen daheim wissen eigentlich nie so recht, wie es einem armen Auswanderer, wenn er hülf- und mittellos an eine fremde Küste geworfen wird, zu Muthe ist. Wir sehen die Auswanderer nur hier immer mit blumengeschmückten Hüten, mit Flinten auf dem Rücken und rothwangigen, vergnügten Gesichtern, die Tasche voll Geld, das Herz voller Hoffnung vorüberziehen, und beneiden sie nicht selten um das freie Leben, dem sie dort entgegengehen.

Du großer Gott, wir haben hier noch keine da drüben an dem fremden Strande, mit bleichen Wangen, krank und entmuthigt, mit zerstörten Hoffnungen, von lauter fremden, theilnahmlosen Menschen umgeben sitzen sehen, und wissen deshalb gar nicht, wie segensreich und wohlthätig ein Verein von braven Männern wirken kann, der es sich zur Aufgabe stellt, den Nothleidenden mit der That und oft mit eben so werthvollem, weil treu gemeintem Rath zu helfen. Und keine Nation der Welt benöthigt Beides mehr, als gerade in ihren unteren Klassen die deutsche, weil keine daheim mehr bevormundet und geflissentlich abhängig und unpraktisch gehalten wird. Werden diese Leute aus ihren gewohnten

Verhältnissen, aus der Tretmühle ihres gewöhnlichen Lebens herausgerissen, und haben sie nicht die Mittel, sich das mit Geld zu erkaufen, was sie daheim nie Gelegenheit gefunden zu sammeln: Erfahrung, so sind es die hülflosesten, verlassensten Wesen unter der Sonne, und ohne helfende Hand dem Verderben preisgegeben.

Aber dabei blieben die Deutschen in Porto Alegre nicht stehen. Sie suchten auch noch aus eigenen Mitteln etwas zu schaffen, was die übrigen Deutschen im Auslande, ohne Ausnahme, bis jetzt nur den Besitzern des Bodens, oder vielleicht der Speculation Einzelner überlassen hatten: ein eigenes unabhängiges Organ für ihre Interessen in deutscher Sprache.

Es bestand früher allerdings schon eine deutsche Zeitung in Porto Alegre: Der Einwanderer, aber sie war von der Regierung abhängig, und konnte weder die wirklichen Interessen der Deutschen in Brasilien vertreten, noch deshalb auf deren Unterstützung rechnen. Sie mußte endlich eingehen. Aber eine solche Stadt, wie Porto Alegre, halb deutsch in sich selbst und mit Tausenden von benachbarten Deutschen in steter und naher Beziehung, brauchte wirklich ein deutsches und unabhängiges Organ, und das ist jetzt, nicht ohne Opfer, gegründet worden, ja die Herren ließen sich sogar, um die Sache auch praktisch anzugreifen, einen tüchtigen und wackern Schriftsteller von Deutschland hinüberkommen, der dort die Redaction des Blattes übernehmen sollte: Theodor Oelkers.*)

Porto Alegre ist auch in seiner ganzen Bauart ein sehr freundliches Städtchen, mit wohl geraden Straßen, die aber durch den Berg, an dem es steht, nicht eben geraden Boden haben. So viel malerischer macht sich aber die Stadt von außen, und so viel reinlicher kann sie im Innern gehalten werden, und da sie außerdem terrassenartig liegt, haben fast

---

*) Theodor Oelkers, durch die grausame Behandlung der sächsischen Zuchthäuser, wo er lange Jahre als politischer Gefangener eingekerkert blieb, fast tiefsinnig gemacht, kehrte bald darauf nach Deutschland zurück und starb 1869.

alle Häuser Theil an der wirklich reizenden, sie umgebenden Scenerie.

Das größte Gebäude der Stadt ist freilich das Gefängniß, aus grauem Granit massiv erbaut. Auch ein sehr hübsches Theater besitzt die Stadt, dessen Bühne jedoch unverhältnißmäßig kurz und beschränkt ist. Ich besuchte das Theater am Tage, um die innere Einrichtung einmal zu sehen, und bekam dadurch zufällig Gelegenheit, einer Generalprobe beizuwohnen, die aber allerdings an sich nichts Außergewöhnliches bot. Ich hätte dabei eben so gut in irgend einer Stadt Deutschlands sein können.

Wunderhübsch liegt die Kathedrale auf dem Gipfel des Hügels, mit einer Palme an der einen und einem Laternenpfahl an der andern Seite; überall aber beweisen neue Bauten, daß die Stadt noch immer im Aufblühen begriffen ist und sich, trotz des dazu nicht eben günstigen Terrains, erweitern will. Selbst der Lagune gewinnt man, durch Dämme und Mauern, an verschiedenen Stellen neue Bauplätze und Werfte ab, und ich bin fest überzeugt, daß Porto Alegre, seiner eigenthümlichen und günstigen Lage wegen, noch eine große Zukunft hat.

Der Export ist schon jetzt nicht unbedeutend, denn fast alle Producte des nördlichen Theils der Provinz müssen durch seine Hände gehen, während es den Centralpunkt für alle die den Colonien zugeführten Waaren bildet. Das Einzige, was ihm noch fehlt, ist ein besserer Hafen, als Rio Grande, und das allein wäre durch eine Eisenbahn nach dem Norden zu umgehen. Darauf aber komme ich noch später zu sprechen.

2.

Die deutschen Colonien von Rio Grande.

So wohl ich mich auch in Porto Alegre fühlte, so fast heimisch möchte ich sagen in der lieben Huch'schen Familie, so durfte ich doch auch den Zweck, weshalb ich eigentlich hierhergekommen, nicht außer Augen setzen, und mein nächstes Ziel lag deshalb in einem Abstecher nach der alten Colonie St. Leopoldo, wo mir schon von Allen gesagt war, daß ich ächt deutsches Leben und Treiben finden würde. Nun fahren allerdings kleine Dampfer zwischen Porto Alegre und der Colonie; ich zog es aber, da sich mir noch besonders einige Freunde zur Begleitung anschlossen, vor, die Tour zu Pferde zu machen, denn an Bord eines Dampfers sieht man nichts weiter, als die sich ewig gleich bleibende Küste, und im Sattel fühl' ich mich auch mehr daheim. Außerdem wäre mir die Zeit, wenn ich mit dem Dampfboot ging, zu kurz in der Colonie abgemessen gewesen.

Es war ein prächtiger Ritt, und wenn auch eine nicht unbedeutende Strecke Sumpfboden zwischen Porto Alegre und St. Leopoldo liegt, so hatte die Regierung doch durch diese hin einen tüchtigen Damm mit einer festen steinernen Brücke bauen lassen, mit deren Hülfe wir die sonst in der Regenzeit bösen Stellen leicht und glücklich passirten. Da wir indessen ziemlich spät — es war zwei Uhr Nachmittags, von Porto Alegre abgeritten waren, erreichten wir das eigentliche Städtchen St. Leopoldo erst etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, also in völliger Dunkelheit, und kehrten dort in dem besten deutschen Wirthshaus ein. Daß hier übrigens deutsches Leben herrschte, konnte man auch recht gut bei Nacht erkennen, denn an drei oder vier verschiedenen Orten war Musik, und ein Trupp von deutschen Musikanten zog, von einer Schaar lachender deutscher Kinder begleitet, durch die schlecht genug beleuchtete Straße.

Am nächsten Morgen begann ich aber dafür mich ordentlich umzusehen, und wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in Brasilien wäre, an der Stadt selber hätte ich es wahrlich nicht gemerkt. Lauter deutsche Schilder, lauter blondköpfige, blauäugige Kinder, mit dicken, rothen und schmutzigen Gesichtern. Ueberall alte Frauen, die eben so gut hätten in einem deutschen Dorfe spazieren gehen können, junge Mädchen und Burschen, die, wenn auch hier geboren und erzogen, doch in dem Schnitt ihrer Kleider verriethen, wie sie ein deutscher Schneider ausstaffirt; deutsche Blechschmiede, Schuster, Uhrmacher, Riemer, Seiler 2c. 2c., deutsche Kaufläden und Wirthshäuser, deutsches Leben und Treiben in allen Ecken, deutsche Sprache, wohin das Ohr nur hörte.

An dem einen Hause, an dem ich vorbeiging, stand ein kleines, allerliebstes Mädchen von etwa vier Jahren, mit einem gar so herzigen Gesicht und so lieben blauen Augen. Ich kauerte mich vor ihm nieder, nahm seine Hand und frug es, wie es hieß. Das kleine Ding war aber zu verschämt und wollte nicht antworten. „Aber so sage mir doch nur, wie Du heißt, Du kleiner Kerl," bat ich zum dritten und vierten Mal vergebens. Dicht daneben stand ein Negermädchen von etwa acht oder neun Jahren, das augenscheinlich die Kleine beaufsichtigte und gar wunderbar mit seiner glänzend schwarzen Haut und den dunkeln Augen gegen das Kind abstach. Es stieß die Kleine auch ein paar Mal an, daß sie mir doch antworten sollte, und als diese immer noch nicht wollte, das dicke Fingerchen verschämt zwischen die Lippen schob und sich halb von mir abdrehte, überraschte mich die Schwarze plötzlich mit der Auskunft — „Mine heeßt se." — Alle Neger sprechen hier Deutsch, wie ich später erfuhr, und selbst die brasilianischen Kinder können es nicht verhindern, die Sprache zu lernen, und werden auch, in nicht seltenen Fällen, von den Eltern dazu angehalten.

Die Stadt St. Leopoldo bildet solcher Art den Mittelpunkt sämmtlicher darum hergelegener deutscher Colonien, und während sie diese mit Waaren und den Arbeiten ihrer Handwerker versieht, verschifft sie die vom Lande hereingebrachten Producte nach Porto Alegre. Dicht an der Stadt beginnen

aber schon die Colonien, und die Deutschen haben dort wahrlich bewiesen, daß sie Geschmack in der Anlage ihrer Wohnungen hatten, so freundlich und oft sogar recht malerisch liegen die kleinen, aber bequem und gut gebauten Holzhäuser zwischen einzelnen Palmen und Pinien, sowie einem ganzen Wald von fruchtbedeckten Orangenbäumen.

Man braucht wahrlich nicht zu übertreiben, um mit einer nur etwas ausgeschmückten Beschreibung dieser kleinen Colonie einem armen Teufel, dem die Lust zur Auswanderung überdies schon in den Knochen steckt, den Mund recht ordentlich danach wässern zu machen, und in der Hand eines geschickten Agenten kann das zu einer gefährlichen Angel werden, eine unbestimmte Anzahl von Köpfen damit zu fischen. Sie sehen freilich dann nicht den Schweiß, den es gekostet hat, diese Wälder auszurotten, sie kennen nicht die lange schwere Zeit, die der Colonist in einem fremden Lande durchzumachen hatte, ehe er es dahin brachte, ein solches Besitzthum zu erschaffen. Trotzdem läßt es sich nicht leugnen, daß es den Leuten dort fast Allen gut geht, und wo das bei dem Einzelnen nicht der Fall ist, hat die Sache auch gewöhnlich ein Aber, und er ist meist immer, auf eine oder die andere Art, schuld daran. Die Leute haben auf diesen Colonien schwer und sauer arbeiten müssen, und hatten besonders im Anfang mit vielen Uebelständen zu kämpfen (wobei die damals ausgebrochene Revolution nicht zu den geringsten gehörte). Jetzt scheint es aber doch, als wenn sie das Alles überstanden hätten, und sie ernten nun, was sie früher gesäet — etwas, was der deutsche Arbeiter daheim freilich nicht immer von sich sagen kann. Ueberhaupt bringt die Auswanderung nicht immer dem Auswanderer selber den verdienten Lohn, er darf wenigstens nicht fest darauf rechnen; aber der junge Nachwuchs hat doch wenigstens die Nutznießung davon, und zahlreiche Kinder, die daheim dem Armen nur zu oft zu einer schweren und drückenden Kette werden, sind in allen Colonien ein Segen. Die Mutter braucht nicht mit Sorge auf den Säugling zu blicken, sie weiß, daß er, so lang' er klein ist, nie zu hungern braucht, und, wenn er herangewachsen, mit Leichtigkeit sein Brod verdienen kann. Diese Kinder sind auch die glücklichsten Colo-

nisten, denn ihnen bringt das Leben — wenn auch harte Arbeit, und arbeiten müssen wir Alle — doch keine trüben und wehen Erinnerungen an eine verlassene Heimath, an ein zerstörtes Glück, die so oft bei den Eltern Thränen mit Schweißtropfen mischte.

Brasilien ist aber in der That ein reiches und fruchtbares Land, und wer die Hände nicht in den Schooß legt und sein eigenes Land bebauen will, der darf schon darauf rechnen, seinen Fleiß belohnt zu bekommen. Ebenso muß das Klima gesund sein, denn noch leben viele von jenen ersten Colonisten, die doch schon vor vierunddreißig Jahren herüberkamen und hart gearbeitet haben, und befinden sich wohl und kräftig, und die Kinder haben dicke, rothe Backen und von Gesundheit strotzende Gesichter.

Es sind nun schon einige dreißig Jahre her, daß die brasilianische Regierung den Entschluß faßte, jene ungeheuern Strecken ihres Reiches, die wild und werthlos brach lagen, durch deutsche Hände bebauen zu lassen, und dadurch den Staat selber zu heben und seine Zeugungskraft zur Geltung zu bringen. Wollen wir nicht absichtlich ungerecht sein, so müssen wir eingestehen, daß alle die Pläne, die von der Regierung selber zur Colonisation des Landes ausgingen, human und vernünftig waren, und nicht nur die Hebung des eigenen Landes, sondern auch die Wohlfahrt der angezogenen Einwanderer und Colonisten im Auge hatten. Daß Fehlgriffe gemacht wurden, läßt sich nicht leugnen; aber es liegt nicht der geringste Grund vor, zu glauben oder zu behaupten, daß solche in böser Absicht ihren Ursprung hatten. Jedes neue Unternehmen muß erst erprobt, es muß Erfahrung darin gesammelt werden, und die brasilianische Regierung hat nicht allein bis auf die neueste Zeit bewiesen, daß sie es wirklich ehrlich mit den deutschen Einwanderern meinte, sondern auch in der That große Opfer gebracht, um ihr Ziel würdig durchzuführen.

Ein verfehlter Versuch war es zum Beispiel, das bei Rio de Janeiro gelegene Petropolis, eine eigene Besitzung des Kaisers, zu einer deutschen Colonie mit Landbau umzuschaffen. So gesund und vortrefflich das Klima ist, so eignet sich das

bergige Terrain nicht im Geringsten zu wirklichen Colonien. Die dorthin geschafften Deutschen hatten sich aber über nichts zu beklagen; man leistete ihnen jede nur mögliche Unterstützung, hielt ihnen jedes gegebene Versprechen, und unsere jetzt noch in Petropolis wohnenden Landsleute, so weit sie von der Regierung selber dorthin gerufen wurden, befinden sich nicht allein wohl und in guten Umständen, sondern wissen auch nicht genug des Lobes von dem humanen und liebenswürdigen Betragen des Kaisers selber zu erzählen, der gern unter ihnen lebt und jeden Sommer in Petropolis zubringt. Er scheint sich dort nicht allein wohl, sondern auch so sicher zu fühlen, daß er vor seinem Palast nicht einmal eine einzige Schildwache duldet und auf seinen Spaziergängen jedem Bittsteller, oder Jedem, der sich ihm sonst nähern will, auf das Freundlichste zugänglich ist — ein gewaltiger Unterschied mit dem republikanischen Präsidenten Castilla von Peru, der von seiner Sommerwohnung aus kein Seebad zu nehmen wagt, ohne eine halbe Compagnie Soldaten mit geladenen Gewehren zu seinem Schutz um sich zu haben, und selbst auf der Eisenbahn sein Coupé durch einen Waggon von Bewaffneten von dem übrigen Zuge getrennt hält.

Petropolis ist auch in der That, bis auf den heutigen Tag, keine Colonie geworden, wenngleich die Einwanderer hier schon seit 1845 leben und in der Nachbarschaft kleine Gartengüter haben. Es ist mehr ein kleines Landstädtchen, eine Art Badeort, in den sich die reichere Bürgerschaft und der Adel von Rio de Janeiro in den heißen und ungesunden Monaten zurückzieht. — Milch- und Gartenwirthschaften entstanden deshalb, und die Handwerker, Hotelbesitzer und Hausvermiether befanden sich — wie überall unter gleichen Umständen — wohl.

Mit weit größerem Erfolg hatte man aber indessen schon im Süden des großen Reichs begonnen, wirkliche Colonien anzulegen. Die ersten von diesen scheinen die Colonien von Torres und Tres Forquillas im Norden der Provinz Rio Grande gewesen zu sein, denen sich dann unmittelbar die alte Colonie St. Leopoldo anschloß, und auch bewies, was deutsche Kräfte in diesem Lande leisten können.

Diese Colonie besonders, die etwa im Jahr 1827 zuerst in's Leben gerufen wurde, wuchs so rasch, daß die Regierung schon im Jahr 1849 die Einwanderung dorthin schloß, um nicht „ein kleines Deutschland im Herzen von Brasilien zu erschaffen". Bis 1852 scheint es aber doch, daß, selbst auf Kosten der Regierung, neue Einwanderer der Colonie zugeführt wurden, und 1854, wo der letzte Census aufgenommen wurde, bestand die Seelenzahl der deutschen Colonisten St. Leopoldos aus über 11,000 Deutschen, und zwar aus 4778 Katholiken und 6568 Protestanten. Man hatte also auf den Glauben der Leute nicht die geringste Rücksicht genommen, und Alles herüberbefördert, was nur irgend arbeiten konnte und wollte.

Das dabei einem jeden Colonisten geschenkte Land war außerdem für den Beginn reichlich genug und bestand für jede Colonie aus 160,000 Quadrat-Brazos*), die er nur mit der einzigen Bedingung erhielt, selber darauf zu wohnen und sie zu bebauen. Wie rasch sich dabei der Bau der Feldfrüchte und der Export derselben hob, geht aus den statistischen Berichten jener Zeit hervor. So wurden im Jahr 1849 noch 6000 Säcke Bohnen exportirt, im Jahr 1853 aber schon betrug der eigene Verbrauch 7860 Säcke, und 27,000 wurden überdies ausgeführt. Ebenso betrug der Export des Mais 1849 nur 10,000 Säcke, während er im Jahr 1853 schon auf 30,000 stieg, mit 18,400 eigenem Consum.

So mehrte sich im Verhältniß fast Alles, und die Leute gelangten bald zu einem gewissen Wohlstand, zu einer recht behäbigen Lage, in der sie für sich und ihre Kinder sorgenfrei in die Zukunft schauen konnten. Und was für einen kräftigen Nachwuchs lieferte St. Leopoldo, einen Nachwuchs, auf den der Deutsche mit Stolz, und doch auch eigentlich wieder

---

*) brazos heißt eigentlich Arme — oder ein Maß, das man eben mit ausgestreckten Armen spannen kann, also eine Klafter oder ein englischer Faden. Die brazos der spanischen Republiken entsprechen auch mehr unseren Klaftern und Faden, das brasilianische Maß ist aber weit größer, und eine brasilianische brazo hat etwa 7 Fuß 2 Zoll englisch. Die Hälfte davon ist eine vara, und die vara hat wieder 8 palmas oder Spannen.

mit Trauer blicken muß, wenn er dabei des eigenen Vaterlandes gedenkt, und sich nun nicht verhehlen kann, daß wir daheim einen eben so kräftigen, gesunden und lebensmuthigen Nachwuchs haben könnten, wie diese Deutschen in Brasilien, wenn — eben bei uns Alles so wäre, wie es sein sollte, und einst vielleicht auch hoffentlich noch einmal wird.

Das sind dieselben deutschen Väter und Mütter, die diese schlanken, kräftigen, blauäugigen, und so frei und keck in die Welt blickenden Gestalten erzeugten — kein Vergleich mit unseren tölpischen Bauernjungen und dummblöden Mädchen. Wir haben daheim die nämliche gesunde Luft und ziehen dieselben Nahrungsmittel, und weshalb also dieser fabelhafte Unterschied! Jene Deutschen, die fortwährend Zeter über Brasilien schreien, möchten doch ein wenig in Verlegenheit kommen, wenn sie den Vergleich anstellen sollten und dann um eine Auskunft gefragt würden. Ich will ihnen aber sagen, woher der Unterschied kommt, wenn ihnen die Erklärung vielleicht auch nicht gefällt — gilt es doch nur, eine Wahrheit damit auszusprechen.

Die Ursache, weshalb wir daheim eine verkümmerte, elende Bevölkerung haben, die scheu und mißtrauisch durch's Leben kriecht, und unpraktisch und hölzern Jedem, der Lust hat sie auszubeuten, in die Hände fällt, sobald sie nur einmal aus dem gewöhnlichen Gleis geschüttelt werden, ist unser faules und überfaules Erziehungssystem daheim, das im alten indischen Kastengeist den Juden zwingt, Jude, den Bauer, Bauer, den Handwerker, Handwerker zu bleiben. Das ist vor allen Dingen der Zwang, den die G e i st l i ch k e i t auf den Unterricht der Kinder ausübt, indem sie die L e h r e r zu ihren Untergebenen herabwürdigt; das ist der alte lächerliche Stolz der J u n k e r, das ihnen u n t e r w o r f e n e Volk in „Demuth und Gottesfurcht“, das heißt in Kriecherei und Pfaffenfurcht heranzuziehen. Werft diese schmählichen Schranken endlich einmal über den Haufen, und Ihr werdet eben so wackern und kräftigen Nachwuchs ziehen können, wie Brasilien. Eure Bauern und Diener werden Euch freilich nicht mehr viel mit „gnädiger Herr“ und „Unterthänigster“ die Ohren kitzeln, aber sie werden M ä n n e r werden, von denen das Vaterland

einst auch etwas erwarten kann und darf. Mit einem solchen Nachwuchs wissen die Herren aber auch recht gut, daß sie den alten Schlendrian gefährden; aber dafür dürften wir auch mit solchen Bürgern hoffen, ein großes, starkes und mächtiges Reich zu werden.

Träume — schöne, luftige Träume! — Und sollen das Alles Träume bleiben! Nein, bei Gott nicht! Der deutsche Stamm ist noch nicht entartet, wie sie es uns daheim so gern möchten glauben machen. Der junge deutsche Nachwuchs in Brasilien beweist uns, daß wir noch Mark und Kraft in den Knochen haben, und es muß ja einmal eine bessere Zeit für Deutschland kommen.

Was nun die Colonisten selber betrifft, so sind sie doch im Ganzen noch so ziemlich deutsch geblieben. Deutsch sprechen die meisten noch und verheirathen sich auch am liebsten wieder mit Deutschen. Findet man auch Ausnahmen davon, so sind es gewiß eben nur Ausnahmen, und selbst die Enkel hängen noch mehr an der Muttersprache ihrer Eltern, als ich es in Nordamerika von den Kindern gefunden habe. Aber sie wissen außerordentlich wenig von Deutschland selber; denn was ihnen die Eltern davon erzählen konnten, war so wenig, und das Wenige selber so unbestimmt und dunkel, daß sie dadurch nur einen sehr vagen Begriff von dem Lande bekommen konnten, aus dem sie ursprünglich stammten. Den deutschen Charakter haben sie aber, im Guten wie im Bösen, beibehalten, den konnte der Stamm schon nicht gut verleugnen, wenn er auch gewollt. Sie sind brav, ehrlich, gutmüthig und fleißig, haben Alle den Trieb, sich ein kleines eigenes Besitzthum zu gründen, auf dem sie arbeiten, und das sie nach besten Kräften vorwärts bringen und cultiviren können, und leben — an Sonntagen sehr fidel, an Wochentagen sehr friedlich in den Tag hinein.

Und was für ächte Deutsche sind es in ihrem politischen Leben geblieben. Sie bekümmern sich um gar nichts und *wollen* sich um nichts bekümmern; ja, als sie in St. Leopoldo Mitglieder in ihre Municipalität zu wählen hatten, wählten sie — nicht etwa ihre Landsleute, denn von denen mochten sie *Keinem* zugestehen, daß er etwas Besseres sei

als sie — lauter Brasilianer, und beklagten sich nachher auch noch, daß sie von diesen stets hintangesetzt würden und ihre eigenen Rechte nirgends vertreten fänden. Auch die alte Uneinigkeit der Deutschen blüht und wuchert in diesen Colonien so üppig, wie irgend ein Unkraut ihrer Felder — nur daß sich Niemand die Mühe giebt, sie auszureißen.

Es ist zum Verzweifeln, wenn man das so mit ansieht, wenn man weiß, was für gute, ehrliche Menschen die Einzelnen sind, so lange sie eben einzeln bleiben, und was für ein trauriger Geist des Widerspruches und Neides und Hasses über sie kommt, sowie der Nebenmann nur in ihren Dunstkreis tritt. Es ist das ja auch leider nicht nur im Auslande, sondern ebenso daheim, und kommt man in Deutschland in eine fremde Stadt, wo Einem drei oder vier Freunde leben, so kann man sich auch darauf verlassen, daß man drei oder vier verschiedene Plätze besuchen muß, um sie Alle zu sehen, denn es stellt sich als unmöglich heraus, sie — der unglaublichsten Unbilden wegen, die Einer vom Andern erfahren — auch in einem Local friedlich zusammen zu bringen. — Es ist ein rechter Jammer, daß jedes erbärmliche Städtchen solcher Art ein getreues Bild unseres erbärmlichen großen Vaterlandes liefert, und die Leute wollen mit ihren zahllosen kleinen Vereinen und Gesellschaften, die sich alle feindlich gegenüberstehen, nie einsehen, wie komisch das ist, daß sie das große Unglück ihrer Heimath so nachäffen — und doch auch wieder wie unendlich traurig.

Die deutschen Colonien aller Welttheile sind denn auch nicht frei davon geblieben, und in Brasilien keimt und gedeiht dieses von Deutschland herübergebrachte Unkraut mit der brasilianischen Vegetation lustig um die Wette. Es artet aber dort weniger in offene Anfeindungen aus, wie daheim, und verhindert nur die Deutschen — freilich oft ein großes Unglück für sie selber — gemeinsam zu wirken und für einander einzustehen. Zu ihrer Ehre sei es aber gesagt, daß weder Religion noch Abstammung den Grund dazu liefert; Preuße und Baier, Sachse und Hannoveraner bleibt sich gleich, es liegt nun einmal im Blute und läßt sich nicht ändern.

Wenn ich aber von dem kräftigen deutschen, in Brasilien aufgeblühten Geschlecht rede, so meine ich nur den südlichsten, also den kältesten und gesündesten Theil Brasiliens, wo sich eben deutsches Leben und deutsche Kraft so vortrefflich entwickeln konnten. Wäre ich doch auch der Letzte, der den heißen Norden jenes Landes, mit seinen faulen und nichtsnutzigen Kaffeepflanzern, dem deutschen Auswanderer empfehlen möchte — er müßte denn eine ganz besondere Lust verspüren, sich als Sclave behandelt und seine Kräfte durch nichtswürdige und hinterlistige Privatcontracte ausgesogen zu sehen. Doch auf die Parcerieverträge und ihre uneigennützigen Empfehler, die Auswanderungs-Agenten, komme ich später noch zu sprechen.

Dieser südlichste Theil Brasiliens, noch hoch über Porto Alegre und selbst bis zur Insel St. Catharina hin, gehört auch noch gar nicht zu den Tropen, wenn auch Palmen darin wachsen, die sich hier überhaupt aus zwei bis drei Grad Kälte gar nichts zu machen scheinen. In diesen Colonien kommen auch die Producte der Tropen gar nicht, oder doch nur einige sehr mittelmäßig fort, und selbst mit dem Kaffee, der schon ein etwas rauheres Klima verträgt, sind nur wenige Versuche gemacht, die ein sehr unbefriedigendes Resultat geliefert haben. An geschützten Stellen kommen die Kaffeebäume allerdings fort, aber sie liefern sehr wenig Kaffee, und diesen noch dazu von einer geringen Sorte.

Ebenso ist es mit dem Zuckerrohr, das hier über zwei Jahre zur Reife braucht, und außerdem noch bei kalten Wintern erfriert, und dann gelb und trocken dasteht. Es bleibt in dem Falle den Colonisten nichts weiter übrig, als es abzuschneiden und wieder frisch austreiben zu lassen — die ganze Ernte ist aber für das Jahr jedenfalls verloren.

Die Hauptproducte bleiben jedenfalls Bohnen und Mais, mit der Maniokpflanze, aus der das Mehl gewonnen wird. Bohnen, und zwar die kleine schwarze Bohne, mit Maniokmehl bilden überhaupt neben getrocknetem, etwas lederartigem Rindfleisch die Haupt- und nicht selten einzigen Nahrungsmittel des Brasilianers selber, der nichts weniger als ein Gourmand ist und sich vollkommen wohl dabei befindet.

Bohnen und Maniokmehl sind übrigens, wie ich selber bestätigen kann, eine wirklich gute, und besonders sehr nahrhafte Kost, mit der man wohl im Stande ist, es auszuhalten. Nach einem langen Ritt vorzüglich kenne ich gar nichts Besseres und Nahrhafteres. — Das getrocknete Fleisch, sogenanntes charque, schenke ich ihnen freilich mit Vergnügen.

Diese Bohnen werden in ungeheurer Masse in ganz Brasilien angebaut. Ueberhaupt gedeihen hier ziemlich alle europäischen Producte; die beiden Körnerfrüchte, die aber am besten fortkommen, sind, neben dem Mais, sonderbarer Weise Reis und Hafer. Der Reis gehört doch jedenfalls einem warmen Klima an, während der Hafer bei uns bis hoch in den Norden hinauf wächst. Hier aber scheinen sich die beiden ganz vortrefflich zu vertragen, und der Hafer ganz besonders liefert ausgezeichnete Ernten, selbst wenn er vorher zwei= oder dreimal zu Futter abgeschnitten wurde. Es wird hier übrigens nur der trockene Reis gebaut. Gerste gedeiht mittelmäßig — das in St. Leopoldo gebraute Bier läßt auch sehr viel zu wünschen übrig, und ich hatte schon genug, als ich hörte, es sei ein „ausgezeichnetes Bier für den Durst". Es ist das eine der verdächtigsten Empfehlungen, etwa wie „ein recht guter Tischwein" oder „eine prächtige Cigarre für die freie Luft". Hopfen fangen die Leute an zu bauen, der meiste wird aber noch aus den Vereinigten Staaten importirt.

Oelfrüchte, Erdnüsse, Flachs, Hanf gedeihen alle vortrefflich, und früher zog die Colonie auch einen ausgezeichneten Weizen, was jetzt aber, eigenthümlicher Weise, nicht mehr der Fall ist. Wenn der Boden auch nicht so fabelhaft war, wie Herr Peter Kleudgen in seiner Auswanderungs=Broschüre*) schreibt, so gab der Weizen doch recht gute Ernten,

*) „Für Weizen ist der neucultivirte Boden zu frisch und üppig," sagt der genannte Herr, „erst durch vier oder sechs Ernten geschwächt, wird die Pflanze gehörig gedeihen; dann aber hat sich in St. Leopoldo der Körnerertrag auf fast beispiellose Weise eingestellt." Diese verwünschten Aufschneidereien! Es ist mir dabei, als ob ich meinen Freund Bahrens in Arkansas hörte, der uns erzählte, er könne auf seinem Lande Alles ziehen, nur keine Maisbohnen (die mit dem Mais zusammengelegten Bohnen), denn sein Mais wüchse so schnell, daß er die an ihm aufrankenden Bohnen mit der Wurzel aus dem Boden zöge.

aber schon seit mehreren Jahren ließ das nach; jetzt, so haben mir mehrere Colonisten versichert, lohnt er die Aussaat nicht mehr, und er bekommt Brand und alle möglichen anderen Krankheiten. Es mag sein, daß man der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung später auf die Spur kommt, zur Zeit wissen die Colonisten aber nichts damit anzufangen und haben vor der Hand den Weizenbau so gut als aufgegeben. Es wird jetzt Weizen nicht selten aus der ziemlich entfernten deutschen Colonie Tres Forquillas zu Maulthier nach St. Leopoldo geschafft. Wein und Tabak wird ebenfalls angepflanzt, und auch — leider muß ich es eingestehen — Wein gekeltert. Mit seinem Wein und Tabak kann Brasilien aber keinen Staat machen, und wem diese Producte genügen, der kann sich zu den bescheidensten Menschen der Erde rechnen. Ich muß gestehen, daß ich nicht zu diesen gehöre.

Der Tabak ganz Südamerikas ist überhaupt nur sehr mittelmäßiger Qualität und — wenn dann und wann auch nicht ganz ohne Wohlgeschmack, doch so leicht und strohartig, daß er den wirklichen Raucher nie befriedigen wird. Embalema in Neu-Granada liefert jedenfalls die aromatischsten Cigarren, nach diesem District Esmeralda in Ecuador, und ziemlich gleich kommen diesen die Bahia-Cigarren Brasiliens, wenn sie auch kein so schönes Deckblatt haben wie die Esmeralda-Cigarren. Das übrige Zeug ist nur mit Aufopferung zu rauchen, und selbst der für Papier- und Stroh-Cigarren sehr fest gedrehte Tabak wird allerdings ziemlich stark, schmeckt aber nicht besonders. Ich habe mich wenigstens niemals damit befreunden können, und dasselbe Urtheil von allen Rauchern — das heißt von solchen, die nicht ihren Geschmack mit Papier und Stroh verderben — bestätigen hören. Der Tabak mag vielleicht — ich will es nicht leugnen — seine guten Eigenschaften haben, dann liegen dieselben aber noch versteckt, und die Leute verstehen eben nicht ihn zu behandeln. Wie die Cigarren wenigstens geliefert werden, sind sie eben zu weiter nichts gut, als sie — wie vorerwähnt — in freier Luft zu rauchen, und die besten könnten höchstens als Pfälzer Regalias betrachtet werden.

Noch bei Weitem schlimmer steht es mit dem Wein.

Einer schlechten Cigarre kann man manchmal ausweichen, einem angebotenen Glas Wein nicht, und ich glaube nicht, daß diesen Wein Deutsche im Stande sind auf die Länge der Zeit auszuhalten — „geborene Schlesier" vielleicht ausgenommen. Der Wein hat allerdings den Nachtheil in Brasilien, daß die Trauben ungleich reifen, und daß es fast unmöglich ist, einen nur einigermaßen trinkbaren Wein zu keltern, ohne die einzelnen Beeren vorher sorgfältig auszulesen — eine böse, und mit diesem Wein stets höchst undankbare Arbeit; denn selbst St. Leopoldo-Auslese — (mir werden schon in der Erinnerung davon die Zähne stumpf) — bleibt immer nur ein höchst mittelmäßiges Getränk. Ich habe den brasilianischen Wein an verschiedenen Stellen gekostet, und er hat sonderbarer Weise stets einen schwachen Himbeergeschmack. Das erste Mal glaubte ich auch in der That nicht anders, als daß sich unser gastlicher Freund vergriffen und eine Flasche Himbeeressig statt des edlen Rebensaftes erwischt habe. Es war aber Alles in Ordnung und wir — tranken Himbeeressig ohne Wasser und Zucker, und bekamen stumpfe Zähne und Leibschneiden. Dazu rauchten wir eine Bahia-Cigarre und genossen nachher eine Tasse dünnen brasilianischen Kaffee — der Genuß war also vollständig.

Es existiren auf diesen Colonien die verschiedenartigsten Reben; die aber, die von allen am meisten angepflanzt wird, ist ein alter Bekannter von mir aus Arkansas, die dort muscadine genannte Rebe, welche ihre Frucht nicht in Trauben, sondern in einzelnen großen Beeren treibt. Die Schale dieser Beeren, so schmackhaft das Innere auch sei, ist aber sehr dick und etwas säuerlich, und es läßt sich denken, daß sie kein besonderes Getränk liefern kann. Es mag sein, daß man es erzwingen könnte, den Wein gleichzeitig zu reifen, wenn man ihn zu einer gewissen, erst auszuprobirenden Zeit beschnitte. Ich verstehe selber aber zu wenig davon, um das zu bestimmen, und es bleibt jedenfalls noch den Versuchen der Weinbauer überlassen, vielleicht doch, trotz allen Schwierigkeiten, ein trinkbares Gewächs zu erzielen. Wie die Sachen jetzt stehen, müßte es eigentlich als eine persönliche Beleidigung

betrachtet werden, einem Fremden ein Glas brasilianischen Wein vorzusetzen. Es bleibt, das Geringste gesagt, immer heimtückisch, und ich warne hiermit jeden Reisenden davor. Unser Wirth auf einer der Colonien, der uns sonst auf das Herzlichste und Gastlichste aufnahm, erklärte mir die Eigenschaften seines Weines, über den er noch die höchst unnöthige Bemerkung machte, daß er — durch das Alter nicht schlechter würde.

In früheren Zeiten wurden den Colonisten von der Regierung gewöhnlich 160,000 Quadrat-Brazos für eine Colonie gegeben, und dieselben so vermessen, daß die Ansiedler 200 Brazos Front und das Uebrige in der Tiefe, also etwa 800 Brazos Länge bekamen. Im Urwald, und je nachdem die Flüsse liefen, theilte man ihnen auch wohl nur 100 Brazos Front mit 1600 Tiefe zu. In neuerer Zeit ist aber dieses nicht unbedeutende Längenmaß beschränkt worden, und die Colonisten bekommen jetzt gewöhnlich nur 100,000 Quadrat-Brassen für eine Colonie — immer aber noch ein ganz anständiger Strich Landes, auf dem sich schon etwas bauen läßt. Es ist natürlich ganz unmöglich zu bestimmen, was der Colonist auf seinem Lande ziehen kann, denn wie bei uns hängt ja Alles von der Güte des Bodens und dessen Lage ab. Nichts lügt auch gewöhnlich mehr, als solche Zahlen und statistische Berichte, die den Fremden nur verwirren, statt ihm einen klaren Begriff von den Verhältnissen des Landes zu geben. Der Bau fast aller Feldfrüchte scheint aber zu lohnen, und man muß da mehr das Resultat berücksichtigen, als man den verschiedenen Berichten der Leute glauben kann, wenn man sie selbst an Ort und Stelle fragt.

So klagte mir ein Colonist in St. Leopoldo, daß der Boden so bald ausgenutzt sei, und sie eigentlich gar keine rechte Wechselwirthschaft treiben könnten. Ich frug ihn, warum er keinen Klee ansäete, und er sagte kopfschüttelnd: „Ja, wenn der Klee bei uns wachsen wollte, dann wäre es in Brasilien lange gut." Natürlich setzte mich diese Bemerkung sehr in Erstaunen, denn ich sah eigentlich keinen vernünftigen Grund, weshalb der Klee hier nicht eben so gut wachsen sollte, wie in irgend einem andern Theile der Welt;

der alte Colonist blieb aber bei seiner Behauptung, und ich vergaß, seine Nachbarn darüber zu fragen. — In dem gar nicht so weit davon entfernten Santa-Cruz aber, eigentlich eine Nachbarcolonie von St. Leopoldo, wo ich einen der tüchtigsten deutschen Oekonomen, einen Herrn v. Borroski, traf, und diesen um seine Meinung über solche Eigenthümlichkeit des Bodens frug, lachte der alte Herr und führte mich hinaus in seinen Garten, wo er nicht allein rothen und weißen Klee, sondern auch Esparsette in voller Ueppigkeit stehen hatte. Er versicherte mir, daß er den rothen Klee drei- und viermal geschnitten habe, und daß er nicht todt zu machen sei; was aber St. Leopoldo beträfe, so hätte das ziemlich ähnlichen Boden, und wenn die Leute wollten, könnten sie dort so guten Klee bauen, wie hier. Das nur zum Beweis, wie man oft an Ort und Stelle sein, und doch ganz verkehrte Urtheile hören kann, wenn man eben nicht an die richtige Quelle kommt.

Ein merkwürdiger Umstand übrigens, der mir von den verschiedensten Seiten bestätigt wurde, hat mit der Bienenzucht stattgefunden. Vor zehn oder zwölf Jahren — ich weiß nicht mehr genau, wann — brachte ein deutscher Auswanderer auf Speculation eine Anzahl von Bienenstöcken nach Brasilien, und zwar in diese Colonien, mit denen er ein ganz außerordentliches Geschäft machte. Die Stöcke vermehrten sich nämlich so außerordentlich, daß jeder im Jahre fünf, sechs und mehr Schwärme absetzte, und er verkaufte jeden Schwarm für eine Unze festen und bestimmten Preis.

So kam es, daß sich die Bienen bald über die sämmtlichen benachbarten Colonien verbreiteten und außerordentlich reiche Honigernten gaben. Auf einmal hörte das auf; die Bienen fanden — Gott weiß, aus welcher Ursache — keine Nahrung mehr, und verzehrten nicht allein, was sie selber bauten, sondern gingen sogar stockweise ein, wenn sie nicht regelmäßig gefüttert wurden. Dieser Zustand dauert noch, und man weiß keinen rechten Grund dafür. Mag es sein, daß sich die Bienen, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume, zu rasch vermehrten und dadurch nicht genug Nah-

rung fanden, oder hatten sie vielleicht bis dahin unbekannte giftige Blumen gefunden, deren Saft ihnen schädlich war, die Bienenzüchter mußten aber ihre Stöcke — viele auf den dritten und vierten Theil — reduciren, um diese nur durchzubringen, und Honig gehörte von da an zu den Seltenheiten.

Es giebt hier in Brasilien die nämlichen kleinen schwarzen und gelben wilden Bienenarten, die ich auch in Ecuador und Peru gefunden habe. Sie führen keinen Stachel, und kneipen sich, wenn zu sehr gereizt, nur in die Haare des Angreifers ein. Sie haben ein dunkles Wachs, das erst ausgekocht werden muß, ehe es brennbar wird, und einen völlig flüssigen Honig, bauen auch nicht solche flache Waben, wie unsere Bienen, sondern mehr kleine Wachssäcke in der Form und Größe eines Hornissennestes, zu dem ein wächserner Kanal den Eingang bildet. Der Honig ist nicht unschmackhaft, und findet man einmal einen solchen Baum mit wilden Bienen im Walde, so kann es auch geschehen, daß man zwei oder drei solcher Nester voll Honig in e i n e m hohlen Stamme antrifft.

Gartengemüse gedeihen auch recht gut in diesen Colonien, haben aber fast alle die Eigenthümlichkeit, daß sie keinen Samen bringen. Guter Samen muß also, etwas eigentlich sehr Umständliches, jedes Jahr frisch von Europa herübergeschafft werden. Uebrigens treiben sie rasch und sind schmackhaft. Wahrhaft wunderbar war aber der Reichthum an Orangen, den wir auf a l l e n Colonien fanden. Ganze Wälder dieser herrlichen Bäume umgaben die Wohnungen, und der Boden, da es stark auf das Frühjahr zuging, wo die Bäume schon wieder anfingen Blüthen zu treiben, war mit den goldenen saftigen Früchten ordentlich bedeckt — ein gefundenes Fressen für die Schweine, die es sich außerordentlich wohl dabei sein ließen.

Die Pinie, von denen es weiter im Innern ganze Wälder giebt, wird ebenfalls gern in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen als Zierbaum angepflanzt, und ich kenne wirklich keine reizendere Zusammenstellung von Bäumen, als einige hochstämmige Palmen mit ihren lichtgrünen wehenden Feder-

kronen, durch das dunkle Grün der wunderlich geformten Pinien ganz besonders hervorgehoben, während ein Orangenwald wie ein golddurchwirkter Teppich darunter ausgebreitet liegt. — Es läßt sich nicht leugnen, das Colonistenleben hat auch seine Poesie, und wer da seine freundliche Heimath weiß und im Kreise seiner Familie leben kann, mag sich auch recht wohl und glücklich fühlen — besonders wenn er zu jenen leichtherzigen Menschen gehört, die sich mit ihrem Wahlspruch — ubi bene ibi patria — den Henker um die alte verlassene Heimath scheren. — Ich kann das nicht — an dem langen Band, das mir die Polizei daheim an's Bein gebunden, und das sie meinen Paß nennt, flattere ich wohl eine Weile in der Welt herum, aber wenn er abgelaufen ist — und vielleicht auch ein wenig später — kehre ich doch immer dorthin zurück, und — soll ich aufrichtig sein — so zieht das Herz noch viel stärker als der Paß.

Einen Nachtheil hat die Colonie, und das sind die grundlosen Wege im Winter, auf denen es nur mit den größten Mühen möglich ist, die nächsten Picaden zu erreichen. Die Regierung thut etwas, aber sehr wenig für die Wege, die Colonisten thun wenig, oder nicht einmal etwas dafür, und so bleibt es von Jahr zu Jahr. Pferde und Lastthiere bleiben stecken, Wagen schlagen um, Menschen quälen sich und ruiniren Geschirr und Lastthiere, und die Producte der entfernter gelegenen Districte sinken im Werth zu Null herab, denn es ist nicht möglich, an irgend einem Hafenplatz auch nur die Kosten der Fracht dafür heraus zu bringen. Aber was thut's? — Die Deutschen haben noch gerade genug Bauer mit von Deutschland herübergebracht, nichts anzurühren, wo nur ein Verdacht darauf haftet, daß die Regierung etwa dazu verpflichtet sein könne. Daß sie nur selber darunter leiden, kommt gar nicht in Betracht, und wenn Einer seinen Wagen zerbricht — ob er ihn auch selber muß wieder machen lassen — denkt er doch sicher: das geschieht der Regierung ganz recht. Uebrigens befolgt die brasilianische Regierung, meiner Meinung nach, kein richtiges Princip mit Anlegung ihrer Colonien, indem sie, in dem weiten Land zerstreut, überall kleine Stellen in Angriff nimmt. Geht man der

Sache auf den Grund, so könnte man die Ursache wahrscheinlich in der alten, aber sehr ungegründeten Furcht finden, zu viele Deutsche auf einen Punkt zusammen zu bringen. Du lieber Gott, die Leute haben viel zu viel angeborenen Respect vor der Polizei, um sich irgend einem Beamten zu widersetzen, und wenn sie zu so vielen Tausenden zusammen wären, wie sie jetzt zu Hunderten sind. Durch dieses System leidet aber der Verkehr ungemein, denn wo eine neue Colonie nur drei oder vier Leguas abseits in den Urwald gelegt wird, sind die Wege dorthin nach drei Monaten grundlos und können nicht einmal mehr mit Packthieren begangen werden. Junge Colonisten aber (selbst wenn sie so willig dafür wären, als sie es nicht sind) können einen solchen Wegbau aus eigenen Kräften nicht übernehmen, die Regierung thut es nicht, weil sie kein Interesse mehr dabei hat, jenen Landstrich zu sehr zu bevölkern, und der traurige Zustand solcher mitten im Wald angelegten neuen Colonien ist die unausbleibliche Folge davon.

St. Leopoldo selber ist jedoch schon lange von der Regierung als Colonie aufgegeben, das heißt, es werden keine neuen Colonisten mehr dorthin geschafft, und man bewilligt dem Ort oder der Gegend keine weiteren Vortheile. Sie ist, mit einem Wort, mündig gesprochen, und muß nun zusehen, wie sie sich ihr eigenes Fortkommen in der Welt selber in anständiger Weise gründet. Natürlich hat sie auch keinen Director, den eigentlichen Vormund der jungen Colonien, mehr und nur einen brasilianischen Magistrat, wie in allen übrigen Städten.

Auf dem Dampfer von Rio Grande bis Porto Alegre war ich, wie früher erwähnt, mit einer deutschen Familie zusammen gefahren, die eben von Deutschland kam und nach St. Leopoldo wollte. Es war ein alter Mann mit seiner Frau und Tochter und Enkeln. Einige von seinen Kindern lebten schon lange, lange Jahre in Brasilien, und er war auch schon früher hier gewesen; seine Frau aber, die etwa sechsundfünfzig Jahre alt sein konnte, war zum ersten Mal hier, und wollte die seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehene Mutter besuchen, der sie die Enkel brachte. Der armen jungen

Frau aber, die ein gar so gutes und selbst edles Gesicht hatte, stand eine schwere Stunde beim Empfang bevor. Sie hatte kürzlich daheim ihren Mann verloren, dessen Familie ebenfalls hier wohnte, und deren Begegnen mußte ja alle die alten, kaum verharschten Wunden wieder aufreißen.

In Porto Alegre verließ ich die Leute; da sie aber vier Tage auf den Dampfer nach St. Leopoldo warten mußten und ich hinaus geritten war, traf ich sie dort wieder, als der Dampfer ankam, und war Zeuge dieser ersten Begrüßung; ich habe kaum je etwas Ergreifenderes gesehen. Die alte Frau, hoch in den Achtzigen, war zu Fuß nach der Stadt hereingekommen, um ihre Urenkel zu begrüßen, und Mutter und Tochter, von ihren Enkeln und Urenkeln umdrängt, hatten sich fest, fest umfaßt und sprachen lange kein Wort. Was kümmerte es sie, daß sie gerade auf der Planke des Dampfers standen und rastlose, ungeduldige Menschenkinder bei vollkommen versperrter Passage weder aus noch ein konnten. Die Leute, welche die Verhältnisse nicht genauer kannten, sahen auch nichts Außergewöhnliches darin, daß sich ein paar alte Frauen umarmten, und wollten sie nur von der Planke weghaben, und lachten und schrieen. Die beiden Frauen hörten aber nicht, was um sie her vorging, sie hatten die ganze Welt in dem einen Gefühl vergessen, sich einander wieder zu haben.

Die junge Frau war die Besonnenste von Allen; ihre Augen sahen freilich auch roth aus und ein paar verrätherische Tropfen glänzten noch daran, aber sie dachte für Alle, und ihre Großmutter leise umfassend, zog sie dieselbe von der Planke auf festen Boden. Der Menschenstrom konnte jetzt aus- und einrauschen, und seitwärts bildete sich daneben eine der eigenthümlichen Erkennungsscenen, die sich auf der Welt nur denken lassen.

Beide alte Frauen zeigten einander ihre Sprößlinge und gegenseitigen Enkel und Urenkel, lauter nahe Verwandte, von denen die eine Hälfte in Deutschland, die andere in Brasilien geboren war. — „Da — das da ist der Marie ihr Junge — der älteste“ — und wie verschämt der dicke Bengel dabei stand und sich mit dem Aermel die Nase wischte — „und

das da," sagte die alte Großmutter, die sich kaum Zeit nahm, den Urenkel an sich heranzuziehen — „das ist dem Gottlieb sein Mädchen — und da noch eins — und Der ist dem Hannes" — und so ging das herüber und hinüber; Keine konnte vor Thränen ordentlich aus den Augen sehen, und die vielen Namen schwammen ihnen wie eben so viele Sternschnuppen in einem Chaos von Leuchtkugeln umher, so daß keine Einzige nach der Vorstellung im Stande gewesen wäre, ein einziges von den Kindern beim rechten Namen zu nennen. Aber das schadete nichts — das Alles fand sich später, und jetzt fühlten sie und begriffen sie nur das Glück, einander wieder anzugehören, ob ihr Fuß in Deutschland oder in Brasilien stand.

Es ist eine gar wunderliche Sache um so ein Wiedersehen, und wo ich Zeuge davon bin — und wenn es auch selbst bei ganz stockfremden Menschen wäre — packt es mich immer auf eine eigene Art; es mag sein, weil ich mich so recht in ihre Lage hineindenken kann. Ich war auch nicht so leicht im Stande, mich von den verschiedenen Gruppen zu trennen, wenn ich mich auch natürlich fern von ihnen hielt. So lange ich ihnen mit den Augen folgen konnte, that ich es, und sah noch eine ganze Weile, wie sie einander herzten und drückten und vor lauter Fragen gar nicht zum Reden kommen konnten. Jetzt stellte sich nämlich schon heraus, daß die erste Vorführung dieses Kinderschwarms in der That tauben Ohren gepredigt gewesen, denn — „ja, wo ist denn nun eigentlich dem Hannes sein Mädchen?" und „welches ist der Marie ihr Junge? — — und die Marie — was für ein hübsch Mädchen die Marie geworden ist!" rief die Alte laut und erstaunt aus.

Hübsches Mädchen! Arme Marie — sie dachte wohl an den Mann daheim, der jetzt in seinem stillen, kalten Grabe lag, und lehnte ihr Haupt an die Schulter der Großmutter.

Die Straße herunter kam lustige Musik — deutsche Musikanten unverkennbar, mit den wunderlich geformten, mysteriösen Mützen (ich habe noch nie zwei Deutsche gesehen, die genau ein und dieselbe Mützenart getragen hätten — ist das vielleicht die Ursache, daß wir es auch nicht dahin bringen, unter einen Hut zu kommen?) und ihren schief getretenen

Hacken und phantastisch kattunenen Beinkleidern. Selbst die große Trommel schlug ein Deutscher — das erste Mal in Südamerika, wo sich ein Neger hatte die Gelegenheit entgehen lassen, dies Instrument zu bearbeiten — und alle Melodien, die sie spielten, waren natürlich deutsch, nicht wahr? — Gott bewahre, eine Arie aus irgend einer Verdi'schen Dudelei hackten sie herunter, und die Straßenjungen tanzten den Tact dazu. Die Melodie klang übrigens ungemein lustig, und es war jedenfalls die Arie, wo die im dritten Act wahnsinnig gewordene Primadonna im fünften Act sich endlich erstochen hat, und nun dem ersten Tenor im Sterben noch einmal weitläufig auseinandersetzt, *wie* sie ihn geliebt habe und mit wie großem Vergnügen sie für ihn sterbe.

St. Leopoldo liegt wirklich reizend, und die Wahl dieser Colonie macht der Regierung alle Ehre. Dicht am Ufer eines kleinen Flusses, der allerdings nicht sehr weit hinauf schiffbar ist, aber den Verkehr mit dieser Colonie doch bedeutend erleichtert, an die Hügel geschmiegt, die von da aus ihre fruchtbaren Thäler und Hänge weit in das Land hineindehnen, ist inmitten von Brasilien eine ächt deutsche Stadt — mit allen ihren Tugenden und Fehlern — emporgewachsen, und deutscher Fleiß hat das weite Land wirklich in einen Garten verwandelt. Es giebt in der That wenig Nationen, die sich so vortrefflich zur Colonisirung eines fremden Landes eignen, wie die deutsche, und doch hat eben diese von *allen* anderen keine eigene Colonie und wird nur dazu benutzt, anderen Völkern ihre Ländereien werthvoll zu machen.

Als die ersten Colonisten hierhergekommen, erhielten sie, wie gesagt, von der brasilianischen Regierung ihre 160,000 Quadrat-Brassen und hatten da eine nicht unbedeutende Colonie zu bearbeiten. Aber ihre Familien vermehrten sich stark (es ist ganz erstaunlich, was für eine Anzahl von flachsköpfigen, dickbackigen Kindern in diesen Colonien herumläuft, und ich habe einzelne Häuser gesehen, die wie eine Schule aussahen), eine Menge von Söhnen wuchs heran und verheirathete sich, und das Land, das bis jetzt groß genug gewesen, und einem Brasilianer, ohne Sclavenarbeit, für

zwanzig Familien ausgereicht hätte, wurde für die Deutschen bald zu klein.

Der deutsche Bauer aber, der sich indessen schon einen recht hübschen Thaler Geld verdient, und seinen guten Viehstand, wie seine wohlbestellten Felder und seine bequeme Wohnung hatte, blieb nicht etwa darin sitzen und kaufte seinen Kindern neues Land in der Nachbarschaft, Gott bewahre — er theilte unter sie die eigene Colonie und zog dann selber wieder auf frisches Land, um die alte Arbeit von vorn zu beginnen. Das verstanden die Jungen doch nicht so gut wie er, und waren auch hier „in dem Brasilien" lange nicht an so harte Arbeit gewöhnt worden, wie die Alten es gar nicht anders von Deutschland her kannten. Mir sagte selber einmal eine alter Colonist: „Unsere Jungen mögen das jetzt nicht einmal mehr auf dem Pferde führen, was wir sonst auf dem Rücken getragen haben", und der Mann hatte vollkommen Recht. Es ist das aber auch kein gar so böses Zeichen, und spricht für die Colonien, wenn die Söhne jetzt mit weniger Arbeit auskommen, als die Väter brauchten, um sich festzusetzen. Die jungen Burschen sind aber trotzdem fleißig, und es geht ihnen fast Allen gut.

In der früheren Revolution Brasiliens, in der Garibaldi eine so bedeutende Rolle gespielt, und wo die „Männer der Freiheit" die Regierung stürzen und Brasilien zu einer Republik machen wollten, war St. Leopoldo leider auch der Schauplatz vieler Gewaltthätigkeiten, da sich ein Theil der Colonisten verleiten ließ, an der Bewegung Theil zu nehmen. Die Regierung hatte sehr vernünftiger Weise den fremden Colonisten vollkommene Neutralität gelassen; sobald aber ein Theil zu den „Rebellen" überging, nahm der andere für die Regierung Partei, und Deutsche kämpften da — wie das von jeher gewesen, gegen Deutsche. Zehn Jahre dauerte dieser traurige Zustand, bis endlich die Führer der Freiheitsmänner einsahen, daß sie die eigentlichen Brasilianer wohl zu einer Revolution aufstacheln, aber keineswegs für die Sache der Freiheit begeistern konnten, und sich zurückzogen. Damit hatte die Regierung gesiegt und Brasilien blieb die einzige Monarchie in Südamerika.

Was mich betrifft, so halte ich dies für das größte Glück, das Brasilien widerfahren konnte; ja, ich gehe sogar noch weiter und bin der festen Ueberzeugung, daß es sich selbst ohne Constitution wohler befinden würde, als mit den jetzigen, aus Sclavenhaltern und Pfaffen zusammengesetzten Kammern. Die Regierung ist wirklich liberal und will — nach Allem, was ich davon sehen konnte und darüber hörte, das Beste des Landes, die Kammern aber arbeiten ihr nur zu oft entgegen. Es war genau so wieder mit dem erst kürzlich durchgegangenen, vollkommen unbrauchbaren Ehegesetz, bei dem die Regierung die besten Absichten hatte, und Alles that, um den Protestanten, denen sie „Duldung ihrer Religion" versprochen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Geistlichkeit aber warf sich mit ihren Phrasen und Dogmen dagegen, die Eifersucht gegen die Fremden that bei den Anderen das Uebrige, und es herrscht mit den protestantischen Ehen vor der Hand ein Zustand in Brasilien, der es für jeden Protestanten gefährlich macht, dorthin auszuwandern.

Trotzdem befindet sich Brasilien als Monarchie noch unendlich wohler, als seine Nachbarn, die südamerikanischen Republiken denn die Bewohner haben doch wenigstens nicht diese ewigen Revolutionen und Regierungswechsel zu fürchten, und sind eben so sicher vor dem Raubsystem der verschiedenen Parteien von Stellenjägern. Wer einmal im Amte ist, bleibt darin und hat Zeit, sein Schäfchen in's Trockene zu bringen, braucht sich also nicht zu überstürzen und das Land völlig aussaugen zu helfen, nur um in vier oder sechs Jahren gerade das Nämliche zu erreichen.

Die zweitbedeutendste Colonie in Rio Grande ist Santa-Cruz, und nach Porto Alegre zurückgekehrt, beschloß ich auch diese zu besuchen.

Die Fahrt dorthin, da man gleich von Porto Alegre aus mit dem Dampfer den Rio Pardo bis zu der kleinen Stadt gleiches Namens hinauffährt, ist sehr angenehm und bequem zu machen. Von der Stadt Rio Pardo aus nimmt man dann ein Pferd und reitet in die etwa sechs Leguas entfernte Colonie auf einem ziemlich guten Wege.

Eine traurige Sammlung von kleinen lebensgefährlichen

Dampfern hält Brasilien auf diesen Lagunen, und so sicher ich mich sonst auf dem Wasser fühle, konnte ich doch nicht umhin, diese wackelig ausgearbeiteten Maschinen immer etwas mißtrauisch zu betrachten. Es ist eine Art Lotteriespiel, dort an Bord zu gehen, und das Beste, was man dafür sagen könnte, wäre etwa: es kann gut ablaufen. Sie sind überdies sehr theuer, und die Kost ist keineswegs besonders, auf allen aber habe ich sehr anständige und freundliche Capitaine getroffen, mit denen es sich vortrefflich verkehren ließ. Auf diesem Dampfer hatten wir übrigens einen sehr wunderlichen Passagier, aus dem ich nicht recht klug werden konnte. Es war ein kleiner Mann mit dunkelgebräunter Haut — aber jedenfalls von weißer Abstammung, mit schwarzen Haaren und lebhaften Augen, der sich in einem fortwährenden Zustande der Aufregung befand. Schon wie ich an Bord kam, hatte er einen ganzen Kreis von Zuhörern um sich versammelt, und sah so bös aus, und gesticulirte dabei so heftig mit den Händen, daß es gerade so aussah, als ob er eben von irgend Jemandem persönlich beleidigt worden sei, und sich nun gegen die Anderen darüber beklage. Dieser Zustand der Aufregung dauerte aber fort; er stritt und wüthete über Alles, was vorkam, und hatte dabei ein Mundwerk, daß ich ihn für einen Geistlichen gehalten hätte, wenn dem nicht seine Tracht widersprochen. Er trug einen großen dunkelblauen Tuchponcho, wie sie besonders in der weit kälteren Argentinischen Republik Mode sind, diesen Poncho aber im Schlitz mit einer breiten goldenen Tresse uniformartig besetzt, und außerdem einen Pallasch.

Jetzt aber nahm er seinen Hut ab, und ich entdeckte auf seinem Kopfe den geschorenen kleinen Mond, das ganz sichere Zeichen des geistlichen Standes. Natürlich wurde ich aus dieser Zusammenstellung nicht klug und wandte mich an den Capitain, um etwas Näheres über diesen modernen Malteser Ritter — halb Priester, halb Soldat, zu erfahren. Der Capitain schüttelte aber den Kopf und sagte: „Mit dem Herrn ist es nichts — oder eigentlich zu viel, vorerst ist er einmal Cura (Geistlicher), dann Colonel in der militia, außerdem hat er auch einen Branntweinschank und — eine

Frau mit vier Kindern" — mehr kann man nicht verlangen.

In Rio Pardo, der kleinen Stadt, kamen wir Morgens mit Tagesanbruch an. Rio Pardo war früher, sowie mir gesagt wurde, die Hauptstadt dieses Districts, kam aber durch die Revolution total herunter, und hob sich erst wieder, als die deutschen Colonien von Santa-Cruz zu blühen anfingen, so daß es jetzt ein nicht unbedeutender Platz geworden ist. Von Rio Pardo aus hatte ich, durch die Freundlichkeit eines Landsmanns, ein Pferd geliehen bekommen, und ich kann mit vollem und dankbarem Herzen meinen Landsleuten in Amerika gegenüber anerkennen, daß sie mich überall auf das Freundlichste und Liebevollste aufgenommen haben. Meine ganze Reise aber, alle die Beschwerden und Mühseligkeiten, die ich diesmal ertragen, galten ja auch nur den Deutschen, und ich darf ehrlich gestehen, daß ich diese ganze Reise weit mehr für andere Leute, als für mich gemacht habe — wenigstens mehr zum Nutzen für Andere. Das kann aber der Einzelne nicht wissen, und weiß es nicht, und um so dankenswerther ist es dann, um so wohlthuender, wenn man sich wenigstens freundlich aufgenommen sieht. Die Schriftstellerei ist in seltenen Fällen ein dankbares Brod, aber tausendfach muß sich auch der Schriftsteller belohnt fühlen, wenn er, wohin er kommt, ein freundliches Erkennen und einen warmen Händedruck findet. Das macht Vieles, Vieles gut.

Der Ritt von Rio Pardo nach der Colonie Santa-Cruz war ein sehr angenehmer, und die Straße viel besser, als man es eigentlich in dieser Jahreszeit erwarten konnte. Die Kunst hatte allerdings außerordentlich wenig dafür gethan, die Natur Alles, aber sie war eben gut, und wenn man auf einem muntern Pferde, an einem sonnigen Tage und durch eine ziemlich freundliche Scenerie dahintrabt, wird Einem das Herz noch einmal so froh und leicht. Unterwegs traf ich verschiedene deutsche Colonien und hielt dort an. Die Leute wohnten hier alle schon eine sehr lange Zeit — stets zwischen fünfundzwanzig und vierunddreißig Jahren im Lande, aber sie schienen alle zufrieden, und selbst die Frauen — was nicht immer der Fall ist — versicherten mir, das Land sei gut

und das Klima gesund. Die Frau hängt sonst immer am zähesten und längsten an der alten Heimath, und gesteht der neuen nur unfreiwillig etwas zu.

Auf dem Wege lagen diese deutschen Colonien aber doch immer nur sehr vereinzelt, bis ich am Nachmittag die wirkliche deutsche Ansiedelung erreichte. Bis dahin hatte der Weg fast nur über campo oder Pampa oder Prairie — wie man das ziemlich baumlose, wellenförmige Land nun nennen will, geführt. Hier kam ich zuerst wieder in den Wald, und zugleich in grundlosen Boden, wo ich eine Partie deutscher Wagen feststecken fand. Der eine von diesen, der eine Anzahl Fässer mit Branntwein geladen, stak mit den rechten Rädern bis unter die Achsen im Schlamme, und die verschiedenen Fuhrleute versuchten ihre vereinten Kräfte, um den Wagen, ohne ihn umzuwerfen, wieder heraus zu arbeiten. Wie er stand, schien mir das unmöglich, ich hütete mich aber wohl, ein Wort hinein zu reden, denn man kann bei solchen Gelegenheiten mit noch so gutgemeinten Rathschlägen nie etwas bezwecken, und höchstens Grobheiten bekommen. Ich ritt vorbei, erfuhr aber noch an demselben Abend, daß jenes erste Geschirr wirklich umgeworfen habe, was die Leute jetzt zwang, die Ladung doch herabzunehmen, um den Wagen wieder aufzurichten.

Dieser Weg führt aus den belebtesten deutschen Colonien nach der Hafenstadt, und die schlechte Strecke davon ist verhältnißmäßig sehr kurz. Leider hat die Regierung selber noch einige Striche Waldland daran liegen und benutzt die Straße auch zu Zeiten als einen Verbindungsweg mit Cruz alta; natürlich liegt es ihr deshalb ob, den ganzen Weg zu bauen, und die Deutschen ruiniren sich lieber Geschirr und Pferde, ehe sie eine Hand anlegen. Ich will nicht etwa die brasilianische Regierung, was den Wegebau betrifft, in Schutz nehmen, wenn das Reich auch wirklich so ungeheuer groß ist, irgend eine Regierung schon zu entschuldigen, nicht eben alle Wege im Stande zu halten. Die brasilianische Regierung geht aber nicht praktisch genug zu Werke und fällt dabei in den Fehler vieler anderer neuer Staaten, wenn sie glaubt, sie hat damit genug gethan, daß sie eine genügende Summe

Geldes für einen beabsichtigten Wegebau bewilligt. Die Hauptsache dabei ist, die Arbeiten nicht allein zu überwachen (denn alle die unteren Beamten der südamerikanischen Staaten betrachten irgend eine von der Regierung flüssig gemachte Summe wie eine Kuh, die gemolken werden muß, so lange sie noch Milch giebt, und was irgend an der Quelle ist, sucht einen Theil des Stromes in seine eigene Tasche zu lenken), sondern auch Anordnungen zu treffen, daß der Weg erhalten wird. Gewöhnlich baut man den Weg mit unverhältnißmäßig hohen Kosten, und übergiebt ihn dann dem Verkehr, unbekümmert, was weiter daraus wird. In einigen Jahren ist er dann so zerfahren und ruinirt, daß es wieder Tausende und aber Tausende kostet, um ihn nur einigermaßen herzustellen. Hätte ich in den Colonien etwas zu sagen, so würde ich mit den Colonisten als Regierung so reden: „Ich baue Euch den Weg und übergebe ihn fertig dem Verkehr, ich bewillige auch jährlich eine (kleine, mäßige) Summe, um ihn im Stand zu erhalten; das Uebrige aber thut Ihr daran, die Ihr ihn hauptsächlich benutzt, und Euch mache ich dafür verantwortlich, wenn Klagen darüber einlaufen." Ich glaube, daß einem großen Uebel Brasiliens damit abgeholfen würde.

Die Colonie Santa-Cruz liegt etwa 5—6 Leguas von der Stadt Rio Pardo entfernt, aber der Fluß Rio Pardo „durchschneidet nicht zum Theil die Grundstücke und bildet bis zur Stadt Rio Pardo eine Wasserstraße, die von dort auf dem Jacuhy nach Porto Alegre und dem Seehafen Rio Grande weiter führt" — wie Herr Peter Kleudgen, der frühere Auswanderungs-Agent für Santa-Cruz, in seiner Broschüre behauptet. Der kleine Rio Pardingo durchschneidet allerdings die Colonien, und die Regierung wollte ihn früher einmal auch schiffbar machen, fiel aber einem Betrüger in die Hände, und der Fluß ist jetzt, so gut wie immer, für den Handel und Verkehr vollkommen nutzlos. Alles, was die Colonie deshalb erzieht, muß erst per Achse nach Rio Pardo und von da nach Porto Alegre verschifft werden.

Ein kleines Städtchen, das fachinal genannt, bildet auch in dieser Colonie, wenn nicht den Mittelpunkt, doch den

Central-Ausgangspunkt der Colonie, und liegt recht freundlich auf einer von bewaldeten Hängen umschlossenen Höhe. In einem weiten Halbkreis darum her liegen die Colonien, und was ich darüber an Ort und Stelle hörte, mit welchen Leuten ich auch darüber sprach, alle die Berichte lauteten sehr günstig, und die Colonisten selber schienen sich außerordentlich wohl zu befinden. Der Boden ist allerdings nicht überall gleich gut, an den meisten Stellen aber doch recht fruchtbar, und an einigen sogar vorzüglich, so daß es den dort wohnenden Colonisten im Durchschnitt ganz vortrefflich geht. Das Einzige, worüber sie klagten, waren die wirklich erbärmlichen Wege, die in die weiter gelegenen Colonien führten; wir selber blieben fast mit den Pferden stecken und rissen uns, wo wir den tiefsten Schlammlöchern ausweichen mußten, Kleider und Hüte an den Dornen in Stücke.

Herr Kleudgen übertreibt in seiner Broschüre die Fruchtbarkeit natürlich über die Maßen, ein sehr verdammliches System, weil es die Leute in ein fremdes Land lockt, wo sie das Einzige, was sie darüber zu wissen glauben, gleich von vornherein nicht bestätigt finden. Auch die Preiscourante, die er giebt, mögen einmal zu Anfang wahr gewesen sein, aber es ist gefährlich, in ein für Auswanderer geschriebenes Buch mit voller Bestimmtheit Preise von Producten und Vieh einzurücken, die nicht einmal mehr wahr sind, ehe der Brief nur nach Deutschland kommen kann. Im Ganzen wird sich aber kein in diese Colonie kommender Auswanderer, wenn er nur mit mäßigen Ansprüchen eintrifft, getäuscht sehen und — mit harter Arbeit zwar, aber doch auch mit vieler Sicherheit sein Brod finden.

Die Colonie besteht, glaub' ich, seit Ende 1849 oder Anfang 1850, und es ist wirklich erstaunlich, was für enorme Strecken Wald unsere fleißigen Landsleute schon in der Zeit gelichtet, und wie viel Grund und Boden sie urbar und ertragsfähig gemacht haben. Das Klima ist dabei ebenfalls gesund; nicht zu heiß im Sommer, und im Winter doch kalt genug, um die Nerven nach der erschlaffenden Sommerszeit wieder zu kräftigen und zu stärken. Es ist deshalb auch ebenfalls nicht wahr, was jene Broschüre sagt, daß das Zuckerrohr so vor-

trefflich in Santa-Cruz gedeiht. Es erfriert im Gegentheil sehr häufig, und als ich durch die Colonien ritt, sahen die Zuckerrohrfelder alle so gelb aus, wie ein Feld mit reifem Weizen, so hatte sie der Frost bis auf den Stamm hinunter getödtet. Auf den Bau des Zuckerrohrs sind die Colonisten aber gar nicht angewiesen, denn diese Provinz gehört, wie vorher gesagt, gar nicht der tropischen oder heißen Zone an. Die Hauptproducte sind vielmehr, wie in St. Leopoldo: Mais, Bohnen, Maniok — was allerdings ebenfalls ein ziemlich gemäßigtes Klima verlangt — Kartoffeln — die gewöhnliche, wie die süße — Hafer besonders gut — Gerste mittelmäßig, wie auch alle Gartenfrüchte, besonders solche, die zum Rübengeschlecht gehören. Mit dem Weizen ging es, wie schon gesagt, die ersten Jahre gut, nachher aber wollte er nicht mehr gedeihen, und die Colonisten haben den Bau desselben fast ganz aufgegeben. Man findet auch in ihren Häusern selten oder nie Weizen- oder Roggen-, sondern immer Maisbrod, dafür aber gute Milch und Butter und ganz ausgezeichneten Hand- oder Stückkäse, den der Brasilianer natürlich verabscheut und für „deutsches Futter" erklärt. Flachs und Oelfrüchte sind ebenfalls mit Erfolg angebaut, ebenso der Tabak, der aber eine noch geringere Sorte als jene im Norden von Brasilien in Bahia gezogene giebt.

Als Futterkraut scheint aber eine andere Pflanze, der sogenannte Sorgo, einen ganz erstaunlichen Erfolg zu haben, und genauere Nachricht darüber verdanke ich einem der ältesten Colonisten dort, Herrn v. Borroski, der sich überhaupt außerordentlich um die Colonie verdient und die verschiedenartigsten Versuche gemacht hat, alle Arten von Feldfrüchten und Futterkräutern auf verschiedenem Boden anzubauen und ihren Erfolg mit Dünger zu versuchen.

Jener Sorgo nun (auch algierisches Zuckerrohr genannt, das aber nicht so empfindlich gegen die Kälte ist, wie das wirkliche) scheint sich in diesen Districten außerordentlich wohl zu befinden und großen Ertrag zu liefern. Der im September gelegte Sorgo wurde zwischen den Jahren 1859 und 60 fünfmal geschnitten, und lieferte später, nach gedüngtem Boden, noch reichere Ernten.

Die Colonisten von Santa-Cruz hatten allerdings auch über Mancherlei zu klagen — denn wo klagen Deutsche nicht! Und wenn sie im Himmel wären, würden sie ein „Beschwerdebuch" verlangen, denn sie sind einmal von vornherein nicht daran gewöhnt und dazu erzogen, sich selber zu helfen. Im Ganzen gestanden sie aber Alle ein, daß es ihnen gut gehe, daß das Land fruchtbar sei und sie sich wohl befänden.

Allerdings waren die protestantische Kirche und Schule nicht besonders bedacht, denn es fehlte an tüchtigen Leuten, um beide Posten als Pfarrer und Lehrer auszufüllen. Die Regierung hatte da, wie auch in anderen Colonien, Leute in der Noth angestellt, mit denen die Colonisten nicht zufrieden sein konnten, und Ursachen zu Beschwerden blieben nicht aus. Es ist die alte Geschichte — die Leute wollen in die Kirche gehen, aber nichts dafür bezahlen, und von der Luft kann der Prediger nun doch einmal nicht leben. Ebenso giebt es nur sehr wenig wirklich tüchtige Leute für eine Schule in einem Lande, wo ein gesunder Mann sein Brod auch noch in anderer und bequemerer Weise verdienen kann — und Holzhauen selber ist wahrlich leichter und bequemer als Schule halten. Deshalb finden sich nur dann und wann junge Leute, die diese Meinung nicht theilen und sonst in der Welt nicht wissen, was sie anfangen sollen, die sich für kurze Zeit durch Schulehalten ein Unterkommen suchen. Sowie sie aber etwas Besseres finden, hängen sie den Bakel wieder an die Schiefertafel und ziehen in die weite Welt. Natürlich kann dieser stete Wechsel auf den Unterricht und die Erziehung der Kinder eben keinen wohlthätigen Einfluß ausüben, und dies den Eltern derselben eben so wenig entgehen. Wie dem abzuhelfen sei, ist freilich eine schwer zu lösende Frage, denn in Brasilien existiren, so viel ich weiß, nicht einmal Schullehrer-Seminare für Brasilianer, daß man von diesen welche zu Lehrern der Kinder heranziehen könnte.

Auch mit den Geistlichen ist es eine böse Sache: in St. Leopoldo klagten sie ganz besonders, daß sich Leute sehr oft für Geistliche ausgäben und angestellt würden, die früher irgend ein ehrliches Handwerk getrieben, oder dem Staat dadurch gedient hätten, daß sie eine Muskete durch's Leben trugen. Jeden-

falls sind in den verschiedenen Colonien einige recht ärgerliche Scenen vorgefallen; da dies aber nur bei Protestanten geschah, werden sich die „rechtgläubigen Christen" eben nicht besonders darüber gegrämt haben.

Von der brasilianischen Regierung sind übrigens in sehr vielen Fällen protestantische Geistliche und Schullehrer, mit einem Gehalt, der ihnen ein vollkommen gutes Auskommen sicherte, angestellt worden, und noch jetzt geschieht das häufig, sobald die Gemeinden darum einkommen; eigentlich ein ganz wunderliches Verhältniß, wo die Regierung eines Landes Geistliche einsetzt und besoldet, und die Gesetze des nämlichen Landes ihre Functionen gar nicht anerkennen. So herrscht ein ewiger Kampf, nicht zwischen der Religion, sondern nur zwischen den Frommen, und doch, wie unendlich einfach ist die ganze Sache! Nur ein klein wenig mehr Religion, nur ein klein bischen Form weniger, und wie glücklich könnten wir Alle sein, wie friedlich neben einander leben!

Besonders unzufrieden waren die Colonisten darüber, daß sie, trotzdem ihnen das vielfach versprochen worden, noch immer keine Besitztitel über ihr Land bekommen hatten. Außerdem war eine Ungeschicklichkeit von der Regierung begangen worden, die in dem Fachinal einen Erlaß ankleben ließ, nach dem alle Einwanderer oder Colonisten in einer gewissen Zeit ihr Land, das ihnen doch von der Regierung geschenkt worden, bezahlen sollten. Die Aufregung darüber in dem ganzen District läßt sich denken; ehe aber nur einmal ordentlich Reclamationen dagegen einlaufen konnten, wurde der Zettel schon wieder abgerissen und ein anderer angeklebt, nach dem man die Colonisten aufforderte, ihre Subsidiengelder zurückzuzahlen. Vielen von diesen nun, und besonders allen Denen, welche damals durch den Agenten Peter Kleudgen nach Santa-Cruz befördert wurden, ist in Deutschland versprochen worden, daß die Subsidiengelder wirkliche Subsidien sein sollten und nicht wieder brauchten zurückgezahlt zu werden. „Macht Euch deshalb keine Sorge," hatte man ihnen gesagt, „das Geld fordert Euch Niemand wieder ab." Hier in Brasilien angekommen, war aber einem jeden der Colonisten, der auf eine Regierungs-

colonie befördert wurde, natürlich auch ein Papier vorgelegt worden, in dem sie bescheinigen mußten, daß sie Alles erfüllen wollten, was sie versprochen. In dem Papier stand dann auch unter Anderem, daß sie alle ihnen vorgestreckten Subsidien wieder zurückzahlen wollten. Der deutsche Bauer unterschreibt nämlich nie etwas, von dem er den Sinn versteht, weil er, entsetzlich mißtrauisch, auch dem Einfachsten einen verfänglichen Sinn unterlegt; was er aber nicht versteht da kritzelt er mit Vergnügen seinen Namen darunter, und da jenes Schriftstück in portugiesischer Sprache abgefaßt war, hatte er nicht das Geringste dagegen einzuwenden.

Durch diese Aufforderung nun, die Subsidiengelder zurück zu zahlen, fühlte sich Jeder an die Geldtasche gepackt, und mit der Erinnerung an das Versprochene einerseits, und das unterschriebene portugiesische Papier andererseits, wußte eigentlich Niemand recht, woran er war, und ob er, oder ob er nicht in seinem Rechte wäre. Alle übrigens, mit denen ich über die Sache sprach, meinten: „Ih nu ja, wenn's sein muß, können wir unsere Subsidiengelder recht gut zurückzahlen; das wäre weiter kein Kunststück — aber — wir möchten nur erst recht genau wissen, ob wir müssen." Das sind die Folgen des in Deutschland eingeträufelten Giftes goldener Versprechungen, die natürlich alle mündlich und gesprächsweise abgemacht werden. Kommen die armen Teufel dann an Ort und Stelle, finden nicht Alles so, wie es ihnen geschildert ist, und berufen sich auf das ihnen fest Versprochene, so — werden sie höchstens ausgelacht.

Diese Angelegenheit mit den Subsidien macht übrigens ganz unnöthiger Weise sehr viel Unruhe und böses Blut, denn die Leute ärgern sich weit weniger über das Geld, das sie zahlen sollen — während sie die rechtmäßige Forderung recht gut einsehen —, als über die Ungewißheit, in der sie fortwährend darüber gehalten werden. Es ist allerdings keine geringe Arbeit, die verschiedenen Colonisten alle zu klassificiren, und zu bestimmen, Du hast so viel und Du so viel zu bezahlen; einmal aber muß das doch geschehen, und je länger es hinausgeschoben wird, desto mehr Verwirrung muß es nothwendiger Weise geben. Trotz alledem sind aber die unteren

Beamten in Brasilien nie zu einer festen und geregelten Arbeit zu bringen; denn ihre Idee von einer Anstellung ist eben die, daß damit jede Art von Arbeit vollständig aufhört. Kommt ihnen nachher eine solche bös verwickelte Geschichte in die Quere, die sie lösen sollen, so sind sie, leicht erklärlich, wüthend darüber, betrachten sich als ungerecht, ja undankbar behandelt, und — schieben das Alles so lange hinaus und hinaus, bis ihnen die obere Behörde einmal ein richtiges Wetter über den Hals schickt.

In der Nähe von Santa Cruz hat die Regierung schon wieder eine neue Colonie angelegt; ich glaube, sie heißt St. Angelo. Das System dieser vereinzelten Colonien hat aber, wie schon vorerwähnt, unendlich viel Nachtheiliges; denn die Leute können aus eigenen Mitteln die Wege dorthin noch nicht im Stande halten, und die Regierung thut es nicht, oder kann es vielmehr eben so wenig, wo schon in altbesiedelten Districten fortwährend nach Wegebau geschrieen wird. Die Folge davon ist, daß die Colonisten, wie bei dieser neuen Colonie, in die größte Noth gerathen, weil sie nicht im Stande sind, auch nur das Geringste ihrer Producte zu Markte zu bringen. Wachsen die Colonien, von einem gestellten Mittelpunkte, selber nach allen Seiten hin aus, so wachsen die Straßen natürlich mit, denn sie sind so nothwendig wie die Cultur der Felder; wird aber eine neue Colonie sechs, acht Leguas in den Wald hineingelegt, so ist sie durch diesen Wald eben von der übrigen Welt auch vollkommen abgeschnitten, und sie wird gerade die doppelte Zeit brauchen, um sich aus dem ersten Anfang heraus zu bringen, wie eine Colonie, die mit günstigen Verkehrswegen begonnen wurde. Diese neuen Colonisten sollen sich denn auch in ziemlich unbehaglichen Umständen befinden, und wenn sie gleichwohl noch immer bedeutend besser daran sind, als jene Colonisten in Peru, die sich als wirklich aus der Welt draußen betrachten können, so müssen sie doch natürlich unzufrieden sein, da sie Andere dicht daneben sehen, denen es weit besser als ihnen geht, und mit denen sie ohne Verkehrswege natürlich nicht concurriren können.

In Santa-Cruz wie in St. Leopoldo haben die Deutschen

wohnliche und bequeme Häuser mit weiten Räumlichkeiten erbaut, und hier in Brasilien, wie in allen anderen südamerikanischen Provinzen, kann man ziemlich sicher schon von außen erkennen, wo ein Deutscher wohnt. Vor allen Dingen ist der Hof reinlich, mit soliden Umzäunungen, das Haus hat Fenster und festschließende Thüren, und mit wenigen Ausnahmen findet sich bei allen ein kleiner Gemüse- und Obstgarten, in dem auch Blumen nicht fehlen.

Für Blumen hat der Südamerikaner nun nicht den geringsten Sinn, und wo sie ihm nicht von selber wachsen, wird er nie daran denken, sie zu unterhalten, viel weniger sie anzupflanzen und zu pflegen, und wie freundlich können doch nur ein paar Blumen die ärmlichste Hütte machen! Wo aber der Sinn dafür dem Menschen abgeht, ist schwer predigen, denn er fühlt nicht das Bedürfniß dafür, sieht vielleicht nicht einmal die Schönheit der Blumen, und begreift dann freilich auch nicht, wie man sich mit ihrer Pflege irgend welche Mühe geben kann, da sie nicht einmal zu Gemüse dienen.

Der Nordamerikaner ist ebenso. Er würde Jeden auslachen, der ihm anrathen wollte, Blumen bei seinem Hause zu pflanzen — ausgenommen, er müßte denn ganz in der Nähe einen vortheilhaften Markt dafür haben, wohin er sie schicken und verkaufen könnte. Ganz anders sind Deutsche, Engländer, Holländer und selbst Franzosen, obgleich die letzteren im Zimmer Vasen mit Blumen vorziehen, als die lieben Dinger selber im Garten aufwachsen und keimen zu sehen. Dem Franzosen ist die Blume eine Zierde, dem Deutschen und Engländer ist sie ein Freund der Heimath — und Deutsche wie Engländer sind ja auch die einzigen Nationen, die überhaupt ein Wort für heim und Heimath haben.

Die Häuser der Brasilianer, die der großen Städte natürlich ausgenommen, sind meistens klein und beschränkt; ja selbst bei den reicheren Pflanzern findet man wohl eine Menge von Räumlichkeiten, aber nie eine wirkliche Gemüthlichkeit in den Wohnzimmern selber. Ich weiß nicht, aber es kann mich in einem solchen Hause nie anheimeln; es überkommt mich nie ein Gefühl: hier möchtest Du bleiben, und ich bin immer froh gewesen, wenn ich wieder hinaus war.

Auf dem Lande besonders fällt es dem eigentlichen brasilianischen Pflanzer selten ein, eine Diele in seine Stube zu legen; er läuft da drinnen wie draußen auf dem bloßen Boden mit bloßen Füßen oder Holzpantoffeln herum. Fenster kennt er nur in ihrem Urzustande als in die Wand geschnittene viereckige Löcher, Gardinen nicht einmal dem Namen nach, und jeder Luxusgegenstand ist von vornherein verbannt. Auf das Leben der Brasilianer, da wir es hier nur mit den Colonisten zu thun haben, komme ich aber später zurück, und es fiel mir auch hier nur, im Gegensatz zu dem deutschen Leben und Treiben, in welchem Theile der Welt man es auch finden mag, ein.

Santa-Cruz scheint für die Obstzucht günstig gelegen. Für Orangen soll es etwas zu kalt sein, wenigstens sah ich eine Menge von Bäumen, die stark durch den Frost gelitten hatten; Pfirsiche gerathen aber dafür desto besser und sollen einen ganz fabelhaften Ertrag liefern. Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pflaumen &c. sind auch hier und da angepflanzt, und es scheint, daß sie recht gut fortkommen; doch sind noch nicht genügende Versuche mit allen diesen Früchten gemacht worden. Die Feige gedeiht vortrefflich, und Stachelbeeren, Johannisbeeren wie Erdbeeren kommen so gut fort, wie in Europa.

Ganz in der Nähe von Rio Grande, oder vielmehr von Pelotas, einem kleinen Städtchen an der Lagune, liegt ebenfalls noch eine deutsche Colonie, die ich aber leider nicht besucht habe, weil ich sie etwas aus dem Wege fand. So weit mir möglich, zog ich Erkundigungen darüber in Pelotas und Rio Grande ein, und was ich über die Colonie hörte, lautete ziemlich günstig.

Sie gehört einem Privatmann, einem Deutschen Namens Rheingang, und soll vortrefflichen fruchtbaren Boden haben. Die Nähe von Pelotas, wo alle Producte einen raschen Markt finden, trägt ebenfalls dazu bei, die Verhältnisse der jungen Colonie günstig zu gestalten. Im Interesse des Eigenthümers liegt es überdies, seine Colonisten zufrieden zu stellen, um eben seinem Lande von vornherein einen guten Namen zu machen, und der genannte Herr scheint auch darin sein Mög-

lichstes zu thun. Ich weiß aber doch nicht, ob ich, als Colonist in einem fremden Welttheil, nicht lieber mich einer Regierungs- als einer Privatcolonie zuwenden würde, denn der Privatmann muß zu sehr sein eigenes Interesse berücksichtigen, während eine gute Regierung dem Einzelnen gern größere Vortheile gewährt, sobald das Interesse des ganzen Landes dadurch gefördert wird. Jedenfalls müssen die Auswanderer, die auf das Land eines Privatmanns gehen, sehr vorsichtig mit Abschließung ihrer Contracte sein, denn diese sind einzig und allein Privatsache, und auf Klagen darüber, wenn sie nicht auffälliger Natur sind, wird sich die Regierung selber nie einlassen oder ihnen ihr Ohr leihen.

Die Colonie des oben erwähnten Herrn liegt vollkommen außer dem Bereich tropischer Producte, zieht aber dafür einen ausgezeichneten Weizen, der sehr gut bezahlt wird, und überhaupt alle Feld- und Gartenfrüchte, die in den südlichen Theilen Deutschlands gewonnen werden können. Das Klima soll ebenfalls außerordentlich gesund und im Sommer wohl etwas heiß sein, im Winter wird es aber auch wieder kalt genug, um etwaige nachtheilige Folgen der Wärme vollkommen aufzuheben. Ich wenigstens habe dort in den Ebenen ganz anständiges Eis gefunden, und hätte Morgens mit Vergnügen und großem Vortheil meinen Jagdmuff und einen Pelz getragen, wenn ich mit solchen versehen gewesen wäre.

Dicht um Pelotas ist allerdings nichts als weite wellenförmige Pampa, die Colonie des Herrn Rheingang liegt aber nicht in dieser Ebene, sondern in gutem, fruchtbarem Waldboden, so daß es den Colonisten dort also auch nicht an Holz fehlt.

3.

Von Porto Alegre nach Santa-Catharina.

Von Santa-Cruz kehrte ich auf's Neue nach Porto Alegre zurück, um jetzt meine Reise nach den nördlich gelegenen Colonien fortzusetzen. Es gab da noch viel zu thun, und ich durfte natürlich die Hände nicht lange in den Schooß legen, wenn ich meine Heimfahrt nicht über die Maßen verzögern wollte. Heimfahrt! Wie mir das Herz schlug, wenn ich nur an die fröhliche Heimreise dachte.

Und vorher wieder ein Abschied — ein Abschied von lieben, lieben Freunden — aber nicht auf Nimmerwiedersehen, denn den Deutschen liegt, wohin sie das Schicksal auch verschlägt, doch immer die Heimath noch im Herzen, und das ist das Ziel, dem sie entgegen arbeiten, für das sie streben und sorgen. Das war das Ziel, dem ich entgegen arbeitete — für das ich strebte und sorgte, und ich ließ mir das Gras nicht unter den Füßen wachsen.

Vor allen Dingen war es hier nöthig, ein gutes Pferd zu kaufen, auf dem ich einen Ritt von etwa zehn Tagen zurücklegen konnte. Das hatte auch eben keine sehr großen Schwierigkeiten, denn Pferde sind in Porto Alegre nicht eben allzu theuer. Ich bekam ein recht gutes, starkes und kräftiges Thier für 40 milreis*), und meiner Reise stand jetzt weiter nichts im Wege.

Schwierig war es allerdings, einen Führer zu bekommen,

*) Die brasilianische Rechnung ist ausschließlich nach reis, eine sehr kleine gedachte Münze, denn in Wirklichkeit existirt sie gar nicht einzeln. Tausend solche reis — „milreis" — sind etwa 1/2 Dollar oder ein österr. Gulden; die kleinste existirende Kupfermünze sind 20 reis, etwa ein Cent, da 2000 einen Dollar machen. Man hat in Kupfer 20- und 40-reis-Stücke, in Silber dagegen ist die kleinste Münze 200 reis. Ein Conto de reis, eine in großen Rechnungen oft genannte Summe, ist 1 Million reis oder 500 Dollars.

um den besten Weg zu finden; denn wenn ich auch die Richtung nicht verfehlen konnte, so waren doch jetzt in der Regenzeit viele Stellen durch Sümpfe unwegsam und gefährlich gemacht, und hätten mir viel Mühe und Aufenthalt verursachen können.

Sehr freundlich zeigte sich darin die Regierung, der ich überhaupt nur nachrühmen kann, daß sie mir, als sie erfuhr, ich sei nach Brasilien gekommen, um die Colonien zu besuchen, auf das Zuvorkommendste entgegenkam. Jede Auskunft, die ich erbat, wurde mir sowohl durch Herrn Philipo Neri, unter dessen Leitung das Colonialwesen der Provinz Rio Grande steht, wie durch den Präsidenten der Provinz selber auf das Willigste gegeben, und hätte ich für mich selber irgend eine Vergünstigung erbeten, so bin ich überzeugt, daß sie mir augenblicklich bewilligt worden wäre. Der Präsident hörte, daß ich um einen Führer verlegen sei, und bot mir in sehr freundlicher Weise einen Polizeisoldaten an, der mit der Gegend vollkommen bekannt war und mich bis an die Grenze der Provinz, also bis Torres, begleiten sollte. Natürlich nahm ich das mit Dank an, und am nächsten Tage schon stellte sich mein guia, ein brauner Brasilianer, der die halb indianische Abkunft nicht verleugnen konnte, auf einem allerdings etwas marode aussehenden Maulthier ein, und wir trabten bei schönstem Sonnenschein lustig in die wundervolle Welt hinein.

Die „wundervolle Welt" änderte sich übrigens sehr bald, sowie wir nur erst einmal die unmittelbare Nähe von Porto Alegre verließen, denn wir geriethen hier in einen etwas sandigen District, der aber doch seiner Vegetation wegen viel des Interessanten bot.

Besonders war er mit einzeln stehenden Palmen ziemlich dicht überstreut, und mit fast gar keinem Unterholz, sah es wunderlich genug aus, die von nicht sehr hohen, aber starken Stämmen getragenen Blattkronen so vereinzelt über den sonst ziemlich nackten, oder doch nur mit dürftigem Gras bewachsenen Boden zu finden. Ganz sonderbare Bildungen nahmen hier ebenfalls verschiedene Cactusarten an, die sich als Schmarotzerpflanzen nicht allein gestürzten, sondern hier und da noch gesunden, aufrecht stehenden Bäumen angehängt hatten und ihre

phantastischen Aeste nach allen möglichen Richtungen hin austrieben. Wo aber ein Baum durch Sturm oder Alter zu Boden geworfen war, da kauerte ihm auch gewiß ein schwammiger Cactus auf der nackten Brust und sog die noch gebliebenen Kräfte des Gestürzten gierig ein.

Welch ein Bild unseres eigenen bewußten Lebens, und wie finden wir nicht Alles in dem Treiben einer uns doch nur erst theilweise erschlossenen Welt um uns her wiederholt — wenn wir nur eben Augen dafür haben!

Ein Baum besonders fiel mir auf, und ich zügelte unwillkürlich mein Pferd ein, um ihn mit Muße betrachten zu können. Es war einer jener immergrünen, lorbeerartigen Laubholzbäume, der in seiner Rinde einige Aehnlichkeit mit unserer Buche hatte. Die Wurzel unten war ziemlich breit und mußte in früherer Zeit zwei Schößlinge getragen haben, von denen der eine mit den Jahren unten, vielleicht durch einen Sturm abgebrochen, oder durch einen Wurm angefressen — auch hierin geht es ja den Bäumen wie den Menschen — herausgefault war. Der Zwillingsbruder war fort, aber sein Platz blieb bei dem Ueberlebenden — der jetzt alt und runzelig geworden, und vielleicht 15 bis 18 Zoll im Durchmesser halten mochte, so lange unausgefüllt, bis sich dieser, an der Stelle des Hingeschiedenen, einem Adoptivbruder nahm. Eine der benachbarten Palmen hatte wahrscheinlich einen Samenkern in den weichen und angefaulten Ausbruch der Wurzel geworfen, und jetzt war anstatt des früheren Laubholzstammes eine stattliche Palme aus der weit über den Boden vorragenden, und gewissermaßen ein Piedestal bildenden Wurzel des alten Baumes emporgeschossen, und stieg schlank und gerade neben dem andern Stamm, der sie wie im Schooße hielt, empor.

Es war ein gar eigener, wunderlicher Anblick, und ich konnte mich lange nicht davon losreißen, wenn auch mein Polizeisoldat kopfschüttelnd voraustrabte, was ich wohl an dem „alten Holz" so Merkwürdiges zu sehen fände. Sein Maulthier machte ihm freilich mehr zu schaffen, denn es stellte sich bald heraus, daß es, zum Tod ermüdet, kaum noch von der Stelle konnte. Allerdings hatte er ein Schreiben

der Polizeibehörde in Porto Alegre mit, wonach er auf irgend einer Polizeistation sein ermüdetes Pferd gegen ein frisches umtauschen durfte. Auf der Station aber, die wir an dem Abend erreichten, waren gar keine Pferde zu haben, und ein anderer verlorener Tag lag vor uns, an dem wir mit dem müden Thiere bis zur völligen Dunkelheit nur fünf Legoas *) zurücklegen konnten.

Diese Polizeistationen sind ganz eigener Art, und bestehen aus ziemlich geräumigen Gebäuden, gewöhnlich mit einem großen Weidegrund, um einer bestimmten kleinen Abtheilung von Polizei zum Standquartier zu dienen. Diese Leute durchstreifen dann beritten und gut bewaffnet (auch mein Begleiter trug einen Cavalleriesäbel und im Gurt eine Pistole) das Land, um, wo es nöthig sein sollte, Hülfe zu leisten, oder den dortigen Amtsgewalten zur Verfügung zu stehen. Was ich übrigens von diesen Polizeisoldaten hörte, und was ich selber davon sah, stimmt mit dem allgemeinen Gerücht überein, daß man, wie man einen ächten Wilderer zum angestellten Jäger macht, auch die größten Spitzbuben in Brasilien zu Polizeisoldaten genommen habe.

In der Polizeistation, in der wir die erste Nacht campirten, denn ich kann es kaum anders nennen, schien irgend ein würdiger Sergeant als „the last rose of summer" übrig geblieben zu sein, der in seiner blauen Uniform mit rothem Kragen, als ich den Ort betrat, gerade hinter seinem Ladentisch in dem kleinen Kramladen stand und einem ruppigen Jungen für einen Bruchtheil brasilianischer Münze Zucker abwog. Zu essen war wenig genug da, aber er hielt doch ein gutes Glas Lisboa-Wein, und das mußte mich für das Uebrige entschädigen. Das einzige Bett, welches wir bekamen, war natürlich eine Holzpritsche. Den dritten Abend erst kamen wir nach St. Antonio, einem kleinen Neste mitten in den Bergen, wo eine deutsche „Venda" alle möglichen Materialwaaren zu möglichst theuren Preisen verkaufte. Der Besitzer

---

*) Die brasilianischen Legoas sind bedeutend länger als die Leguas der spanischen Provinzen. Sie haben allerdings dieselbe Anzahl brazos, aber die brazos sind so viel größer.

war eigentlich kein Deutscher, sondern ein Franzose, hatte aber eine deutsche Frau, und ich bekam dort wenigstens eine gute Mahlzeit, um mich in etwas wieder zu erholen.

Hier kam ich aber auch auf die Spuren eines deutschen Malers, dessen Fährten ich später noch öfters kreuzte, und der mit vier Farbentöpfen, blau, gelb, roth und weiß, die ganze Nachbarschaft unsicher gemacht und die getünchten Wände derselben mit ganz unglaublichen Gemälden versehen hatte.

In dem Zimmer, in dem ich meine Mahlzeit hielt, waren wundervolle Wandgemälde. Ueber das Ganze zog sich eine Draperie von blaugemaltem Zeug mit großen gelben Quasten hin, an der es aussah, als ob an der ganzen Verzierung einige Ellen gefehlt hätten, weshalb der Faltenwurf sehr straff gezogen werden mußte. Darunter war auf der einen Wand König David abgemalt, mit einer Harfe im Arm, die rechte Hand vorstreckend, genau als ob er sagen wollte: „Na, was krieg' ich, wenn ich spiele?" Die andere Wand sollte wahrscheinlich eine Allegorie des Frühlings darstellen. Der Frühling, mit dem üblich verkehrten Füllhorn, wurde von zwei sehr nackten Jungen getragen, und vor ihm her ging ein anderer Engel mit umgekehrter Fackel, hinter ihm her kam Cupido, aber nach einer neueren Auffassung. Er war nicht völlig blind, sondern schielte nur.

Die dritte Wand war die hübscheste und zeigte eine junge, sehr elegant und nach der neuesten Mode gekleidete Dame, nur mit einem etwas sehr kurzen Rock, die sich scherzhaft damit beschäftigte, in einem Sumpf, in dem ihr der Schlamm bis an die Knöchel ging, einen vor ihr herflatternden Schmetterling zu fangen. — Der Künstler war, wie ich erfuhr, ein Berliner gewesen.

Von hier ab hatten wir einen bitterbösen Weg durch Sumpf und Wasser; da mein Begleiter aber jetzt ein frisches Pferd bekommen, so rückten wir doch wenigstens etwas rascher vorwärts. Nur blieben die Thiere oft in dem Sumpfe mit den Hufen in den zähen Wassergewächsen hängen, die deren Boden bedeckten, und wir mußten sie scharf im Zügel halten, daß sie nicht stürzten.

Von hier ab rückten wir aber auch dem Meere näher, von dem wir nur noch durch einen schmalen Küstenstreifen getrennt waren, und der Boden wurde, als wir erst den wirklichen Sumpf verlassen, reiner Sand. Ein kleines Städtchen, Arrozo de Concepciao, erreichten wir noch, wo ich gar viele Deutsche, aber alle hier im Lande geboren, traf. Es waren meist Abkömmlinge der Colonie St. Leopoldo, auch zum Theil wieder unter einander verheirathet, und ein prächtiger, kräftiger und gesunder Menschenschlag. Die Meisten trieben ein Handwerk, und der Eine, ein Schuhmacher, bekleidete zugleich den Posten eines Lieutenants bei der brasilianischen Nationalgarde.

Von hier aus fand ich besseren Weg, meist harten Sand, und zwar am Ufer einer Lagune hin, die sich von diesem Orte bis hinauf nach Torres, zwischen dem Meere und den Gebirgen hinzieht. Dicht vor Torres, und erst nach Sonnenuntergang, erreichten wir den Strand des Atlantischen Meeres selber, das seine Brandungswellen wild gegen die flache, glatt geschlagene Küste schleudert. — Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, bei Nacht so dicht an der weißschäumenden, donnernden Brandung hinzureiten, und da Einem die See, wenn man darauf hinaussieht, viel höher erscheint, als man sich selbst befindet, so schwebt man in einer fortwährenden Täuschung, als ob die Wogen jetzt mit jedem Moment über den Reiter hereinbrechen müßten.

Und wie das Meer leuchtet und wühlt und glüht und zischt, zurückweicht und wieder vorspringt, und seine züngelnden Arme den schreckenden Thieren oft bis unter die Hufe wirft. Mein Pferd mußte noch nie so dicht am Meer gewesen sein, denn es scheute fotwährend vor den heranrollenden Wellen, und erreichte uns ja einmal eine mit ihrer äußersten Spitze — eine ganz gefahrlose Spielerei des Wassers, so warf es sich aufbäumend auf den Hinterbeinen herum, und sprang ohne Weiteres links hinein in den weißen, lockern Sand.

Torres, ein kleines, elendes Städtchen, von dem man eigentlich gar nicht begreift, zu welchem Zweck es hier in diese Einöde gebaut sei, erreichten wir in der Nacht. Ich hatte

aber einen Brief für einen deutschen Händler mit, der mich auch auf das Freundlichste aufnahm, und wo wir uns Beide durch Speise und Trank stärken konnten.

Hier nahm am nächsten Morgen mein Polizeisoldat von mir Abschied, und als ich ihm ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, stahl er mir noch aus polizeilicher Dankbarkeit meinen Lasso. Glücklicher Weise bemerkte ich es aber noch bei Zeiten und schickte ihm auf frischem Pferde einen Boten nach, der ihm denselben wieder abjagte. Der Bursche hatte ebenfalls unterwegs schon von einem weidenden Pferde einen Halfter gestohlen, und ich ihn außerdem in vollkommen gegründetem Verdacht, mir auch meinen guten Genickfänger ausgeführt zu haben. Brasilianische Polizei!

In der Nähe von Torres mußte ich aber jedenfalls kurze Zeit aushalten (wenn auch meinem Pferde eine kurze Rastzeit nicht so nöthig gewesen wäre), um etwas Näheres von der benachbarten deutschen Colonie zu sehen, über die ich die verschiedenartigsten Urtheile schon gehört. Ich ritt in die Colonie hinüber, fand aber das leider bestätigt, was ich schon früher Ungünstiges darüber gehört, und daß sie namentlich die ärmste aller brasilianischen Colonien sei. Die Ursache liegt aber keineswegs in etwa schlechtem Lande, der Boden ist so ertragsfähig und gut, wie er nur irgend zu sein braucht, sondern einzig und allein in dem gänzlichen Mangel irgend welcher Verbindungswege, durch den die Colonie fast einzig und allein auf sich selbst beschränkt bleibt. Solche Producte deshalb, die überall einen Markt haben und den besten Gewinn abwerfen, aber freilich keinen kostspieligen Transport vertragen, wie zum Beispiel Mais und Bohnen, können die Colonisten allein für den eigenen Bedarf und vielleicht für das kleine, unbedeutende und nur drei Legoas entfernte Städtchen Torres selber ziehen; an einen weiteren Absatz ist gar nicht zu denken, denn überall lassen sich diese Artikel billiger herstellen, als sie dieselben mit ihren theuern Transportmitteln liefern könnten.

Um aber doch etwas zu haben, was sie verkaufen können, und dafür wenigstens die nöthigen Kleider und Schuhe anzuschaffen, hat sich die ganze Colonie auf den Bau des hier gut

gedeihenden Zuckerrohrs gelegt, und jedes einzelne Haus fast eine rohe Branntweinbrennerei etablirt. Der Branntwein verträgt den Transport noch am besten, aber auch dessen Verkauf wirft nur einen sehr geringen Gewinn ab, denn die Fässer müssen, besonders im Winter auf entsetzlichen Wegen, alle per Achse nach Porto Alegre geschafft werden, während die Regierung von Rio Grande gerade auf das Branntweinbrennen eine nicht unbedeutende Steuer gelegt hat, die diese arme Colonie am allerschwersten trifft. Ich wäre der Letzte, der eine solche Steuer tadelte, denn gerade der Branntwein verträgt sie im Allgemeinen am besten, da er recht gut als Luxusartikel betrachtet werden kann. Das ist er freilich nicht für d i e s e armen Leute, denn sie brennen ihn eben nur ihres dringenden Lebensunterhaltes wegen.

Die ganze Colonie hat auf mich einen recht wehmüthigen Eindruck gemacht, und überdies kam ich zu einer Zeit dorthin — für die Colonisten vielleicht zur rechten — wo sie gerade durch ein paar lumpige brasilianische Unterbeamte in Angst und Schrecken versetzt wurden. Wie eben erwähnt, hatte die Regierung von Rio Grande eine Steuer auf die Branntweinbrennerei gelegt, die in einer Abgabe von 12½ Milreis jährlich für die Brennerei selbst, und dann noch in anderen Abgaben für jede Pipe bestand. Jetzt gerade war nun von der camera municipale ein Steuercollector nach Torres gesandt, um diese Steuern einzutreiben, und da all' dies Gesindel den Staat und ihre Mitmenschen so oft betrügt, wie es nur irgend Gelegenheit dazu findet, so hatte auch dieser Patron ein ganz eigenes System eingeschlagen, indem er die auferlegten Taxen nach eigenem Gutdünken um gerade hundert Procent erhöhte und doch nur für die eigentlich rechtlich zu erhebende Summe Quittung geben wollte. Er erhob solcher Art anstatt 12½ Milreis 25, und stellte trotzdem nur für 12½ Quittung aus. Wo sich aber die Leute weigerten, ihm diese doppelte Zahlung zu machen, trieb er Pferde oder Kühe, oder was er gerade fand, mit fort.

Dieser Bursche, einer jener grünen, vorreifen Jungen, aus denen fast das ganze untere brasilianische Beamtenthum besteht, hieß Jose Ignazio da Silva Netto. Die Leute geben

etwas auf einen hübschen langen Namen, und können denselben auch höchst eigenthümlicher Weise so oft verändern, wie es ihnen beliebt. — Wenn mir zum Beispiel der Name Netto gefiele, was aber nicht der Fall ist, so brauchte ich es nur, als Brasilianer, in einer der Zeitungen bekannt zu machen, daß ich von heute an den Namen angenommen oder dem meinigen zugefügt hätte, und die Sache wäre damit vollständig erledigt. Jose Ignazio da Silva Netto wußte aber recht gut, daß er allein keinen Eindruck auf die Colonisten machen könne; er hatte deshalb seinen Fiscal, einen Mulatten, und noch drei ausgehobene Nationalgardisten bei sich. Diese letzteren trugen ihre gewöhnlichen Waffen, der Steuercollector aber und sein Mulatte waren mit einem Säbel behangen und trugen den Gürtel mit Dolchen und Pistolen gespickt. Die ganze Gesellschaft glich auf's Haar einer im Lande umherziehenden Räuberbande, und war auch, bei Lichte betrachtet, eigentlich nicht viel weniger. Die friedlichen Colonisten aber, durch das freche Benehmen der Brasilianer eingeschüchtert, zahlten meist, oder flüchteten auch aus der Colonie, um ihnen gar nicht zu begegnen; nur Einzelne weigerten sich, der unverschämten Forderung Genüge zu leisten, und einem armen Deutschen, der schon seit zehn Jahren an einem entsetzlichen Beingeschwür leidet, wurde sogar sein letztes Pferd ohne Weiteres fortgetrieben.

Diesem Zug, von dem ich schon viel erzählen gehört, begegnete ich gerade, als ich durch die Colonie ritt, in einem schmalen Pfade. Mein Pferd einzügelnd, stellte ich es quer über den Weg, und zwang dadurch die über solche Frechheit wohl etwas erstaunte Cavalcade zu halten. Ich frug jetzt den jungen Bengel, wer ihm das Recht gegeben habe, den doppelten Betrag der Steuern einzukassiren und für den einfachen zu quittiren — und wer ihn ferner autorisirt habe, ohne Richterspruch das Gesetz selber in die Hand zu nehmen und den Leuten ihre letzte Kuh, ihr letztes Pferd wegzutreiben? So verdutzt war er dabei über die eben nicht höflich gehaltene Frage, daß er mir ganz artig darauf antwortete: die camera municipale. Ich versicherte ihm aber, daß die camera municipale zu solchen Handlungen nie ihre Einwilligung geben

würde, oder, wenn sie dieselbe geben würde, kein Recht dazu habe. Jedenfalls würde ich mich aber direct an den Präsidenten der Provinz wenden und ihn von diesem gesetzlosen Treiben in Kenntniß setzen.

Damit lenkte ich mein Pferd herum und ritt ruhig zwischen dem mich unschlüssig anschauenden Trupp hindurch, der nächsten kleinen Colonie zu, die dicht am Wege lag. Dort blieb ich vor einem Fenster halten, um einen Augenblick mit den Leuten zu plaudern. Es konnte mir dabei nicht entgehen, daß die fünf Bewaffneten sich angelegentlich mit einander unterhielten, auf einmal kehrt machten und mir nachgesprengt kamen. Der Steuercollector hatte sich, wie es sich herausstellte, vor den Anderen geschämt, sich von einem Fremden einschüchtern zu lassen, und kam mir jetzt nach, um mich wahrscheinlich einzuschüchtern und zu fragen, wer mir das Recht gegeben habe, ihn, einen kaiserlichen Beamten, auf offener Straße anzuhalten und zur Rede zu stellen. Die eine große Sattelpistole, die er vorher an der Seite stecken gehabt, stak jetzt ganz vorn im Gürtel, und er sah mich mit einem Blick an, als ob er mir mit Vergnügen eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Ich ließ mich aber auf keine weitere Unterhandlung, die auch zu nichts führen konnte, ein, sagte ihm nur: ich wisse jetzt Alles, was ich wolle, und *er* würde sich nächstens darüber zu rechtfertigen haben, wie er hier sein übertragenes Amt verwaltet, und ritt, da ich selber meine Doppelbüchse auf dem Sattelknopf liegen hatte, wieder ganz unbelästigt zwischen den Herren durch, meinem Nachtquartier zu.

Am nächsten Abend schon schrieb ich aber meinen Bericht an den preußischen Consul in Porto Alegre, mit der Bitte, meinen Brief dem Präsidenten zu übersetzen, und entwarf ebenfalls eine Eingabe der Colonisten für den Präsidenten, worin sie diesen von dem ungesetzlichen Verfahren des Collectors in Kenntniß setzten und um Abhülfe und Untersuchung baten. Die Colonisten hatte ich vorher aufgefordert, sich auf das Entschiedenste zu weigern, etwas Anderes zu zahlen, als wofür sie Quittung bekommen, und sich ruhig von dem

Collector pfänden zu lassen, bis das Gericht entschieden habe.*)

Hätte ich es mit Anderen als mit Deutschen zu thun gehabt, so würde ich ihnen den Rath gegeben haben, Gewalt mit Gewalt zu begegnen; jedenfalls hätte ich das selber gethan. Meine Landsleute sind aber, wie bekannt, dazu viel zu gute Unterthanen und haben noch keinen rechten Begriff von dem, was es heißt, „sich selbst zu schützen". In wilden Ländern besonders hat Der immer Recht, der sich selber Recht zu verschaffen weiß, und wird Der immer getreten, der sich eben treten läßt.

Nach allem Vorhergesagten scheint sich also herauszustellen, daß diese Colonie in einer sehr traurigen Lage sei und eine höchst dunkle Zukunft habe. Das erste ist zum Theil der Fall, das zweite dagegen nicht. Es fehlt, wie schon gesagt, den Colonisten keineswegs an gutem und brauchbarem Land, sondern nur einzig und allein an Verbindungswegen, um das, was sie ziehen, auch zu verwerthen. Die sind aber zu beschaffen und werden auch in der That im Laufe der Zeit für Torres und seine Colonie beschafft werden.

Man geht nämlich damit um, aus Torres eine Hafenstadt zu machen, da die Barre von Rio Grande, oder jene Sandbank, die sich vor den Hafen von Rio Grande legt, mit jedem Jahr unsicherer wird und mehr und mehr Schiffe kostet. In der That ist es nicht selten mit Lebensgefahr für die Passagiere verknüpft, an Bord eines Dampfers über die Barre zu kommen, und schon deshalb wäre es wünschenswerth, einen neuen und besser gelegenen Hafen in der Provinz zu haben, der jene gefährliche Aus- und Einfahrt umgehen könnte. Dann würde auch natürlich eine Eisenbahn zwischen Torres und Porto Alegre nöthig werden, und eine Unmasse der herrlichsten Ländereien, die jetzt vollkommen

*) Zu meiner großen Genugthuung erfuhr ich später in Deutschland, daß sich das preußische Consulat der Sache wacker angenommen und die Regierung zu einer genauen Untersuchung veranlaßt hatte. — Monsieur Netto bekam vierzehn Monate Zuchthaus.

nutzlos in der Wildniß liegen, könnten auf eine reiche Zukunft rechnen.

Dieser Hafen wird nun, meiner Meinung nach, allerdings nie in Torres gebaut werden, obgleich die Regierung ihn neulich hat durch Kriegsdampfer untersuchen lassen, und obgleich er von diesen für tauglich dazu befunden ist; aber dafür wird desto sicherer eine Eisenbahn zwischen Porto Alegre und dem vortrefflichen Hafen von Santa-Catharina in's Leben gerufen werden, und dem Lande nicht die Hälfte des Geldes kosten, wie die Anlegung eines Hafens in Torres, sondern den beiden Provinzen am Rio Grande und Santa-Catharina noch ungleich mehr Segen bringen.

Es existirt dabei kein Terrain in der Welt, das günstiger für eine Eisenbahn wäre, als gerade diese Strecke, und mit Ausnahme eines Lagunenarms, der überbrückt werden müßte, giebt es fast gar keine Schwierigkeiten, während jene ganze der Bahn folgende Hügelkette die schönsten und fruchtbarsten Districte brach liegen hat, die nie bearbeitet werden können, wenn ihnen nicht eine solche Abzugsquelle verschafft wird.

In Torres ließe sich allerdings ein Hafen schaffen, ja, aber nur mit ganz enormen Kosten, über welche die Regierung nicht einmal eine ordentliche Controle führen könnte, da Tausende von Steinlasten eben nur in das Meer geworfen werden müssen, um einen Damm herzustellen, welcher der ganzen Wucht des Atlantischen Oceans trotzen könnte. Wer solche Arbeiten schon an einer Küste gesehen hat, die dem Damm nicht den geringsten Schutz selber bietet und ihre Brandung auf Hunderte von Meilen ungehindert gegen den Strand schleudert, der weiß, was das zu bedeuten hat, und wie es wahrlich nicht mit kleinen Mitteln auszuführen ist. Wäre es freilich unumgänglich nöthig und bliebe kein anderer Ausweg, gut, dann frisch an's Werk und auch das Schwierigste mit frischem Muthe begonnen. Wo aber Brasilien, nur etwas weiter im Norden, schon einen so vortrefflichen Hafen, wie den von Santa-Catharina, hat, und einige zwanzig Legoas Eisenbahn das nicht allein umgehen, sondern noch dazu eine um so größere Strecke Land dem Verkehr eröffnen können, da wäre es eine große Thorheit, die sehr un-

sichere Arbeit dieses Hafens vorzunehmen, und ich hoffe im Interesse Brasiliens, daß sich die Regierung auch in diesem Sinne entscheiden wird.

Oeffentliche Arbeiten in Brasilien, wie überhaupt in Südamerika, kosten stets sehr große Summen, denn erstlich ist der Arbeitslohn sehr hoch, und dann wollen zu viele Leute (Angestellte und Beamte) jede solche Gelegenheit benutzen, um ihre gewisse Anzahl von Contos de reis bei Seite zu bringen. Auch eine Eisenbahn von Santa-Catharina nach Porto Alegre würde viel Geld kosten, deren Auslagen wären jedoch möglich zu überwachen, und sie würde sich dafür auch ganz vortrefflich, und zwar mit jedem Jahre besser, rentiren. Allein das Steigen der benachbarten Regierungsländereien müßte fast den vollen Betrag decken. Die Stadt Rio Grande verlöre allerdings dadurch einen großen Theil ihres Handels, ein großer Theil der Kaufleute zöge sich aber jedenfalls nach Porto Alegre hinüber, während anderen doch noch immer der enorme Export der Saladeros in getrocknetem Fleisch, Häuten, Hörnern und Knochen gesichert bliebe.

Brasilien ist ein reiches Land, ihm fehlen jedoch überhaupt gute Verbindungswege; die aber erst einmal eröffnet, so muß es die natürliche Kornkammer für alle seine Nachbarn castilianischer Abstammung werden. Mit ihren ewigen Revolutionen kommen diese nie dazu, das friedliche und Frieden brauchende Gewerbe des Ackerbaues zu treiben, und mit selber fruchtbarem Boden, müssen sie Jahr für Jahr ihr Geld außer Land schicken, um Lebensmittel aufzukaufen.

Der Ritt nach Torres und zurück war außerdem — ganz abgesehen davon, daß ich manche Erfahrung im Colonialwesen sammelte — gar nicht so uninteressant, denn ich konnte besonders sehr deutlich die Bodenbeschaffenheit des hiesigen Küstenstriches beobachten, die sich fast an dem ganzen Ufer vollkommen gleich bleibt.

Reitet man von dem Strand ab, in das innere Land hinein, so überschreitet man zuerst den noch flachen Uferstreifen, der an seinem äußersten Rande von der Fluth bewaschen wird und nur weiter zurück anfängt, höhere Haufen lockern, weißgebleichten Sandes zu zeigen. Je weiter man

sich vom Meere entfernt, desto größer werden diese Haufen, die schon beginnen zu Hügeln anzuschwellen, und hier und da einen kleinen, mit hartgrünem Laub bedeckten Busch auf ihren Gipfeln tragen — das erste dürftige Zeichen beginnender Vegetation. Noch weiter hin sind diese Hügel, die jedenfalls durch aus dem Meere herausgewaschenen und durch den Wind aufgewehten Sand gebildet wurden, mehr bewachsen, und in den dazwischenliegenden Niederungen oder flachen Stellen haben sich Pflanzenfasern angeworfen und bildet sich ein wenn auch noch sehr spärlicher Graswuchs, der aber an Kraft zunimmt, je häufiger die benachbarten Büsche werden.

Noch weiter hin liegt eine lange Reihe noch immer nicht sehr hoher, aber an dem Westhange schon dichtbewachsener Hügel, deren Grund zwar vollkommen aus weißem Sande besteht, aber jetzt schon an ein tragfähiges, mit der üppigsten Vegetation gefülltes Thal stößt, und hat man auch dieses gekreuzt, dann findet man, daß sich der Boden anfängt zu gelbem oder rothem Lehm zu bilden, bis noch weiter hin das eigentliche Urgestein, Granit und Porphyr, zu Tage tritt. Kalkgestein findet sich in diesen Strichen fast gar nicht, und die Bewohner sind genöthigt Muschelkalk zu brennen.

Es kann dabei keinem Zweifel unterworfen sein, daß das Meer in früheren Jahrtausenden bis an die Serra oder den hohen Rücken des eigentlichen Gebirgsstockes stieß, und nur durch sein eigenes Wüthen und Toben sein Ufer mehr und mehr auffüllte, und sich selber dadurch auch natürlich mehr und mehr beschränkte. Noch am heutigen Tage können wir ja ganz das Nämliche dicht am Strand beobachten, wie dort die Hügel durch den angewehten Sand langsam wachsen, und haben sich diese nur erst einmal so viel Zwischenraum erobert, daß eine aufkeimende Vegetation nicht mehr von neuen Sandschichten bedeckt und zerstört werden kann, so bildet sich eben ein neuer, mit Grün bewachsener Hügelstreifen.

Wo der Boden rein sandig war, und ich habe das von Porto Alegre bis hierher bestätigt gefunden, wuchs fast ausschließlich eine kleine Art wilder Dattelpalme, die im Herbst auch eine der Dattel nicht unähnliche, nur geringere und runde Frucht tragen soll. Die Brasilianer nennen sie die Putia-

palme. Weiter in den Hügeln drinnen steht aber eine wundervolle Vegetation von allen Arten von Palmen durchstreut, denn hier endlich hatte ich doch ein etwas milderes Klima erreicht und fand wenigstens Morgens kein Eis mehr. Mit dieser Vegetation machte ich aber viel nähere Bekanntschaft, als mir eigentlich lieb war, denn mein Führer, jener Deutsche aus Torres, beschrieb mir die verschiedenen Baumarten und zeigte mir unter Anderem auch einen Stamm, den er mata olho nannte (Augentödter) und der eine sehr ätzende Milch haben sollte. „Die Milch," sagte er, „schmecke bitter und unangenehm."

Ich ritt an den Baum hinan, mitten zwischen die Dornen und Schlinggewächse hinein, hieb mit meinem Jagdmesser in den Stamm, und als eine flüssige Milch heraustropfte, netzte ich den Finger damit und kostete die Masse. — Ich sollte es schwer büßen.

Zuerst brannte es mich wie Feuer in der Kehle, — ich blieb auch in der That drei oder vier Tage heiser danach — und während wir weiter ritten und mir der Deutsche sagte, daß ein Tropfen der Milch, in das Auge eines Menschen gespritzt, die Sehkraft tödte, wurde mir so übel und schwindlig zu Muthe, daß ich an einen nicht weit vom Wege stehenden Orangenbaum hinritt und eine Frucht pflückte und aussog. Es war eine „saure" Orange, und wenn mir die auch für einen Moment Linderung schaffte, gewann das genossene Gift bald wieder die Oberhand. Ich war übrigens vollkommen unbesorgt, denn meine gesunde Natur hilft mir bei allen solchen Gelegenheiten und ließ mich denn auch diesmal nicht im Stiche. Das Schwerste warf mein Magen wieder über Bord, und nachträglich half der Körper wacker nach, aber ich war an dem Abend so matt, daß ich kaum auf den Füßen stehen konnte, und mußte in der That die Kraft dieses Baumsaftes bewundern, von dem ich nicht einmal einen halben Tropfen verschluckt haben konnte.

Ordentlich fabelhaft ist die Orangenmasse, die überall, wo nur eine Hütte steht, die menschlichen Wohnungen mit einem wahren Fruchtwald umgiebt, und überall bedecken sie den Boden und werden von Kühen, ja selbst von Pferden und

Hunden gefressen. Das Blatt einer Fächerpalme (tucung) liefert außerdem noch, in großem Ueberfluß wachsend, eine ganz vortreffliche hanfähnliche Pflanzenfaser, die fast gar nicht zu zerreißen ist, wird aber, außer in sehr geringen Quantitäten zum eigenen Bedarf Einzelner, gar nicht benutzt und verwerthet.

Von Torres aus, wo ich mir noch ein Pferd kaufte, um das bisher gerittene, das sich jedoch vortrefflich gehalten hatte, mehr zu schonen, bekam ich durch die Freundlichkeit eines Brasilianers einen Führer bis zu einem faciendero, der nicht weit vom Meeresufer entfernt eine sehr große und blühende Besitzung haben sollte.

Ich erreichte dessen Wohnung am 22. August Abends — und fand den Eigenthümer selber nicht zu Hause. Er wurde aber auf den Abend erwartet, und der Majordomo des Platzes lud mich freundlich ein, näher zu treten.

Ich glaubte erst, er mache Scherz, denn der Ort, in den er mich hinein nöthigte, war eine große Maniokmühle, in der auf der einen Seite ein Ochse im Kreis um einen aufrechtstehenden Schaft spazieren ging und dabei die Wurzeln auspreßte, während auf der andern Seite etwa zwölf oder vierzehn Neger und Negerinnen, mit auch ein paar jungen weißen Mädchen saßen, und die auf einem Haufen liegenden Wurzeln abschabten und dadurch zum Auspressen zurichteten. Er war aber in vollem Ernst; das schien in der That das Empfangszimmer der Familie, und ich mußte lachen, als mir ein paar Negermädchen einen Tisch und einen Stuhl brachten und beides dicht neben den Ochsen hinsetzten.

Gleich darauf brachten sie mir aber auch, als erste Erfrischung, ehe das Abendbrod fertig war, Kaffee und Gebackenes, und eine alte würdige Dame, die Mutter des Eigenthümers, begrüßte mich jetzt, ließ sich eine Tasse bringen und setzte sich zu mir, um mir, wie sie freundlich sagte, Gesellschaft zu leisten.

Als wir getrunken hatten und sie wieder aufstand, hätte ich recht gut ein Unglück haben können, denn ich trat zur Seite, um ihr Raum zu geben, und nicht an den verwünschten Ochsen denkend, der dicht neben uns mit verbundenen

Augen sein Lebensziel verfolgte, gerieth ich in den Zauberkreis und fühlte mich auf einmal zwischen den Hörnern der Bestie. Die alte Dame schrie laut auf, ich sprang aber mit einem Satz aus dem Bereich des Thieres, und sehr zur Freude der darumher sitzenden Schwarzen mitten in einen Korb geschabter Wurzeln hinein, und kam diesmal mit dem Schreck davon.

Um acht Uhr wurde das Abendbrod, ebenfalls in der Maniokmühle, die auch zum Speisesaal zu dienen schien, hereingebracht, und drei junge Damen mit zwei Verwandten oder Männern kamen jetzt ebenfalls herbei, um daran Theil zu nehmen.

Die vorhandenen Wurzeln waren indessen alle geschabt und gepreßt worden, der Ochse wurde ausgespannt und hinausgelassen, und ich glaubte gegründete Hoffnung zu haben, mein Bett bald suchen zu können, denn ich war von dem scharfen Tagesritt etwas müde geworden. Da knarrten und ächzten draußen die Räder eines der schweren unbehülflichen Wagen, der große Thorweg flog auf, und herein in den Speisesaal kam: ein Paar Ochsen mit einem Wagen voll frischer Wurzeln hinter sich. Die Ochsen wurden ausgespannt und wieder hinausgeführt, den Wagen kippten die Neger auf, daß die Last von selber herausfiel, und dann begann die ganze Arbeit von Neuem. Frischer Vorrath wurde geschabt, der Drehochse kam wieder herein — man wurde ganz schwindlig, wenn man ihm nur zusah — und es dauerte wohl bis zehn Uhr, ehe der neue Vorrath erschöpft und beseitigt war.

Und ich saß dabei, den Kopf auf meinen hinter mir liegenden Sattel gestützt, und hielt jetzt, einsam und allein, in dem halben Licht der Hütte, eine lange, recht trübe Dämmerstunde — und daheim? — Gott hat es recht gut mit dem Menschen gemeint, daß er ihm nur den engen, ihn umgebenden Gesichtskreis zu überschauen gestattet.

Endlich schlug die Zeit, wo wir schlafen gehen konnten, und es ist eine ganz vortreffliche brasilianische Sitte, daß dem Reisenden, wo er auch sei, vor dem Niederlegen noch ein warmes Fußbad gebracht wird. Die Negerin lieferte ebenfalls

ein Paar Pantoffeln und dann noch eine Tasse Kaffee, und ich schlief die Nacht vortrefflich.

Am nächsten Morgen kam der Eigenthümer der Facienda früh zurück, begrüßte mich sehr freundlich und versprach mir, direct nach dem Frühstück einen Führer für mich bereit zu haben, der mich wenigstens auf die nächste Facienda bringen könnte, um dort einen andern bis zur Lagune zu bekommen. Mit dem herrlichsten Sonnenschein ritt ich, etwa acht Uhr Morgens, aus, und blieb die Nacht in einer sogenannten venda (ein kleiner Kramladen), dicht am Strande des Meeres. Am nächsten Tage sollten wir aber die „Stadt der Lagune" erreichen, und es war vorher eine sehr häßliche Passage durchzumachen, die Pferde nämlich durch den breiten Arm einer sehr großen Lagune schwimmen zu lassen, die ihre Wasser hier in den Atlantischen Ocean mündete. Das sind die Freuden und Leiden eines Reisenden; denn mit erschöpften Thieren eine so weite Wasserpartie zu machen, ist immer keine Kleinigkeit, und man riskirt, das Wenigste dabei, die Pferde. An dem Nachmittag erhob sich außerdem, wo wir bis jetzt fast Windstille gehabt, ein scharfer Südwind, und mein Führer, ein junger Mulatte, schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopf und meinte: wir würden wohl heute nicht hinüberkommen.

An dem Nachmittag traf ich an einer kleinen Binnenlagune einen Alligator, den ersten, den ich bis dahin in Brasilien gesehen hatte. Ich stieg ab, schoß ihn durch den Kopf, und schnitt ihm dann, sehr zum Erstaunen meines Führers, den Schwanz ab, um ihn mir heute als langeentbehrten Leckerbissen braten zu lassen. Nachmittags um drei Uhr etwa erreichten wir die Lagune, und was ich befürchtet, sah ich bestätigt, das Wasser derselben nämlich von dem heftigen Winde so wild aufgeregt, daß sich die kleinen kurzen Wellen mit ihren weißen Kämmen überstürzten. Am Ufer wohnte der Fährmann, der Reisende in einem Canoe übersetzt, und als wir ihn vor sein Haus riefen, meinte er kopfschüttelnd: „Heute ginge es nicht, ausgenommen ich wollte die Pferde riskiren."

„Und was wird morgen für Wetter?"

„Noch mehr Südwind; der Himmel sieht gerade danach aus."

„Also hinüber!“ Ich konnte dort nicht zwei Tage liegen bleiben, denn auf mir unerklärliche Weise hatte mich in diesen Tagen eine ganz eigene Unruhe erfaßt, die mich nur immer weiter und weiter trieb. Ich glaubte aber nicht lange nach einem Grunde suchen zu müssen, denn das Heimweh ist ein scharfer Sporn, und wen es einmal gefaßt hat, dem gönnt es keine Ruhe mehr.

Der Fährmann ließ sich auch endlich bereit finden. Wir ritten nach dem Landungsplatz hinunter, legten unser Gepäck in's Canone und nahmen die Pferde dann an die Halfter, um sie an denen durchschwimmen zu lassen. Der Platz gefiel mir nicht im Mindesten, denn die Passage war sehr breit und die See ging sehr hoch, was die Thiere natürlich um so viel rascher ermüdet. Es blieb aber keine Wahl: entweder zwei, drei Tage hier liegen bleiben, oder durch — und durch! war die Losung.

Im Anfang ging die Sache gut; mein Brauner (mein Führer hatte sein Pferd zurückgelassen) schwamm vortrefflich, und wenn ihm auch einmal eine Welle über den Kopf schlug, schüttelte er sich das Salzwasser aus den Ohren und arbeitete weiter. Der in Torres gekaufte Graue aber, der mir in der letzten Zeit auch nicht ordentlich gefressen hatte, fing schon an, wie wir kaum ein Drittheil des Weges hinter uns hatten, langsamer zu schwimmen und wurde augenscheinlich marode. Der Fährmann und ich ruderten indessen, während der Mulatte die Pferde hielt, wacker zu und kamen glücklich bis zu etwa zwei Drittheilen des Weges, als der Graue plötzlich ausgab und anfing, sich auf die Seite zu legen. Er sank dabei unter und schluckte Wasser, kam wieder herauf und schlug mit den Vorderbeinen so wild um sich, daß ich fürchtete, er könne das Canoe treffen. Glücklicher Weise hatte er, bei seinem Umherwerfen, dem Braunen eins versetzt. Dieser, um ihm aus dem Wege zu kommen, warf sich zwar anfangs quer vor das Canoe, als ich ihm aber mit dem andern Ende des Lasso eins an den Kopf gab, schwamm er nach vorn zu, und ich sah, daß er tüchtig dem Lande zuarbeitete.

„Bindet den Lasso fest!“ schrie mir der Fährmann zu. Das war schon, während er sprach, geschehen, und indeß der

Braune jetzt das Canoe und den Grauen durch's Wasser zog, erwischte ich diesen beim linken Ohr und hielt ihm wenigstens den Kopf in die Höhe. — Näher und näher kamen wir dem Lande, unruhiger und höher ging aber auch auf dieser Seite die See, und der Hintertheil des Grauen sank schon — er konnte nicht mehr schwimmen, und hätte ich ihn losgelassen, wäre er rettungslos gesunken. Ich ließ aber nicht los, und nach etwa zehn Minuten, die ich so bald nicht wieder durchleben möchte, näherten wir uns endlich der hohen sandigen Uferbank der andern Seite. Der Graue fühlte plötzlich mit den herunterhängenden Hinterbeinen festen Grund und richtete sich, neu belebt, empor. Der Braune hatte schon das Ufer erreicht und zog uns am Lasso hinan, und wenige Minuten später standen wir Alle sicher, die beiden Thiere aber am ganzen Leibe zitternd, auf festem Boden. Dort ließ ich sie auch etwa eine halbe Stunde ausruhen, um sich nur in etwas zu erholen, gab dem Fährmann ein sehr gutes Fährgeld, wie er es wohl seit langer Zeit nicht gehabt, und ritt dann langsam der „Stadt der Lagune" zu, die ich etwa eine halbe Stunde vor Dunkelwerden erreichte.

Die „Stadt der Lagune" liegt wirklich reizend, an einem weiten Binnensee, durch den sie auch eine ziemlich rege Verbindung mit dem Innern erhält. Außerdem hat sie einen recht guten und sichern Hafen für kleine Seeschiffe, aber eine eben so schlechte Einfahrt, wenn auch nicht solche Barre, wie Rio Grande. Der Kanal eignet sich aber, wie es scheint, nur für die Binnenschifffahrt, also für kleine Schooner, und könnte blos dann sich verwerthen, wenn sich das Fahrwasser eben vertiefen und sichern ließe. Ob darüber schon Untersuchungen angestellt sind, weiß ich nicht; der Platz wird aber jedenfalls weit größere Bedeutung erlangen, wenn erst einmal eine ordentliche Verbindung zwischen den Provinzen von Rio Grande und Santa-Catharina hergestellt ist.

Jetzt scheint es nur ein trauriges Nest zu sein, in dem ich nicht einmal Landsleute fand und mich mit meinem Portugiesisch auf sehr bösartige Weise abquälen mußte. Und dennoch hatte ich hier einen ganzen Tag bleiben wollen, um meinen Thieren nach der gestrigen Wasserpartie Ruhe zu gönnen,

als ich zufällig von einem deutschen Ingenieur hörte, der sich einige Zeit hier in der Nähe aufgehalten habe, um verschiedene Ländereien zu vermessen, heute aber gerade im Begriff stehe, nach Santa=Catharina aufzubrechen, wo er seinen Wohnsitz habe.

Da ich selber in der Lagunenstadt gar keinen Führer bekommen konnte, wäre mir nichts erwünschter gewesen, als in seiner Begleitung meine Reise fortzusetzen. Es blieb nur die einzige Schwierigkeit, ihn, wenn er noch da war, aufzufinden, da er sein Logis schon verlassen hatte. Doch auch das gelang mir. Es war ein junger Deutscher aus guter Familie, ein Herr v. Brause, der mich als Reisegefährten eben so freudig begrüßte wie ich ihn, und wir brachen noch an dem nämlichen Nachmittag auf, um von hier ab, bei ziemlich gutem Wege, unsere Thiere für heute auf einem kleinen Tagesmarsch nicht zu sehr anzustrengen.

Unser Ritt bis Santa=Catharina, zu dem wir aber noch immer fast drei Tage gebrauchten, bot nichts besonders Merkwürdiges, nur daß sich die Scenerie hier sehr zu ihrem Vortheil veränderte und wir besonders den letzten Tag einen ganz wundervollen Ritt durch ein dichtbesiedeltes, mit den reizendsten Chagras bedecktes Land hatten. Wenn auch noch nicht innerhalb der Wendekreise, denn selbst die Insel Santa=Catharina liegt noch 27° südl. Breite, fand ich doch hier schon eine ausschließlich tropische Vegetation, und jede Ansiedelung hatte ihr kleines Zuckerfeld, ihr Kaffeewäldchen, ziemlich stämmige Bananen und einen wahren Garten von blühenden und fruchttragenden Orangen. An den Häusern wuchsen außerdem eine Masse wunderhübscher Blumen, unter ihnen besonders eine alte Bekannte, die rosa sinensis oder die Schuhblume der Malayen, welche die Stiefel der Europäer damit wichsen.

So wohlthuend diese Umgebung für mich war, so unterrichtend zeigte sich zu gleicher Zeit mein Reisegefährte, der schon seit längeren Jahren als Landvermesser der Regierung in dieser Provinz lebte und, mit keinem eigenen Interesse, da er sich nirgends selber angesiedelt hatte, mir die genaueste Auskunft über das geben konnte, was mir gerade am meisten

am Herzen lag: der Zustand der deutschen Colonien in der Provinz.

Er kannte besonders Blumenau, Donna Francisca und Brusque genau, wie er denn vorzüglich am Itachahy vermessen hatte, und sagte mir außerdem, daß ich noch in Santa-Catharina Andere finden würde, die im Stande wären, aus eigener Anschauung jede gewünschte Aufklärung zu geben.

Ueberall hier im Lande fanden wir zerstreute Deutsche wohnen; größtentheils Leute, die auf Regierungskosten herübergekommen waren, und die Colonien dann verlassen hatten, um sich auf eigene Hand anzusiedeln. Es wird immer und, wie ich glaube, mit vollem Recht ein nicht unbedeutendes Geschrei erhoben, wenn den Auswanderern von den Regierungen irgend ein Punkt in ihren abgeschlossenen Contracten nicht gehalten werden sollte. Ebenso verdient aber auch die andere Seite eine Erwähnung und Rüge, und das ist die, daß sich die deutschen Auswanderer auch verwünscht wenig an den Wortlaut ihrer Contracte halten, wenn ihnen eine passende Gelegenheit erscheint, sich zu verbessern. Ich habe das nicht allein in Peru, Chile und den La Plata-Staaten, ja selbst in Ecuador bestätigt gefunden, und Brasilien lieferte nur wieder den nämlichen Beweis, und zwar in Masse.

Eine Menge von Auswanderern, die auf Staatskosten herübergeschafft waren und daheim mit großer Freude und Dankbarkeit das Erbieten annahmen, hier im Land auf eine bestimmte Colonie zu ziehen und die ihnen vorgestreckten Gelder nach und nach wieder abzuzahlen, brachen diese eingegangenen Contracte ohne die geringsten Gewissensbisse, sobald sie nur das fremde Land kostenfrei erreicht hatten und eine Aussicht für sich eröffnet sahen, mit ihrem Handwerk Geld zu verdienen. Daß bei einem solchen Contract ihr eigenes Rechtlichkeitsgefühl und ihre Ehre auch mit betheiligt sein könnten, fiel ihnen nicht im Traum ein, und noch von Deutschland her gewohnt — wie das leider nur zu oft der Fall ist — die Regierung selber als eine Art von unnahbarem Feind zu betrachten, mit dem man ewig auf Kriegsfuß steht, tragen sie diese gute Meinung auch auf die fremde Regierung über, die

ihnen doch bis dahin nur Gutes erwiesen und sie zur Dankbarkeit verpflichtet hat.

Ich übertreibe darin gar nicht, denn ich habe den Beweis dafür in Deutschland nur zu oft bis auf Kleinigkeiten herab gesehen. Ein deutscher Häusler oder Bauer wird sich zum Beispiel nicht die geringsten Gewissensbisse machen — wo es ihm auf Privatland nie einfallen würde — aus einem herrschaftlichen Walde Holz zu stehlen. Er gehört ja „blos der Regierung, und die kann's missen". Daß die Sache selber, auch auf Regierungsland, ein gemeiner Diebstahl ist, fällt ihm nicht ein, oder er würde sich sonst doch vor seiner eigenen Familie, vor seinen Kindern scheuen, ihn zu begehen. So rechnet er denn auch nicht die eingegangene Verpflichtung, durch seiner eigenen Hände Arbeit — und zwar nur durch Arbeit für sich selber — das ganze Land mit helfen werthvoll zu machen, was doch fremde Regierungen bei dem kostenfreien Ueberfahren von Colonisten allein im Auge haben, und sobald die Wagschale seines eigenen Nutzens nach einer andern Seite überwiegt, läuft er wie Quecksilber davon ab und der neuen Richtung zu. Daß es die Regierung wirklich gut auch mit ihm meinen könnte, will ihm nicht in den Kopf, denn er hat darin eben zu wenig Erfahrung.

Santa-Catharina gegenüber liegt ebenfalls eine kleine deutsche Colonie, die einen regen Verkehr mit dieser Insel sowohl wie mit dem Festland unterhält. Ueberhaupt scheint von hier an, nach Nord und Nordwest hinein, der Deutsche überall vertreten und überall vortrefflich zu gedeihen, denn wo ich ein deutsches Haus betrat, war ein gewisser Wohlstand nicht zu verkennen; jedenfalls lebten die Leute sorgenfrei, und wohin ich auch hörte, fand ich das selbst Gesehene bestätigt.

4.

Die Insel Santa-Catharina und die benachbarten deutschen Colonien.

Die Insel Santa-Catharina liegt wahrhaft wundervoll, und schon auf dem Ritt dahin, wenn wir einmal wieder das Meeresufer erreichten, oder von einer Höhe aus einen freien Blick gewannen, boten selbst nach See zu die vielen kleinen zerstreuten Inseln, über denen Santa-Catharina mit seinen bewaldeten und mit dem üppigsten Grün bedeckten Gebirgen lag, einen gar so freundlichen und lieblichen Anblick. Santa-Catharina war dabei, sonderbarer Weise, seit meiner frühesten Jugendzeit das eigentliche Hauptziel meiner Fahrten gewesen, ohne daß ich es bis jetzt je erreichen konnte. Ich hatte nämlich einmal in einem alten Buche — von wem? weiß ich jetzt selber nicht mehr — eine glühende Beschreibung dieses Eilandes gelesen, nach der es mit Cocospalmen bedeckt sein sollte — und die Cocospalme war früher ein Hauptmagnet für mich, weil sie Alles in sich begriff, was ich mir unter tropischer Scenerie dachte. In späteren Jahren, und nachdem ich schon etwas in der Welt herumgekommen, überlegte ich mir die Sache freilich etwas genauer, daß nämlich Santa-Catharina noch ein ganzes Stück außer den Tropen draußen liege, und ein solches Klima, wenn es auch gewiß warm da wäre, doch nicht eigentlich die Heimath der Cocospalme sein könne. Das schadete aber nichts, Santa-Catharina lag mir schon zu lange im Herzen, um mit einer solchen Thatsache den ganzen Reiz hinausphilosophiren zu können, und als ich sie endlich, nach langem, mühsamem Ritt, in duftiger Ferne vor mir liegen sah, war es ordentlich, als ob irgend ein altes Märchen meiner Jugend Gestalt und Leben gewonnen hätte.

Die Insel übrigens, die sich viele Leguas lang an der Küste hinabzieht und früher wohl aller Wahrscheinlichkeit nach

mit dem festen Lande zusammengehangen hat, ist selbst jetzt nur noch durch einen ganz schmalen, aber ziemlich tiefen Seearm von ihr getrennt, so schmal in der That, daß gute Pferde hinüberschwimmen können, und auch ziemlich oft diese Reise machen müssen. Meinen ermüdeten Thieren wollte ich das aber nicht zumuthen und ließ sie vor der Hand auf dem festen Lande, um sie später auf einer sogenannten Balsa (zwei mit Brettern überlegte Canoes) hinüberschaffen zu lassen und dort zu verkaufen; denn wenn ich auch die Reise von hier aus noch hätte zu Lande verfolgen wollen, mußte ich dazu doch jedenfalls frische Thiere haben, oder diese wenigstens ein paar Wochen rasten lassen.

Nach Santa-Catharina brachte uns jetzt eins der reizend und ganz vortrefflich gearbeiteten brasilianischen Canoes, die ich wirklich nirgends in der ganzen Welt zierlicher und auch praktischer gearbeitet gefunden habe. Ein frische Brise jagte uns dem freundlichen Land entgegen, und vor uns ausgebreitet lag indessen die kleine Stadt, dicht in eine Bucht hineingeschmiegt und von ziemlich hohen bewaldeten Bergen überragt. Die Insel hat übrigens eine ganz vortreffliche geographische Lage, und in der Straße, die sie zwischen sich und dem Continent bildet, auch einen recht guten Hafen, und zwar von hier bis zur Südgrenze des ganzen Reiches hinunter den einzig brauchbaren. Alle Fahrzeuge können dabei mit jedem Winde ein- und auslaufen, indem sie entweder nach Süden oder Norden segeln, und die kleine Stadt bildet schon jetzt den Hauptausgangspunkt für die sämmtlichen, in der Provinz Santa-Catharina liegenden, sehr bedeutenden Colonien. Ebenso legen die von Rio-Grande wie Rio de Janeiro kommenden Dampfer hier an, und würde oder wird erst einmal eine Eisenbahn vom Festland aus nach dem Süden hinunter gebaut, dann kann dies einer der bedeutendsten Handelsplätze Brasiliens werden.

Auch hier fand ich eine Anzahl von Deutschen, die überall geachtet und gern gesehen waren, und zwar Aerzte, Kaufleute und die verschiedensten Handwerker.

Die letzteren waren meistens von den verschiedenen benachbarten Colonien herübergekommen, und Manchen gefiel es

und sie gedachten hier zu bleiben; Andere kehrten zu den Colonien zurück. Auch ein deutscher Maler lebte hier, ein junger Mann, der sein Atelier in Dresden verlassen hatte, um in Brasilien Naturstudien zu machen, und einen besseren Fleck dafür fände er wohl auf der Welt nicht. Meine Erkundigungen aber, die ich einzog, auf welche Art und Weise ich nämlich am besten die von hier nicht mehr so weit entfernten Colonien Blumenau und Donna Francisca besuchen könne, brachten mir nicht den gewünschten Erfolg. Es besteht allerdings zwischen Santa-Catharina und St. Francisca — der der Colonie Donna Francisca gegenüberliegenden Insel — eine Dampfschiff-Verbindung, die dem Namen nach regelmäßig war. Der Himmel bewahre aber einen Jeden vor der brasilianischen Dampfschifffahrt, die ihre Fahrzeuge dazu verpflichtet zu haben scheint, eine ordentliche regelmäßige Verbindung unter keinen Umständen einzuhalten.

Gegen den Wind können diese schwachen Boote kaum von der Stelle rücken, und mit dem Winde, wenn er sehr stark ist, riskiren sie eben so wenig auszulaufen. So sind sie stets Wochen lang hinter ihrer Zeit, und obgleich monatlich in Santa Catharina sechs Dampfer von Norden und Süden eintreffen sollen, versicherten mir doch die Bewohner der Insel, daß schon Zeiten gewesen wären, in denen in achtundzwanzig Tagen kein einziges Schiff eingetroffen sei. Erwartete ich also wirklich eins der Boote, das eben so gut noch vierzehn Tage wie vier Wochen ausbleiben konnte, so war ich dann gerade so unsicher, ob mich das nächste innerhalb eines Monats wieder abholen würde, und ich hätte jedenfalls den Besuch dieser Colonie auf mindestens zwei Monate Zeit anschlagen müssen.

Allerdings fuhren auch zu Zeiten Segelschiffe dorthin ab, diese aber boten wo möglich noch größere Unsicherheit, da die Brasilianer traurige Seeleute sind und gegen den Wind schon gar nicht aufkreuzen. Haben sie nicht ganz günstigen und dabei nicht zu starken Wind, so laufen sie irgendwo hinter ein Vorgebirge und gehen da ruhig vor Anker. Was Zeitverlust ist, wissen alle Südamerikaner nicht.

Zwei Monate länger von daheim; ich war nicht im

Stande, mich zu dem Gedanken zu zwingen, und nur noch ein Ausweg war mir geblieben, die Reise eben zu Lande zu machen, wo ich die ganze Tour hätte in etwa drei Wochen erzwingen können, aber dazu — gehörte Geld, und meine Reisekasse war durch die übermäßigen Anstrengungen schon gefährlich erschöpft.

Eine eigene Unruhe überkam mich dabei, ich wußte selber nicht weshalb; ich war schon über fünf Vierteljahr wieder von daheim, und die letzten Briefe datirten von gar so langer Zeit zurück. In Rio de Janeiro lagen neuere; ich sah mit Sehnsucht meiner Ankunft in Rio de Janeiro entgegen. Lauteten die Briefe dann günstig, so mußte ich gerade das dort zurück nach St. Francisco gehende Boot treffen, und vielleicht ließ es sich dann doch noch möglich machen.

Das nächste Boot nach Rio de Janeiro wurde in etwa acht oder zehn Tagen erwartet, legte aber nirgends unterwegs an, und die Zeit benutzte ich denn nach besten Kräften, in Santa-Catharina soviel als irgend möglich von deutschem Leben in Brasilien zu hören und zu sehen. Einen besseren Platz hätte ich mir auch nirgends aussuchen können, denn es gab fast keine Colonie in ganz Brasilien, die nicht hier ihre Vertreter hatte, und über die mir nicht fünf, sechs verschiedene Menschen hätten Auskunft geben können.

Außerdem bestand hier, in einer Art Castell, in See hinaus gebaut und mit der Insel durch eine Brücke verbunden, das Haupt-Auswanderungs- — oder vielmehr Einwanderungshaus, in dem alle die von Rio de Janeiro für die Provinz geschickten Colonisten untergebracht wurden, bis sie nach dem Orte ihrer Bestimmung mit einem oder dem andern Segelschiff oder Dampfer befördert werden konnten.

Das „Auswanderungshaus", wie es gewöhnlich genannt wird, war gerade in dieser Zeit von Deutschen angefüllt, da lange kein ordentlicher Südwind geweht hatte, sie einzuschiffen, und eben so wenig in den verschiedenen Colonien gleich Land genug vermessen schien, sie ohne weitere Schwierigkeiten unterzubringen.

Die drei Hauptcolonien in der Nachbarschaft waren, wie

schon vorher erwähnt, Blumenau, Donna Francisca und Brusque — die letztere nach einem früheren Präsidenten so genannt. Merkwürdig übereinstimmend lauteten dabei alle Berichte über diese Colonien, und zwar sprachen sich fast alle sehr günstig über Blumenau aus, wohin auch von den in Santa-Catharina angesiedelten Deutschen sämmtliche Colonisten gewiesen wurden, die eine selbstständige Wahl hatten und noch unentschieden waren.

Ein Blick auf eine etwas ausführliche Karte zeigt die Lage Blumenaus. Es liegt an dem Fluß Itachahy, so daß die Colonisten ihre Producte mit Leichtigkeit den Strom hinabschiffen können. Kleine Fahrzeuge sind sogar im Stande, den Strom hinauf zu laufen, um dort an Ort und Stelle gleich zu laden, und mit gutem, fruchtbarem Boden haben also die Colonisten Producte und — Absatz dafür.

Die Colonie gehörte früher dem Doctor Blumenau, nach dem sie auch benannt ist, privatim. Er hat sie aber, seit nicht langer Zeit, an die Regierung abgetreten, und ist jetzt nur von dieser eingesetzter und besoldeter Director darauf. Auf der Colonie soll aber eine recht gute Ordnung herrschen, und die Colonisten schienen etwas Ordentliches vorwärts gebracht zu haben. Arbeiten müssen sie freilich dort so gut wie an jedem andern Orte; wo aber der Lohn mit der Arbeit im Verhältniß steht, kann man sich das schon gefallen lassen. Blumenau schienen auch die wenigsten Colonisten wieder verlassen zu haben, und Alle, die sich nach Santa-Catharina gewandt, waren nur, wie das gewöhnlich der Fall ist, Handwerker, die in Deutschland in einer großen Stadt gelebt hatten und sich nun auf dem Lande und unter lauter Landsleuten, denen sie keine brasilianischen Preise abverlangen konnten, nicht wohl fühlten.

Lange nicht so viel Gutes hörte ich über die von Hamburger Agenten stets mit so glühenden Farben herausgestrichene Colonie Donna Francisca. Die Verbindungen mit dem innern Lande wie mit der See sind dort allerdings noch leichter als in Blumenau, aber das Land selber ist dürftig und lohnt nur zu häufig die Arbeit nicht. Diese Colonie wurde vom Prinzen Joinville gegründet und von

der Regierung außerordentlich protegirt, denn man soll viele Tausende darauf verwandt haben. Die Lage dieser Colonie ist außerordentlich günstig, und bei der Wahl des Platzes wurde darauf jedenfalls besonders Rücksicht genommen. Gute Communicationswege sind auch allerdings einer Colonie unumgänglich nöthig, aber — sie dürfen nicht den alleinigen Maßstab abgeben, denn wenn auch der beste Boden einer Colonie nichts ohne Absatzwege hilft, so helfen auch ihrerseits die Absatzwege nichts, wenn die Colonie eben nichts, oder nur wenig produciren kann. Am besten charakterisirt die Thatsache beide Colonien, daß Blumenau Producte und Lebensmittel ausführt, daß aber in Donna Francisca Bohnen sowohl wie Farinha (Maniokmehl) noch jedes Jahr müssen eingeführt werden.

Die Uebersiedelung nach der Colonie Donna Francisca ist sehr leicht und am wenigsten kostspielig; dennoch wurde, während ich in Santa-Catharina war, allen Einwanderern von den dort lebenden Deutschen angerathen, lieber die Colonie Blumenau zu ihrem nächsten Ziel zu wählen, und nur Einige gingen nach Donna Francisca ab, die schon zu Haus dahin bindende Contracte gemacht hatten.

Uebrigens sollen die Deutschen, nach allen Berichten, die ich darüber gehört, auf beiden Colonien sehr flott und gemüthlich leben, und mit Liebhabertheatern und geselligen Zusammenkünften dem Colonisten-Dasein auch andere, als rein praktische Seiten abzugewinnen suchen. Ob das Urtheil, was ich darüber vernahm, ein gegründetes ist, weiß ich nicht, die Leute behaupten aber, in Donna Francisca sei es mehr ein „glänzendes Elend" und viele der dort lebenden Colonisten, die meist den gebildeten Ständen angehörten, stäken in tiefen Schulden! Hoffentlich ist das nicht der Fall, und ich erwähne es hier nur, weil ich es von Männern mitgetheilt bekam, die eigentlich die Verhältnisse dort sehr genau kennen müßten.

Höher als Blumenau, ebenfalls am Itachahy, liegt die neuere Colonie Brusque, mit ebenfalls recht gutem Boden und im Stande, ihre Producte zu verwerthen. Die Colonien sind dort aber auf höchst ungeschickte Weise in regelmäßige

Quadrate, und ohne die geringste Rücksicht auf Höhen und Bäche zu nehmen, vermessen, so daß ein Colonist in den Fall kommen kann, seine Colonie mitten auf einem Hügelrücken zu finden, ohne einen Tropfen Wasser, während ein anderer die seine von zwei, drei Bächen zugleich durchschnitten und zerstückelt sieht. Man ist jetzt übrigens von diesem System der Vermessung zurückgekommen, da man das vollkommen Unpraktische und Verderbliche derselben eingesehen. Außerdem liefen Klagen über Klagen gegen den dortigen Director, einen deutschen Baron, ein, der sich, wenn nur die Hälfte von dem Erzählten wahr sein mochte, sehr große Parteilichkeiten und Unregelmäßigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen. Die Klagen sind übrigens schon der Regierung übergeben und werden jedenfalls genau untersucht werden, so daß die Colonie nicht weiter davon zu leiden hat.

Ueberdies wird in Brasilien zu viel regiert, und ich habe es schon an vielen Orten gefunden, daß gerade die Deutschen, sobald sie eine gewisse Gewalt in die Hand bekommen, am allermeisten tyrannisiren und am kleinlichsten dabei verfahren. Allerdings mag das zu ihrer Rechtfertigung dienen, daß sie dafür zu Haus in einer guten Schule waren, aber es bleibt doch immer traurig, daß dem so ist. Daß der Präsident von Santa-Catharina — sonst ein anerkannt braver Mann — zur Zeit sehr leidend war und seine Frau an seiner Statt dominirte, gerade wie ich dort war zur Entrüstung aller Bessergesinnten, einen anerkannten Lumpen mit bedeutendem Gehalt anstellte und einen rechtlichen Mann, der ihr eben nicht schmeichelte, aus seinem Amte zu bringen suchte, ist gar nichts Außergewöhnliches und kommt an allen anderen Orten ebenfalls vor.

In Brusque kam aber noch außerdem dazu, daß von dem Directorium eine gewisse Zahl Soldaten, angeblich zum Schutz der Colonie gegen Indianer, verlangt war. Wunderbarer Weise lagerten aber diese brasilianischen Krieger — zu denen die größten Halunken des ganzen Landes verwandt werden — nicht etwa an der Grenze der Colonie, wie man das natürlich finden würde, sondern am Flusse, in der Nähe des Directionsgebäudes. Die Indianer hätten also erst

durch die ganze Colonie gemußt, um zu ihnen zu gelangen, und man benutzte sie auch nur gegen die Colonisten selber, mit denen sie einige recht häßliche Scenen hatten. Der Director hat nämlich auch zugleich Polizeigewalt, indem ihn die Regierung mit zum Delegado oder Subdelegado ernennt, und welche nachtheilige Folgen das auf eine Colonie haben kann, hat sich an vielen Stellen in Brasilien gezeigt.

So viel muß man aber freilich auch bestätigen, daß der Posten eines solchen Colonie-Directors, wenn der Mann wirklich seine Schuldigkeit thun will, keine Kleinigkeit ist. Aerger und Arbeit hat er dabei genug, und macht sich gewöhnlich noch viel mehr, als nöthig ist. Ich selber sehe dazu nicht einmal die Nothwendigkeit eines Directors für solch' eine Colonie ein — wobei ich jedoch eingestehen muß, daß darin sämmtliche Directoren anderer Meinung sind. Die peruanische deutsche Colonie hat keinen Director, sondern einen selbstgewählten Bürgermeister, und die Leute lebten in Frieden mit einander — mehr als sich vielleicht von irgend einer der dirigirten brasilianischen Colonien sagen läßt. Jedenfalls kommt es einmal auf einen Versuch an, es ohne Director mit einer neuen Colonie zu probiren, und wenn sich das dann unter halbwege günstigen Aussichten bewährt, so könnte die Regierung selber viel Geld und viel Aerger ersparen, und hätte — so viel Beamten weniger. Ich will aber auch nicht leugnen, daß in manchen Colonien gerade die Directoren sehr viel Gutes gestiftet haben, wenn eben der „rechte Mann an die rechte Stelle" kam. Solche Beispiele sind aber doch immer zu zählen und man darf sie nicht für maßgebend halten.

Von den weiter nördlich gelegenen Colonien weiß ich wenig oder gar nichts. Die Meinung Solcher aber, die mit jenen Stellen bekannt sind, geht dahin, daß selbst bis in die Breite von Rio de Janeiro hinauf, also bis zur Grenze der heißen Zone, in den Hochebenen Deutsche recht gut und bei voller Gesundheit aushalten können. Donna Isabel zum Beispiel in der Provinz St. Paulo heißt bei vielen Deutschen die „Mustercolonie", weil sich der dortige Director ebenfalls sehr viel Mühe mit der Colonie gegeben hat und ein tüchtiger

Mann sein soll. Das Klima ist dort vollkommen gesund, und man darf es sich keineswegs übermäßig heiß denken. Selbst in Rio de Janeiro steigt das Thermometer nicht über 28°, das aber wäre allein keineswegs ein Beispiel für ein gemäßigtes Klima, denn 28° das ganze Jahr hielte bei harter Arbeit der gesündeste und stärkste Körper nicht aus, und müßte solcher anhaltenden Hitze erliegen. In den Hochebenen Brasiliens hat man sich aber über zu unmäßige Hitze wahrlich nicht zu beklagen, denn als ich später Morgens von dem über Rio de Janeiro liegenden Petropolis wegfuhr, fror mich ganz anständig, und ich war froh, als wir das niedere und dadurch weit wärmere Land wieder erreichten.

Man muß immer denken, daß man, selbst in Rio de Janeiro, noch an der unmittelbaren Grenze der gemäßigten Zone liegt, und nur mit 3—4000 Fuß Höhe schon in eine so gemäßigte Temperatur hinaufkommt, daß Einem an kalten Wintermorgen die Zähne klappern.

Trotzdem würde ich aber keinem Auswanderer rathen, in Brasilien sich nördlich von Rio de Janeiro hinauf zu wagen. Dort ist kein Aufenthalt mehr für den Colonisten; er kann da nicht mehr mit der Sclavenarbeit concurriren. Er ist von dem eingebildeten Brasilianer, der Arbeit für eine Schande und das Geschäft der schwarzen Race hält, nicht mehr geachtet, und fällt er jenen Facenderos gar in die Hände, so muß er das mit langen Jahren recht schweren und sauren Schweißes büßen. Nicht genug kann man es deshalb unseren deutschen Landsleuten zurufen: geht keine Contracte in Deutschland ein, deren Tragweite Ihr daheim nicht verstehen könnt, mögen sie noch so lockend und ehrlich klingen. Alles hängt dann immer davon ab, ob Ihr es mit einem ehrlichen Contrahenten zu thun habt, was, wie ich nicht leugnen will, möglich sein kann, aber immer unwahrscheinlich — jedenfalls eine Seltenheit bleibt. Will er Euch aber betrügen, so giebt ihm der unverfänglichste Paragraph dazu Gelegenheit, und der arme, der Sprache nicht einmal ordentlich mächtige Deutsche ist in dem fremden Lande im wahren Sinne des Worts verrathen und verkauft, und nie im Stande, die Gesetze zu seinem Schutze anzurufen.

Die Auswanderungs-Agenten daheim arbeiten dazu nur zu gern jenen Facenderos in die Hände, denn Beide haben ja nur ein Interesse, und der „dumme Bauer" wird mit einer wahren Grausamkeit von dem Einen erst gepflückt und dann dem Andern zugeworfen.

Der „dumme Bauer" ist eigentlich eine sehr unpassende Benennung, denn unser Bauer ist im Ganzen gar nicht so dumm und hat sogar einen gewissen Grad von Schlauheit, der ihn mit einem ziemlich richtigen Instinct dorthin leitet, wohin sein eigener Vortheil liegt. Nur was die Auswanderung betrifft, so scheint er manchmal wie ordentlich vor den Kopf geschlagen, und das ihm überhaupt eigenthümliche Mißtrauen gegen Jeden, der einen anständigen Rock trägt, liefert ihn selber in die Hände der Agenten und giebt diesen die für ihn gefährlichste Waffe in die Hand.

„Geh dort oder dort nicht hin!" rufen ihm Alle zu, die es ehrlich mit ihm meinen. — „Warum nicht?" frägt er den Agenten, der die Sache verstehen muß, denn er hat ja ein großes Schiff vor der Thür und spricht über Amerika, als ob er dort geboren und nur einmal auf Besuch nach Europa gekommen wäre. — „Warum?" sagt dieser, „weil sie Euch hier behalten wollen, weil sie Euern Schweiß und Eure Taxen brauchen und Euch Euer Glück da drüben in Amerika nicht gönnen. Darum — die Regierungen lassen das selber in die Zeitungen setzen, damit Ihr so dumm sein sollt und das glauben, und nachher haben sie Euch fest."

So unwahrscheinlich das auch klingen mag, dem Bauer leuchtet das vollkommen ein. Die Regierungen haben ein Interesse, daß er da bleibt, die wollen ihn hier behalten; der Agent hat ganz Recht, wenn er sagt, „was hätte ich denn dabei, wenn ich Euch sagen wollte, da drüben ist's gut, wenn es nicht wäre, ich verliere oder gewinne doch nichts, ob Ihr da- oder dorthin geht" — das ist also ein ehrlicher Mensch, denn der hat kein Interesse, und wohin der ihn schickt, da geht er jetzt ruhig hin, und wenn es in einen Parcerievertrag nach Brasilien wäre. Wir Anderen dürfen uns die Finger wund schreiben, und wenn es auch eine Art Trost ist, sich sagen zu können — nicht etwa: Du hast Deine Schul-

digkeit gethan, sondern vielmehr: was dumm ist, muß geprügelt werden, so thut es Einem doch leid, so viele Landsleute in überall gestellte Schlingen fallen und den Unschuldigen so oft mit dem Schuldigen leiden zu sehen; denn was haben die armen Frauen gethan, die solcher Art nur zu oft mit in eine wahre und offene Sclaverei geschleppt werden?

In Santa-Catharina sprach ich auch eine Anzahl armer Deutscher, die aus ihren Parcerieverträgen — besonders durch das energische Auftreten Herrn v. Mäusebach's — erlöst waren und jetzt auf Regierungskosten nach solchen Colonien, die sie selber bestimmten, hinübergeschafft wurden. Die Schilderung, die sie mir von ihrer fast zehnjährigen Gefangenschaft gaben — denn ich kann es kaum anders nennen, war recht traurig, und der beste Beweis für das Erzählte das dürftige und elende Aussehen der Unglücklichen.

In Santa-Cruz hatte ich auch Colonisten getroffen, die kaum, oder eben zehn Jahre im Lande waren, und härter hatten diese auch nicht gearbeitet, als ihre armen, in solche Verträge gelockten Landsleute, und wie gut und behaglich befanden sich jene auf ihren eigenen Colonien, in bequemen Häusern, mit weiten Strecken Land urbar gemacht, mit Vieh und Pferden, und außerdem einer gesunden Familie — und welche Jammerbilder waren dies: hohlwangig, krank, abgemagert und abgerissen, und nicht einmal Geld genug in den langen Jahren erspart, um ihre eigene Passage nach einem andern Wohnplatze zahlen zu können, ja selbst ohne alle Mittel, auch nur Brod für die Ihrigen zu kaufen.

Es war das die sprechendste Illustration zu allen Parcerieverträgen, die ich je in der Welt hätte finden können, und nie werde ich die Resignation vergessen, mit der die arme Frau mir sagte: „Nun, wir haben doch wenigstens die langen Jahre in Brasilien etwas gelernt, und werden uns jetzt doch wohl so viel verdienen, daß wir leben können."

Diese Leute wurden ebenfalls von den dort wohnenden Deutschen nach Blumenau gewiesen, wohin sie mit dem nächsten Schiffe abgehen sollten. Die Regierung giebt ihnen dort Land, und es wird ihnen hoffentlich da besser gehen, als in den so romantisch geschilderten Kaffeewäldern, in denen sie

fast zehn Jahre ihres Lebens als halbe Sclaven ihr Leben hinschleppen mußten.

Santa-Catharina hat selber besonders Kaffeebau, und der von dieser Insel gewonnene, ziemlich großbohnige Kaffee wird als der beste aller benachbarten Districte gehalten. Früher fand ebenfalls ein großer Export von Hölzern aus diesem Hafen statt. Wunderbarer Weise hat aber die Regierung, die oft ganz fabelhafte Finanzexperimente macht, einen solchen Ausfuhrzoll darauf gelegt, daß sie gar nicht mehr ausgeführt werden können, und mir mehrere Kaufleute genannt wurden, die verschiffbares Holz in ihren Lagern hätten und es dort ruhig verfaulen ließen, denn sie hätten bei einem Export nur Geld zugesetzt.

Die natürliche Folge davon ist, daß die ganze Insel jetzt gar keine Einnahmen hat, und gerade bei meiner Anwesenheit stand der Kassenbestand der Regierung so, daß nicht einmal die Beamten bezahlt werden konnten.

Santa-Catharina ist aber auch in Brasilien einer eigenen Art von Industrie wegen berühmt, und zwar der der künstlichen Blumen, die hier mit fabelhafter Geschicklichkeit, und zwar aus dem verschiedenartigsten Material fabricirt werden.

Die eigenthümlichsten sind die aus Fischschuppen gefertigten, dann die aus Federn, womit jedoch auch Rio de Janeiro und Bahia concurriren, und dann sogar aus Hobelspänen, und die Leute haben es zu einer Fertigkeit gebracht, die wirklich erstaunlich ist. Auch die Preise, um welche man diese Sachen kauft, sind äußerst mäßig, weil der Arbeitslohn, besonders für Frauen, ein so geringer ist. Ueberhaupt lebt man in Santa-Catharina, bei einem wundervollen Klima, am billigsten in ganz Brasilien, und Kranke, die einer Luftveränderung wegen bis jetzt Madeira besucht haben und nicht gesonnen sind, die Madeira-Prellereien über sich ergehen zu lassen, würden meiner Meinung nach auf dieser Insel einen vollen und reichen Ersatz für jene finden. Nur auf Cocospalmen dürfen sie sich keine Hoffnung machen, wenn mir auch jene alte Reisebeschreibung derartige Bilder vorgespiegelt hatte. Es steht auf der ganzen Insel keine einzige wirkliche Cocospalme, und nur die Palme real ist in der Stadt angepflanzt

und wächst auch mit anderen Bäumen desselben Geschlechts zahlreich genug in den Bergen.

Wundervoll ist die landschaftliche Schönheit Santa-Catharinas, und ich weiß mir die Zeit nicht zu erinnern, wo ich einen größeren Genuß gehabt hätte, als dort bei einem Sonnenuntergang mit dem stillen Meeresarm im Vordergrund, den wirklich malerischen Hügeln der Insel selber, mit der allerliebsten Stadt um mich her und den großartigen Formation der Gebirge auf dem gegenüberliegenden Continent mit fünf scharf abgeschiedenen Schichten in ihren verschiedenfarbigen Tinten.

Oh, die Welt ist so schön! So wunderbar reich hat Gottes Güte seine herrliche Erde ausgestattet, und nur des Menschen Leidenschaften stören — nicht die Harmonie des Ganzen, aber doch sein eigenes Glück, das er so leicht und mit so wenig Mitteln finden könnte.

5.

Rio de Janeiro.

Mein Aufenthalt in Santa-Catharina, der mir durch viele dort gefundene Freunde ein recht angenehmer wurde, nahte sich seinem Ende, denn das lange und sehnlich erwartete Dampfboot kam zuletzt doch von Rio Grande herauf und setzte seine Reise noch an dem nämlichen Abend wieder fort.

Der Aufenthalt an Bord bot nichts Besonderes und war so unangenehm wie möglich, denn in Santa-Catharina, wo ich meine Pferde wieder verkaufen mußte, bekam ich für die ermüdeten Thiere einen sehr geringen Preis, und überhaupt knapp an Geld, da ich mir eine Menge der künstlichen Blumen auf der Insel gekauft, hatte ich, um nicht neue Schulden zu

machen, Zwischendecks- oder vielmehr Deck-Passage genommen, denn ein Zwischendeck gab es gar nicht an Bord.

Drei Nächte blieben wir unterwegs, drei Nächte mußte ich auf dem offenen, nicht einmal durch eine Leinwand geschützten Vorderdeck schlafen, und drei Nächte regnete es natürlich, was vom Himmel herunter wollte. Meine gute Natur half mir aber auch hier durch; unter meinen Satteldecken schlief ich vortrefflich, und das Fatalste bei der ganzen Sache war, daß ich die dritte Nacht hätte recht bequem im Hotel zubringen können. Wir liefen schon um acht Uhr Abends (das zweite Mal, daß ich diesen Hafen in der Nacht anfuhr) in die Bai ein, lagen aber die ganze Nacht dort ruhig vor Anker, weil — keine Passagiere mehr gelandet werden durften, und dabei regnete es von zehn Uhr Abends bis Sonnenaufgang. Aber ein wundervolles Schauspiel hatten wir trotzdem, denn der 7. September war das eigentliche Freiheitsfest der Brasilianer, das am 8., dem Tag unserer Ankunft, noch nachgefeiert wurde, und während die weite Stadt an der wundervollsten Bai der Welt vollständig illuminirt war, stiegen fortwährend Leuchtkugeln und Raketen darüber auf und boten bei dem düstern Nachthimmel einen prächtigen Anblick.

Am nächsten Morgen um neun Uhr wurden wir endlich erlöst und durften ohne weitere Revision unseres Gepäcks, da wir aus einem brasilianischen Hafen kamen, an Land gehen.

Mir stand aber noch Schreckliches mit meinem Koffer bevor, den ich direct von Buenos Ayres nach Rio de Janeiro geschickt hatte, und der nichts in der Welt als getragene Sachen und Wäsche enthielt. Zwei volle Tage mußte ich in der Alfandega, dem Steuergebäude, liegen, und zwar mit einem Commis des Hauses Stockmeyer, der sich freundlich meiner annahm, und einem besonderen Despatchanten, bis ich mein Gepäck endlich mit mir nehmen durfte. Wie viel Mal die betreffenden Papiere unterschrieben werden mußten, weiß ich gar nicht genau, zweimal wurde der Koffer aber in zwei verschiedenen Localen geöffnet und visitirt, und die Kaufleute in Rio versicherten mir, daß die Umstände auf dieser Steuer in

das Unglaubliche gingen und den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen könnten.

Die Kaufleute müssen freilich darunter leiden, aber jede Sache hat zwei Seiten, und für den Staat ist wahrscheinlich dieses nach allen Seiten bindende, vollständig complicirte System der Versteuerung das einzige Mittel, dem rasenden Unterschleif der Beamten entgegen zu treten und ihn unmöglich zu machen, oder doch wenigstens, so viel das angeht, zu erschweren.

Früher soll die Veruntreuung auf der Steuer auf das Großartigste und Frechste betrieben worden sein, was zugleich dem Staat eine seiner Haupteinnahmen auf gefährliche Weise untergrub, und es wird überhaupt wenig Länder in der Welt geben, wo die unteren Beamten so vollständig corrumpirt sind, wie nicht allein in Brasilien, sondern in allen südamerikanischen Provinzen.

Wirkliche Arbeit wollen die jungen Burschen der ganzen eingeborenen Bevölkerung nicht thun; es denkt kaum einer daran, ein Handwerk zu erlernen, der nicht in ganz niederen Verhältnissen geboren ist; Geld haben sie auch nicht genug, um ihr faules Leben auf Lebenszeit zu fristen, und das Einzige, was ihnen jetzt übrig bleibt, ist eine Anstellung vom Staate, um die beliebte Stallfütterung zu erhalten. Diese aber genügt ihnen eben so wenig mit ihrem geringen Gehalt, und während sie sich selber von den übernommenen Arbeiten so fern als möglich halten, suchen sie unter jeder Bedingung Nebenverdienste, bei denen ihnen ihre Ehrlichkeit selten im Wege steht.

Welch' traurige Wirthschaft unter diesen Beamten, meist ganz jungen grünen Burschen, herrscht, davon hörte ich während meines Aufenthalts in Rio die wirklich haarsträubendsten Berichte, und sah selber genug davon auf der Post, um völlig, was mich betraf, befriedigt zu sein. Eine größere Confusion als auf der Rio-Post kann nicht gut auf der Welt herrschen, und die paar jungen Laffen, die sich dort herumräkelten, schienen dem wartenden Publikum nur dann und wann einmal einen Brief aus Gefälligkeit abzuliefern.

Im Nebengebäude hängen die Tafeln mit den Namen der

auf der Post liegenden, noch nicht abgeholten Briefe, dreißig oder fünfunddreißig Bretter beklext, verschmiert, halb abgerissen. Ich fand dort meinen Namen mit der daranstehenden Nummer und ging wieder in die Expedition, um ihn abzufordern. — Er war nicht da. — Ich ging wieder über die Straße in die andere Abtheilung und nahm eins der Bretter von der Wand und mit mir, ohne daß mich der Posten nur im Mindesten daran verhindert hätte, und zeigte jetzt dem jungen Laffen — jedenfalls eine Kreuzung von Mulatte und Indianer — den Namen und die dahinterstehende Nummer. Es half nichts, der Brief war nicht da, und kam erst, als ich gar nicht abließ und wieder und wieder hinging, Nachmittags unter einer ganz andern Nummer zum Vorschein.

Eben so wenig fordern sie Dem, der einen Brief abholt, und was ihnen doch die Gesetze vorschreiben, die geringste Legitimation ab. Ich kann hingehen und jeden Brief verlangen; wenn er überhaupt zu finden ist, bekomme ich ihn. Legitimation abfordern! — das wäre zu viel Mühe. Dabei spricht nicht ein einziger der jungen Bengel Englisch oder Französisch, bei den Tausenden von Fremden in Rio, sondern nichts weiter als seine Muttersprache — das Einzige, was er überhaupt auf der Welt gelernt hat.

Und nur der einzige Brief fand sich, während zwei andere, die dorthin für mich gesandt waren, nie wieder zum Vorschein kamen. Rio de Janeiro ist denn auch der einzige Platz auf dieser Reise, wo ein Brief an mich verloren gegangen ist. In Guajaquil bis Quito, in Lima, in Buenos Ayres habe ich alle meine Briefe erhalten, vier und fünf auf einmal, die fünf und sechs Monate dort gelegen hatten. Hier, wo die Briefe erst vor frühestens zwei Monaten angekommen sein konnten, waren sie spurlos unter den Händen dieses Personals verschwunden.

Mein Plan, den ich mir früher gestellt, war gewesen, erst die wichtigsten brasilianischen Colonien zu besuchen, und dann von hier aus nach Nordamerika hinauf zu fahren, was allerdings nicht so rasch geschehen konnte, da eigenthümlicher Weise zwischen Brasilien und den Vereinigten Staaten keine Dampfschifffahrt besteht, ja nicht einmal zwischen Rio und Westindien,

Panama oder nur der englischen Colonie Demarrara im Norden, wo sie sich an andere Dampfboote anschließen könnte. Ein Brief nach New-York oder St. Francisco in Californien muß deshalb, um möglichst rasch an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, vorher die Reise nach Bordeaux oder Southampton machen.

Die unerklärliche Unruhe, die ich aber die letzte Zeit gehabt, fand in dem einen vorgefundenen Briefe noch mehr Grund. Die Zeit, die ich mir diesmal zu meiner Reise gestellt, war überhaupt schon abgelaufen, und ich faßte, unmittelbar nachdem ich ihn gelesen, den festen Entschluß, mit dem ersten Dampfer nach Europa zurückzukehren und lieber ein anderes Jahr noch einmal den Atlantischen Ocean zu kreuzen, obgleich ich gehofft hatte, daß dies das letzte Mal sein sollte.

Mit dem Entschluß fühlte ich mich aber auch vollkommen ruhig, ja herzfreudig, denn es ging ja nun der Heimath auf dem schnellsten Wege wieder zu, und die Zeit, die mir jetzt noch bis zum 25., zur Abfahrt des Dampfers, blieb, konnte ich mit voller Ruhe benutzen, um soviel als möglich von Rio de Janeiro und dessen Umgegend kennen zu lernen.

Und wie rasch verging mir diese Zeit; denn von allen Deutschen dort auf das Herzlichste aufgenommen, mußte ich nicht allein noch einige Abstecher in der Nachbarschaft machen, sondern auch eine Audienz beim Kaiser suchen, um ihm einen kurzen Bericht über sein Land, wie seine Colonien und deren Zustände zu geben. Ich war nicht anmaßend genug, zu glauben, daß ich irgend etwas Neues und Besonderes entdeckt habe, aber ich konnte mir recht gut denken, daß der Kaiser, wenn auch Berichte in Masse, doch dieselben selten von einem Manne bekäme, der, mit mancher früheren Erfahrung auf seiner Seite, vollkommen ohne eigenes Interesse, aber auch vollkommen unabhängig zu ihm kam, und keine einzige Rücksicht zu nehmen hatte, ihm in allen Dingen die reine und unverfälschte Wahrheit zu sagen. Es war da möglich, manches gute Samenkorn auszustreuen, und was ich indeß von dem liebenswürdigen Charakter des Kaisers selber gehört hatte, bestärkte mich nur noch mehr darin.

Herr Linde (der damalige Geschäftsträger Preußens in

Brasilien, seit Herr v. Meusebach geisteskrank nach Deutschland eingeschifft werden mußte) nahm sich überhaupt sehr freundlich meiner an und führte mich auch bei dem Kaiser selber ein, der mich auf das Wohlwollendste empfing und sich für Das, was ich zu sagen hatte, lebhaft zu interessiren schien. Er ging auf Alles lebendig ein, billigte oder entgegnete, und bewies deutlich, daß er sich große Mühe gegeben hatte, die Verhältnisse seines Reiches genau kennen zu lernen.

Eigenthümlich war unsere Unterhaltung der Sprache wegen, in der sie geführt wurde. Ich selber war natürlich nicht im Stande, Portugiesisch zu sprechen, und der französischen wie der spanischen Sprache nicht so mächtig, das Alles, was ich zu sagen hatte, klar und deutlich ohne Gefahr von Mißverständniß auseinander zu setzen. Ich sagte das auch dem Kaiser aufrichtig gleich bei meinem Eintreten in französischer Sprache, und bat ihn, mir zu erlauben, Englisch oder Deutsch zu reden. Er lächelte dabei, und versicherte mir, es ginge ihm mit der englischen und deutschen Sprache gerade so, wie mir mit dem Französischen und Spanischen, aber er verstände sie vollkommen; ich möge also deshalb getrost Englisch sprechen, und er würde mir Französisch antworten, was denn auch die ganze Zeit, in der mir vergönnt wurde bei ihm zu bleiben, geschah.

Der Kaiser ist ein großer, schöner Mann, mit einem unendlich gutmüthigen Ausdruck, doch lebendigem Blick, hat aber in seiner Gesichtsbildung nicht das geringste Brasilianische, sondern blonde Haare und blaue Augen. Leider bekam ich die Kaiserin und die Prinzessinnen nicht zu sehen, aber mein Zweck war ja auch nicht gewesen, eine neugierige Visite zu machen, sondern dem Mann, den es am meisten interessiren mußte, die Verhältnisse seines schönen und gewaltigen Reiches sich bessern zu sehen, und darüber Alles zu hören, was darauf Bezug hatte, zu sagen, was mir über Brasilien auf dem Herzen lag. Das gethan, machte ich in den nächsten Tagen einen Abstecher nach Petropolis, der sogenannten deutschen Colonie. Die Fahrt dorthin war wundervoll und von dem schönsten Wetter begünstigt, zuerst über die reizende,

inselbesäete Bai, dann eine Strecke mit der Eisenbahn durch den Wald, und dann mit schon an der Station wartenden Omnibus oder Droschken den steilen Berg vermittelst einer trefflichen Chaussee hinauf, bis in die eigentliche Colonie oder Stadt hinein.

Rua Köhler — an der ersten Straßenecke las ich gleich den Namen, und es hätte dessen nicht bedurft, mich zu überzeugen, daß ich unter reinen Deutschen sei. Alles war Deutsch, und ich stieg natürlich im Hotel Meier ab. Und den Abend war Ball. Es dämmerte überdies schon so, daß sich weiter nicht viel anfangen ließ, und ich beschloß, jedenfalls den Ball zu besuchen, was ich für einen milreis Entrée auch ohne Frack ermöglichte.

Lauter deutsche Mädchen in urdeutscher Toilette, viele von ihren Müttern oder Tanten in Umschlagetüchern bewacht, und nach dem Tact im Walzer und Rutscher dahin fliegend, oder greuliche Confusion in eine Française bringend. Ich setzte mich, als beobachtender deutscher Schriftsteller, auf eine der Bänke, ließ mir von einem langweiligen Kerl, der in einem schauerlichen Frack und einer weißen Halsbinde herumlief und eine Art von Factotum zu sein schien, seine Lebensgeschichte erzählen, in der viel von einem gewonnenen Lotterieloos vorkam, und dabei die eben nicht ätherischen Paare an mir vorüberschweben.

Am nächsten Tage machte ich mit mehreren Deutschen einen Ritt in die Nachbarschaft, und zwar auf der vortrefflichen Chaussee hinaus, die der Staat von hier ab in das innere Land mit ungeheuern Kosten schon einige zwanzig Legoas weit angelegt hat, und noch beabsichtigt, ganz in's Innere hinein zu führen. Die Straße selber ist wirklich ein Musterwerk; nirgends kann es aber auch dafür besseres Material geben, als in dem Urgestein dieser Gebirge, aber Millionen wird sie kosten, bis sie erst einmal fertig ist.

Die Gegend um Petropolis ist reizend, aber nur nicht für eine Colonie geeignet, denn in den kleinen engen Thälern läßt sich kein einziges ordentliches Feld anlegen. Petropolis ist auch in der That nichts, als ein kleines betriebsames Städtchen mit Milch- und Gartenwirthschaft, und der fashio-

nable Sommeraufenthalt der haute volée von Rio de Janeiro. Trotzdem hatte Petropolis bis vor Kurzem die einzige deutsche Zeitung im ganzen Reiche, die Brasilia, deren Redacteur, Herr Busch, indem er die Interessen der Deutschen in Brasilien eifrig verficht, dem Blatte doch mit der Zeit Geltung verschafft hat. Kein leichtes Unternehmen zwischen unseren Deutschen im Auslande, die — sie mögen mit dem Gelde sonst noch so locker umgehen, doch nur entsetzlich schwer dahin gebracht werden können, eine Zeitung wirklich zu halten, und dafür zu bezahlen. Daß eine deutsches Organ auch noch einen andern Werth für sie haben könnte, als den, den sie allwöchentlich im Stande sind, herauszulesen, fällt ihnen selten ein.

Von Rio de Janeiro geht ebenfalls eine Telegraphenleitung nach Petropolis, oder *ging* vielmehr, denn die Drähte kamen mir nicht so vor, als ob sie einen lebendigen Verkehr unterhalten könnten. Ueberall hingen sie zwischen den Stangen zerrissen auf das Gras und in die Büsche hinab, und würden jedenfalls, ehe sie wieder gebraucht werden könnten, eine nicht unbedeutende Reparatur nöthig machen.

Auch der berühmte „botanische Garten“ auf der andern Seite von Rio, mit seiner weltbekannten Palmenallee, liegt in einem desolaten Zustande und ist in der letzten Zeit von einem brasilianischen Gärtner auf eine wirklich unverantwortliche Weise verwahrlost worden. Es ist in der That nichts weniger, als ein botanischer Garten, der in *dieser* Lage alle Gewächse des Erdbodens hegen könnte, und jetzt nicht einmal die Hälfte der bekannten brasilianischen Bäume und Pflanzen enthält. Dem will die Regierung aber ebenfalls jetzt begegnen, und hat in neuester Zeit einem tüchtigen deutschen Gärtner, Herrn Herbst, die Oberaufsicht und Leitung des Ganzen übergeben. Der Herr wird aber ein tüchtiges Stück Arbeit haben, das aus dem Garten erst zu *machen*, für was er doch eigentlich bestimmt war und was wahrlich einer so günstig gelegenen Stadt, wie Rio de Janeiro, nicht fehlen darf.

Eine Einrichtung hat aber Rio de Janeiro, oder viel-

mehr die Regierung getroffen, die — mir wenigstens — außerordentlich gefiel, und die sich auch als vollkommen praktisch bewährte. Die Regierung verkauft nämlich Orden für Geld, und es hat sich da zwar wenn auch kein gesetzlicher, doch durch den Gebrauch angenommener Preis festgestellt, nach dem ein gewöhnlicher Orden ein bis zwei Contos — der Officiersorden mehr, und höhere bis vier, sechs und acht Contos steigen. Und wozu wurde das Geld verwandt? wozu erfüllt es noch heute seinen Zweck? — Zu der großen wundervollen Irrenanstalt, die Dom Pedro II. an der Bai von Rio de Janeiro bauen ließ, und die noch bis auf den heutigen Tag ihre Zuschüsse aus dem für Orden eingegangenen Geld erhält.

Wer denn einmal so wahnsinnig ist, daß er sich nicht mehr mit einem reinen Knopfloch glücklich fühlt, der darf sich auch nicht beklagen, wenn sein Geld für eine Anstalt verwandt wird, als deren Actionär er gewissermaßen damit auftritt, und auf dessen Verwendung zu seinen eigenen Gunsten er der Meinung aller vernünftigen Menschen nach jedenfalls ein Anrecht hat.

Während ich in Rio war, wurde auch ein neuer dry dock eingeweiht, der auf der Insel das Cobras, der Stadt gerade gegenüber, in den Felsen ausgehauen und mit einer eigenen Vorrichtung von Gummi verschlossen war.

Es ist dies nämlich ein mit Gummiplatten überzogenes Schiff, das, wenn kein Wasser im Innern ist, durch die von außen dagegenpressende Fluth sich dicht an die Mündung schmiegt, und dagegen von selber losläßt, wenn das Bassin gefüllt wird. Der Dock dient vor der Hand nur dazu, die brasilianischen Kriegsschiffe auszubessern, soll aber später auch der Privatbenutzung übergeben werden, und wenn er für den Bedarf nicht ausreicht, — was sich schon jetzt herausstellt, noch einen Nachbar zur Seite bekommen. Rio de Janeiro hat sich überhaupt in der letzten Zeit ungemein vergrößert; es wird sehr viel gebaut, die Stadt ist mit Gas, die Straßen sind mit Trottoirs versehen, und gar viele große und selbst prächtige Gebäude entstanden. Das drängt und treibt Alles nach vorwärts, aber den Eingeborenen verdanken

die Brasilianer das nicht, sondern nur dem regen Fremdenverkehr, der sich nach diesem bedeutenden Handelsplatz mehr und mehr hergezogen. Allerdings sind die Brasilianer zumeist die Producirenden, denn die Hauptausfuhr bleibt doch immer Kaffee und Zucker, und Alles, was die deutschen Colonisten — jene unglückseligen Opfer der Parcerieverträge ausgenommen — ziehen, sind lauter im Inlande bleibende Producte, wie Weizen, Mais und Bohnen. Fast den ganzen Import, oder wenigstens den unverhältnißmäßig größten Theil desselben, haben aber die Fremden in Händen, und da außer eßbaren Gegenständen, Alles importirt werden muß, was nun einmal zum Leben gehört, von der Stecknadel an bis zum Bronze-Candelaber, so läßt sich denken, daß das Geschäft kein unbedeutendes sein kann.

Deutsche und Engländer haben, wie überall im Auslande, besonders bedeutende Import-Häuser, während sich die Franzosen mehr auf den Detailhandel werfen. Die Hauptstraße Rios, die wenigstens, welche die brillantesten Läden aufzuweisen hat, und in der es zum guten Ton gehört, Abends spazieren zu gehen, die Rua d'Ovidor ist fast ausschließlich von Franzosen in Beschlag genommen, und man kann getrost in jeden Laden gehen und Französisch sprechen.

Man erzählt sich hier eine Anekdote vom Prinzen Joinville, der einst mit seinem Adjutanten durch diese Straße ging und erstaunt zu ihm sagte: „Aber sollte man nicht glauben, hier in Frankreich zu sein?" „Dafür ist auch alle Ursache, Königliche Hoheit," erwiderte der Adjutant, „denn rechts haben Sie Toulon und links Brest."

In dieser Straße sind auch die großen Läden Rios, in denen jene reizenden Federblumen Brasiliens, und meist von jungen Französinnen, angefertigt und verkauft werden.

Aber auch reges deutsches Leben herrscht in Rio, eine große deutsche Gesellschaft hat sich dort gebildet, die Germania, die mit nicht unbedeutendem Aufwand ein recht wackeres sogenanntes Museum gegründet hat. Bibliothek, Billard, Gesellschaftslocal fehlen da nicht, und eine reiche Auswahl deutscher Zeitungen liegen auf. Natürlich ist dort auch ein

sehr gutes deutsches Bier zu bekommen, das aber nicht in Rio selber gebraut, sondern mit reichen Lieferungen ächten Rheinweins von Deutschland importirt wird. Die Kunst hat außerdem fast an allen Orten durch Deutsche ihre Vertreter, und Photographie, wie vorzüglich Lithographie werden von einigen unternehmenden Deutschen hier betrieben, die auch ein brasilianisches Witzblatt in portugiesischer Sprache gegründet haben und sich eines bedeutenden Erfolgs erfreuen — die Gebrüder Fleiuß, denen ein tüchtiger Maler, Herr Linde, zur Seite steht.

Die deutsche Einigkeit will freilich auch selbst nicht in dem üppigen Klima von Rio de Janeiro grünen und blühen, weil sie von dem giftigen Unkraut der Zwietracht nie hinlänglich frei gehalten wird. Es ist die alte Geschichte, aber man kann nicht sagen, daß es die Deutschen hier ärger trieben, als irgend wo anders oder daheim. Gegen einen Naturfehler kann Niemand. Nichtsdestoweniger lag mir daran, meinen deutschen Landsleuten einmal zum Herzen zu reden, denn hat uns, daheim und draußen, je Einigkeit noth gethan, so ist es jetzt, und wenn man durch ein freundliches Wort Versöhnung und Frieden stiften kann, warum soll man's nicht wenigstens versuchen.

Von der Gesellschaft Germania wurde mir das Local freundlich zur Verfügung gestellt, aber es gab auch noch andere Vereine in Rio, und um keinem zu-nahe zu treten, erbat ich mir einen öffentlichen Saal der Militärakademie, der mir von dem Director derselben, Herrn Doctor Campanema — der Sohn eines Deutschen, der sich nach dem Orte, wo er geboren wurde, so genannt hat — auf das Bereitwilligste abgetreten wurde. Der Doctor, der übrigens vortrefflich Deutsch spricht und sich schon manches Verdienst erworben hat, unterstützte mich dabei überhaupt in der freundlichsten Weise, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, am Abend der Vorlesung den ziemlich großen Saal dicht gedrängt von Landsleuten zu sehen. Man sagt: was vom Herzen kommt, geht zum Herzen! gebe Gott, daß das der Fall war, und daß wir Deutschen endlich einmal einsehen werden, wie wenig wir Einer des Andern Haß verdienen, — und aus Sympathie

für Louis Napoleon sollen wir uns doch wahrhaftig nicht die Augen aushacken.

Doctor Campanema ist auch Einer von denen, gegen den jetzt ein Anonymus in Deutschland — aber kein Anonymus für die Deutschen in Brasilien, die seinen Namen recht gut kennen — seine Pfeile abschießt, und überhaupt in einer wahren Unmasse von Flugblättern das Gift seines Hasses gegen Brasilien über die Welt ausstreut.

Das Urtheil, was ich in Rio de Janeiro über diesen Autor hörte, war: getäuschte Erwartungen, gekränkter Ehrgeiz! In dem Fall sollte der Haß aber doch vernünftiger Weise mehr vernünftig und systematisch zu Werke gehen, und nicht in übertollem Eifer nur spucken und sprudeln. „Ruhig Blut, Anton!" sagt, glaub' ich, der alte Oberförster in den „Jägern" — mit Verleumdungen hat noch Niemand einen ehrlichen Kampf gewonnen, und wer wirklich etwas Gutes ausrichten will, muß keine schlechten Mittel dazu wählen, oder sich nachher, wenn ihm das überhaupt noch möglich ist, vor sich selber schämen.

Der Autor jener Schriften*), die jetzt gesammelt erschienen sind, hat sich darin auch nicht entblödet, den Brasilianern mit ziemlich deutlichen Worten die (zu Wahnsinn treibende) Vergiftung des Herrn v. Meusebach vorzuwerfen. Die Deutschen in Brasilien waren entrüstet darüber, wie über den ganzen Ton dieser Blätter. Allerdings enthalten dieselben sehr viel Wahres, aber selbst ein Geschenk kann unangenehm werden, wenn man es sich mit roher Faust an den Kopf geworfen fühlt.

Was den Vorschlag zur Entfernung der Schwarzen aus Nordamerika betrifft, der dem „Werke" angehangen ist, so scheint er mir viel zu naiv und kindlich, um auch nur ein weiteres Wort der Erwähnung zu verdienen.

Die Brasilianer verdienen wahrlich — wenigstens nach

---

*) Brasilianische Zustände und Aussichten im Jahre 1861, mit Belegen, nebst einem Vorschlag zur Aufhebung der Sclaverei und Entfernung der Schwarzen aus Nordamerika — natürlich anonym (von Herrn Sturtz).

Allem, was ich über sie gehört — nicht sehr viel Lob; aber es darf auch Jemand, der doch die Verhältnisse näher kennen sollte, der Regierung nicht Alles in die Schuhe schütten, die in einem aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzten constitutionellen Staat in vielen Fällen machtlos ist, und bei dem besten Willen nicht so eingreifen kann, wie sie es für das Land am besten hält. Meine eigene Meinung über die brasilianische Race ist übrigens auch keine günstige, und wollte ich das Alles glauben, was mir über die Familienverhältnisse und die Moralität der Leute, und zwar nur zu oft aus recht glaubwürdiger Quelle erzählt wurde, so stände es mit der allerdings entsetzlich arg. Dinge schienen da zu den Alltäglichkeiten zu gehören, die man nicht einmal im Stande wäre, wieder zu erzählen. Leider liegt es aber nun einmal in unserer Menschennatur, daß wir vom Nachbar immer — nach alten Polizeigrundsätzen — das Schlechteste am liebsten glauben, und uns für nichts mehr interessiren, als für Unglücksfälle und Verbrechen. Ist ein Haus eingestürzt und sind zwei Menschen dabei umgekommen, so zählt das Gerücht Nachmittags vier, Abends sechs und am andern Morgen zwölf.

Hat Jemand das große Loos gewonnen, so heißt es: „Der hat Glück gehabt!" und man spricht nicht weiter davon — ist aber Jemand bankerott geworden, so liefert das Stoff für eine unbestimmte Anzahl von Abendgesellschaften. 's ist eine wunderliche Welt; ich will aber davon keine Ausnahme machen und auch ein bischen auf die Brasilianer schimpfen. Mir haben sie, was wenigstens ihr Aeußeres betrifft, nicht im Mindesten gefallen, denn es ist eine kleine, unansehnliche Race, von der man unter zehn Menschen immer sechs scrophulöse findet. Sieht man junge Leute auf den Straßen oder in ihren Bureaux sitzen — denn alle jungen Brasilianer, die einen anständigen Rock tragen, sind entweder Ladendiener oder Beamte — so hat Einer eine blaue Brille, ein Anderer Baumwolle in den Ohren, ein Dritter Drüsen und ein schmales schwarzes Tuch hinter den Ohren durchgebunden, ein Vierter sieht hektisch oder grün aus, und ein Fünfter geht breitbeinig und sehr vorsichtig vorüber. Weiß der liebe Gott, woher es kommt, aber die ganze Race scheint ungesund und

entartet, und die Deutschen haben bis jetzt auch nur sehr wenig Lust gezeigt, nähere Verbindungen mit ihnen einzugehen; wenigstens fällt es sehr selten vor, daß ein deutsches Mädchen einen Brasilianer heirathet.

Selbst die Frauen — Gott verzeih' mir's, wenn ich ihnen Unrecht thue! — haben mir nicht gefallen, und der Unterschied zwischen dem schönen Geschlecht mit Buenos Ayres und Montevideo sowohl, wie mit Chile und Peru, war auffallend. In Buenos Ayres und Montevideo, wo ich die elegante Welt versammelt sah, hab' ich mich wirklich an den lieben und oft untadelhaft schönen Gesichtern der Frauen kaum satt sehen können — denn wer sieht nicht gern ein hübsches Frauenbild — und in Rio muß ich gestehen, daß ich weder in der Rua d'Ovidor, noch in der Rua dereita, noch in irgend einer andern Rua auch nur ein einzig wirklich schönes Mädchen gesehen habe, und doch fand ich oft ganze Trupps von jungen Damen zusammen. Möglich, daß ich darin einen ganz besondern Geschmack habe; die Brasilianerinnen würden jedenfalls der Meinung sein, wenn sie diese Zeilen läsen — möglich aber auch, daß die Schuld nicht an mir liegt, und dann thun mir die Brasilianerinnen wieder leid.

Aber ich habe mich jetzt lange genug in Rio aufgehalten — vielleicht eine Seite zu lang — und es wird Zeit, daß ich an die Abreise denke, wozu vor allen Dingen ein Paß gehört.

Der Reisende im innern Lande wird nicht im Geringsten mit Pässen behelligt. An der südlichen Grenze, in Jaguaron, selbst in Santa Catharina frug mich kein Mensch danach. Sowie man aber ein Segelschiff oder einen Dampfer besteigt, kommt man in den Verdacht, daß man Jemandem durchbrennen will, muß sich dreimal in die Zeitung setzen lassen und dann einen ziemlich theuern Regierungspaß haben, um ungehindert reisen zu können. Ich selber kann aber darüber wahrlich nicht klagen, denn die brasilianische Regierung stellte mir, auf einfaches Ersuchen des preußischen Geschäftsträgers, sehr freundlich und ungesäumt einen selbst stempelfreien Reisepaß aus.

Am Tage meiner Abfahrt regnete es natürlich, was vom

Himmel herunter wollte, und ich bekam dadurch noch einmal die Straßen von Rio — wovon mir schon so viel erzählt worden — als schäumende Sturzbäche zu sehen. Menschen ohne Wasserstiefel mußten eine Droschke nehmen, oder einer ganz eigenen Industrie in die Hände fallen, die sich mit dieser augenblicklichen Ueberschwemmung an allen Straßenecken etablirte. Es waren dies nämlich kleine Trupps von Negern, die mit ihren bloßen Beinen der schmutzigen Fluth schon lachen konnten und für eine Kupfermünze — für 20 oder 40 reis — die Fußgänger über die überschwemmte Passage hinübertrugen.

Ich hatte an dem Morgen noch viel zu besorgen, und da es um neun Uhr aufgehört hatte zu regnen, machte ich mich auf den Weg, und sah mich, als ich die Rua dereita erreicht und jetzt vier oder fünf Querstraßen kreuzen mußte, eben so vielen Wasserstürzen gegenüber. Noch war ich unschlüssig, ob ich die Hülfe der Schwarzen, mit meinen kalbledernen Stiefeln, ebenfalls in Anspruch nehmen sollte, als ich ein abschreckendes Beispiel gleich an der ersten Straßenecke erlebte.

Ein junger Brasilianer, sehr geschniegelt angezogen und natürlich scrophulös, kam an die Ecke, und einer der dienstbereiten Neger nahm ihn ohne Weiteres wie ein Kind auf den Arm und watete in die Fluth hinein. In dem Moment schoß ein einspänniges Cabriolet wie ein Wetter um die Ecke, und der Schwarze gerieth mit seiner Last dicht vor das Rad. Unwillkürlich schrieen wir Alle laut auf, und der Kutscher riß in demselben Moment sein bäumendes Pferd am Zügel zurück, als sich der Neger mit seinem jungen Gentleman auf dem Absatz herumdrehte und zurück wollte. Auf den schlüpfrigen Pflastersteinen rutschte er aber aus, kam auf ein Knie nieder und legte den jungen scrophulösen Menschen sauber in den dunkelbraunen Wassersturz hinein-, mit dem Kopfe nach oben und das Gesicht in die Höhe, so daß ihm die Fluth oben in den Rockkragen hinein und unten jedenfalls wieder hinausschoß. Wahrhaft fabelhaft war die Ruhe, mit der sich der junge, in seinen Mantel eingewickelte Brasilianer benahm. Er rührte kein Glied, bis ihn der Neger wieder aufhob und auf die Füße stellte, und dann watete er — was er gleich hätte thun sollen — ruhig durch die Fluth.

Ich war nicht gesonnen, mich einer ähnlichen Calamität auszusetzen, und da diese Straßen alle sehr schmal sind und das Wasser höchstens die Breite eines guten Sprunges einnimmt, so faßte ich einen Entschluß, nahm einen Anlauf und sprang hinüber. Feixend sahen mir die Neger zu, denn ihre einzige Hoffnung und ihr stilles Gebet war, daß ich ausrutschen und rücklings hineinfallen sollte. Meine Glieder ließen mich aber nicht im Stich, und ich kam glücklich und mit trockenen Füßen über diese wie über die benachbarten Straßen. Eine Stunde später war aber das Wasser schon so weit abgelaufen, daß man die „Rinnen" überschreiten konnte.

Am 25., Nachmittags vier Uhr, ging der Dampfer. Um drei Uhr war ich an Bord, das Gepäck wurde weggestaut, ich bezog meinen numerirten Platz, und — glücklicher Weise war ein deutscher Steward an Bord, der mich dem Namen nach kannte und vortrefflich bettete.

6.

Ein Rückblick auf Brasilien und seine Colonien.

Ehe ich Brasilien verlasse, ist es aber nöthig, einen Rückblick auf das Land und seine Verhältnisse zu werfen, so weit es wenigstens die deutsche Einwanderung betrifft, und also auch für unser Vaterland von unmittelbarem Interesse ist. Wie ein abgeschlossenes Ganzes liegt ja das weite Land auch gegenwärtig hinter mir, und seine Eigenschaften, seine Vorzüge und Fehler lassen sich jetzt am besten ruhig und leidenschaftslos besprechen.

Es hat sich nun in der letzten Zeit, während Agenten und Auswanderungs-Zeitungen Brasilien nach Kräften herausstrichen und in den Himmel hoben, auch ein Schrei der Ent-

rüstung über dies Land Bahn gebrochen, der sonderbarer Weise den günstigen Schilderungen nicht allein direct widerspricht, sondern Brasilien sogar als ein Land hinstellt, in dem sich deutsche Auswanderer etwa mit demselben Wohlbehagen bewegen können, wie die Seelen der Verdammten in kochendem Oel und brennendem Pech und Schwefel.

Der arme Auswanderer, der leider so selten im Stande ist, sich über ein fernes Land ein eigenes Urtheil zu bilden, steht mitten darin, und weiß natürlich nicht, welchem Theil er glauben soll, denn wenn nur die Hälfte von dem, was er hört, wahr ist, muß er in Brasilien entweder in einen Himmel oder in eine Hölle kommen.

Woher entstehen nun diese sich vollkommen widersprechenden Urtheile über ein Land, das uns doch eigentlich gar nicht so fern liegt, und von dem wir deshalb mit Leichtigkeit wahre und treue Berichte haben müßten? — Leider verdanken wir da dem Unwesen der Auswanderungs-Agenten jene himmlischen Schilderungen, und nicht die brasilianischen Sclavenhalter, sondern eben jene Agenten sind die wirklichen Seelenverkäufer, die ihre Landsleute — unbekümmert darum, was später aus ihnen wird, und ob sie gedeihen oder zu Grunde gehen, per Kopf an Bord liefern und nach jedem Orte hin spediren, der ihnen ein hohes Kopfgeld zahlt.

Unsere deutschen Arbeiter und Bauern sind dabei so grenzenlos dumm, daß sie mit dem größten Vergnügen Alles glauben, was ihnen ein solcher gewissenloser Mensch vorlügt, wenn er nur klug genug ist, hinzu zu setzen: „Glaubt den Anderen nicht, die Euch abrathen; die wollen Euch nur hier in Deutschland in der Knechtschaft behalten."

Die Anderen nun, die ein solches Zetergeschrei gegen Brasilien erheben, meinen es in vielen Fällen gut, weil wirklich bösartige Mißstände dort vorgekommen sind. Aber sie schütten das Kind mit dem Bad aus, sie übertreiben, und gehen in ihrem blinden Eifer so weit, daß sie zuletzt Unsinn schwatzen und ihr Ziel vollständig verfehlen.

Beiden Theilen gegenüber, die beide auch wahrscheinlich über mich herfallen werden, will ich dem Publikum deshalb Brasilien schildern, wie ich es gefunden, und wenn es dabei

auch nur das Urtheil eines einzelnen Mannes hat, so ist es doch auch wieder das Urtheil eines Mannes, der deutsche Colonien in verschiedenen Welttheilen besuchte und völlig unparteiisch zwischen ihnen steht. Kein Mensch kann mir vorwerfen, daß ich auch nur das geringste persönliche Interesse habe, Auswanderungslustige da= oder dorthin in eine bestimmte Bahn zu lenken. Aber ich nehme ein wirkliches Interesse an meinen Landsleuten. Nicht allein ihrer, sondern auch Deutschlands wegen wünsche ich, daß es ihnen in der Fremde gut gehe, und werde deshalb nie einen Buchstaben gegen meine innere Ueberzeugung schreiben.

Vor allen Dingen muß ich aber noch eingestehen, daß ich Brasilien mit einem großen Vorurtheil gegen seine Colonien betrat; denn nicht allein hatte die Schilderung seiner Mißstände, wie ich sie in Deutschland gelesen, ihre Wirkung auf mich ausgeübt, sondern mich noch mehr das übertriebene Lob der Auswanderungs=Agenten stutzig gemacht, da ich recht gut wußte, was ich auf dieses geben durfte. Allerdings war ich schon früher einmal in Brasilien gewesen, aber nur auf wenige Tage in Rio de Janeiro selber, und kannte deshalb eben so wenig von dem Lande, als ob ich die paar Tage in Wien oder Berlin gesessen hätte. Diesmal lernte ich es nicht zuerst in einer Hafenstadt kennen, sondern begann viel vortheilhafter damit im Süden des Reichs, das ich, von Montevideo durch Uruguay kommend, an seiner südlichsten Grenze in Jaguaron, der Provinz Rio Grande, betrat.

Hier machte ich schon eine Erfahrung, daß nämlich jene Leute, die ganz Brasilien in einen Topf werfen, und gegen das ganze Land mit seiner glühenden Tropenhitze und seiner dem Europäer so schädlichen schwülen Hitze sehr im Irrthum sein müßten, denn — ich fror schmählich. In Jaguaron, und von da nordwärts bis Pelotas und Rio Grande, ja sogar noch weiter nördlich bis fast Porto Alegre, hatten wir eine empfindliche Kälte; und so heiß es deshalb auch in dieser Provinz im Sommer werden mag, so fehlt ihr doch die dem Europäer nöthige Kälte in den Wintermonaten keineswegs, um den Körper vor Erschlaffung zu bewahren und gegen die höhere Temperatur in den heißen Monaten zu stählen.

Der Europäer ist nämlich sehr im Irrthum, wenn er glaubt, daß es unter einer tropischen Sonne und überhaupt in der sogenannten heißen Zone heißer wäre, als in Europa. In Rio de Janeiro selbst steigt das Thermometer nie über 28°, und selbst weiter nördlich soll es diese Höhe nie viel überschreiten; das aber, was die „heiße Zone“ dem europäischen Körper nachtheilig macht, ist die stete und ununterbrochene Hitze, die endlich die Sehnen erschlafft und abmattet, und dem Körper nie Zeit und Gelegenheit giebt, sich wieder zu erholen und zu kräftigen. Wo aber die Winterkälte, wie hier, dem Körper diese Gelegenheit bietet, kann das Klima nicht leicht ungesund sein — bösartige Sümpfe müßten es denn gewaltsam dazu machen — und so hörte ich denn auch überall in der Provinz Rio Grande, daß alle Europäer mit dem Klima außerordentlich zufrieden seien.

Ansteckende Krankheiten kennt man dort gar nicht, und die Kinder der Colonien, die ich besuchte, sahen so roth und frisch aus, daß sie mit den Gesichtern auch recht gut in einem deutschen Dorfe hätten umherlaufen können. An der nördlichsten Grenze der Colonie sogar, in Torres, fand ich — was auch in Europa eine Seltenheit ist — eine Urgroßmutter, hoch in den Neunzigen, die noch frisch und rüstig war und lächelnd meinte: „Ja ja, ich kann zu meinem Enkelchen sagen: Hier, Enkelchen, hast Du Dein Enkelchen!“ Die Frau war vierunddreißig Jahre im Lande und in der nämlichen Provinz. Allerdings heirathen die jungen Mädchen hier außerordentlich früh, und nicht allein schon mit sechzehn, sondern gar nicht selten mit fünfzehn und selbst vierzehn Jahren, wofür sie dann auch freilich wieder so viel früher altern.

Auch die Provinz Santa-Catharina ist, selbst in dem niedern Lande, nicht übermäßig heiß und hat, wenigstens in den Wintermonaten, frische Tage und selbst kühle Nächte. In den Gebirgen richtet sich dann überdies das Klima nicht nach dem Breitengrad, sondern nach der Höhe über der Meeresfläche, und als ich Morgens von Petropolis — nur wenige Leguas von Rio de Janeiro entfernt, wegfuhr, fröstelte es mich in meinem leichten Rock ganz ordentlich, und

die Colonisten dort versicherten mir, daß sie im Winter gar nicht etwa so selten Eis und Reif hätten.

Brasilien ist ein constitutionelles Kaiserreich, aber mit einem so ungeheuern Flächenraum, daß noch Jahrhunderte vergehen werden, ehe alle seine verschiedenen Districte selbst nur erforscht und vermessen werden können, und noch nach tausend Jahren wird sich dort jungfräuliches Land für den Europamüden finden.

Mit einer spärlichen und ziemlich indolenten Bevölkerung war es aber sehr natürlich, daß sich die brasilianische Regierung nach fremden Kräften umsehen mußte, um diesen riesigen Landstrich in Angriff zu nehmen und rascher für die Cultur zu gewinnen; sie war dabei, wie ich fest überzeugt bin, von den besten Absichten beseelt, und that Alles, was in ihren Kräften stand, um die neuen Einwanderer, und dadurch ihr Land, vorwärts zu bringen. Aber „wo das Aas ist, sammeln sich die Adler," und wo ungeheure Summen hinausgeworfen wurden, dies Ziel zu verfolgen, läßt es sich denken, daß in Brasilien sowohl wie in Deutschland Adler und anderes Aasgevögel genug da waren, um einen Theil des Raubes zu verschlingen.

Die Regierung von Brasilien konnte keine Sonderinteressen dabei haben und hatte keine, denn damals blühte noch die Sclaveneinfuhr, und es lag ihr nur daran, die südlichen und kälteren Districte von einer fleißigen und ordentlichen Menschenrace in Angriff genommen und dadurch den ganzen Wohlstand des Landes aufblühen zu sehen. Sie wählte aber zur Ausführung dieses Planes vorzüglich deutsche Einwanderer und Arbeiter, denn der Deutsche ist der wahre und beste Colonist, da er, vor allen anderen Nationen, den Trieb in sich hat, ein eigenes kleines Grundstück zu erwerben und zu bebauen. Das verbessert er dann hartnäckig und läßt es nicht wieder los, bis er sich eine behagliche Heimath gegründet hat. Dabei wollen sie von Politik nichts wissen — und wissen nichts davon, und verdienen so mit Recht den Namen der besten Unterthanen. Nur zu oft habe ich sogar die ganz auffällige Thatsache bestätigt gefunden, daß selbst Solche, die in Deutschland kräftig nach einer Republik schrieen und offen

erklärten, nur in einer solchen bethätige sich der Werth des Mannes und erlange seine Geltung — wenn sie wirklich zuletzt nach irgend einer Republik auswanderten, sich den Henker um die ganze Verwaltung scherten, und oft nicht einmal dahin gebracht werden konnten, das, was sie früher als höchstes Ziel erstrebt — das freie Wahlrecht in Ausübung zu bringen.

Deutsche vor allen anderen Nationen zog deshalb Brasilien nach seinen südlichen Provinzen. Mit Engländern, mit Franzosen, mit Amerikanern hätten später einmal Schwierigkeiten entstehen können; denn fiel irgend etwas Unrechtes vor, oder glaubten auch nur die Colonisten, daß ihnen Unrecht geschehen sei, so nahmen sich die betreffenden Regierungen auch ihrer Landeskinder an, woraus allerlei unangenehme Folgen entspringen konnten. Mit Deutschen dagegen war das Alles nicht zu fürchten; denn geschah denen auch wirklich einmal, gegen den Willen der Regierung, ein entschiedenes Unrecht, so legte vielleicht der badische oder Hamburger oder preußische Consul einen entschiedenen Protest ein und — dabei blieb es — das war das ganze Unglück.

Wie schon vorhin erwähnt, habe ich aber die feste Ueberzeugung, daß es die brasilianische Regierung mit den deutschen Einwanderern und Colonisten nicht allein gut und ehrlich gemeint hat, sondern noch bis auf die heutige Stunde meint, und Alles, über was sich unsere Landsleute in Brasilien zu beklagen haben, können sie nur den schwer zu ändernden Gesetzen des Landes, Mißbräuchen der unteren Beamten und gewissenlosen Privaten, oder — ihrer eigenen Dummheit zuschreiben. Ich will alle drei Fälle einzeln durchnehmen und mit dem letzten gleich den Anfang machen.

Der Leser erinnert sich sicher noch, wie sehr damals, als man die Auswanderung nach Peru in Deutschland betrieb, den deutschen Auswanderungslustigen abgerathen wurde, in jenes Land, und besonders in die zur Auswanderung vorgeschlagenen abgelegenen Districte zu ziehen. Alle Zeitungen waren damals voll davon; ich selber habe einen ausführlichen Artikel darüber geschrieben, und von allen Seiten liefen Berichte und Warnungen von Leuten ein, die mit Peru ver-

traut genug schienen, um ein Urtheil über die dortigen Verhältnisse zu haben.

Und half das etwas? — Vielleicht bei einem Theil; sehr Viele wanderten aber trotz alledem aus, und etwa, weil sie jene Warnungen nicht glaubten oder unterschätzten? — Gott bewahre, aus dem einfachen Grunde, weil sie auch keine Zeile davon gelesen oder zu Gesicht bekommen hatten.

Es ist das allerdings nicht gerade ermuthigend für den Schriftsteller, der sich die größte Mühe giebt, seine Erfahrungen erst zu sammeln und dann dem Publikum vorzulegen, wenn er zuletzt von der Thatsache überrascht wird, daß Solche, für welche derartige Aufsätze vorzüglich berechnet waren, gar nichts davon erfuhren — ja nicht einmal der Pfarrer hatte sie gelesen, von dem man es doch eigentlich erwarten konnte. Aber woher kommt das? Die Ursache ist einfach genug. Jene Auswanderer nach Peru waren ausschließlich Katholiken; und man suche nur daheim unsere katholischen Districte ab, ob man, besonders bei der arbeitenden Klasse, etwas Anderes als Gebetbücher und Katechismen findet, mit deren ertödtenden Formeln sie dem praktischen Leben vollkommen fern gehalten werden. In all' jenen Häusern der peruanischen Colonisten gab ich mir die Mühe, ihre verschiedenen „Bibliotheken" durchzustöbern, und fand leider auch nichts auf der Welt weiter, als die oben erwähnte Lectüre und vielleicht eine spanische Grammatik, über der sie, ohne Erfolg, unterwegs gebrütet, und die jetzt, von Staub und Spinnengeweben bedeckt, auf einem kleinen hölzernen Brett über der Thür als Ameisenfutter diente. Keine nützliche Lectüre, kein technisches Buch, kein Reisejournal, keine irgend belehrende Schrift war in der ganzen Colonie zu finden; und die haben es einst vor Gott zu verantworten, die das Volk absichtlich in seiner Dummheit erhalten und ihm als einzige geistige Nahrung theologisches „Zuckerbrod" — ich hätte eigentlich einen andern Namen dafür — gestatten.

Jene armen Leute sind nun, wo es sich um eine außer ihrem gewöhnlichen Gleis liegende Lebensfrage handelt, noch schlimmer als die Kinder, denn sie glauben, daß sie ein eigenes Urtheil haben, und werden von jedem listigen und

schurkischen Agenten mit Leichtigkeit betrogen und hinter's Licht geführt. Mit Solchen hatte es denn auch nicht die geringste Schwierigkeit, jene gefährlichen Parceriecontracte abzuschließen, die den deutschen Arbeiter rettungslos zum Sclaven des Pflanzers machen; denn was kann, mit dem besten Willen selbst, die brasilianische Regierung dagegen thun? Die Parcerieverträge sind weiter nichts, als zwischen Privatpersonen freiwillig abgeschlossene Privatcontracte, die keine Regierung der Welt, wenn sie einmal geschlossen sind, das Recht hat aufzuheben oder ungültig zu machen, so gefährlich sie auch an und für sich sein mögen. Wollen unsere Regierungen ihre Unterthanen gegen solche Uebervortheilungen und Mißhandlungen wirklich schützen — denn unter der einen oder der andern Form werden sie immer wieder auftauchen — so müssen sie das Uebel bei der Wurzel angreifen, das heißt bei der Dummheit des eigenen Volkes; sie müssen die Schule von dem Zwang der Kirche befreien; sie müssen den Lehrerstand mit dem des Geistlichen wenigstens gleichstellen. Dann erst wird jener Bann aufgehoben, der jetzt auf dem deutschen Volke liegt und es unfähig macht, für sich selbst zu denken, dann erst wird ihnen die rechte Waffe gegen fremde Betrüger und Speculanten in die Hand gegeben, mit der sie sich wirksam gegen solche offene Fallen schützen können.

Jetzt ist der arme deutsche Arbeiter, wenn er in die Hände eines deutschen Agenten fällt, und von all' dem Neuen und Fabelhaften, was er hört, rein verblüfft und vor den Kopf gestoßen, mit nicht der geringsten eigenen Urtheilskraft dazu, schlimmer als ein Kind. Daheim von Steuern und Auflagen gedrückt, deren Verwendung er nicht begreift, deren mögliche Nothwendigkeit er nicht einsieht (was gescheidten Leuten übrigens auch manchmal so geht), wird ihm plötzlich eine freie Fahrt, eine förmlich kostenfreie Uebersiedelung in ein fernes Land geboten, das man ihm zu gleicher Zeit gerade so schildert, wie er bis jetzt das Paradies abgebildet gesehen, und er hat weiter auf der Gotteswelt nichts dafür zu thun, als seinen Namen unter ein gedrucktes und beschriebenes Papier zu setzen. Die Tragweite dessen, was er thut für

sich und seine Familie, kennt er nicht — er sieht nur die sorgenfreie Verpflegung vieler Monate vor sich, und schreit erst um Hülfe und klagt über schändliche Behandlung, wenn er die Schlinge um den eigenen Hals fest und sicher zugezogen fühlt.

Jene Parcerieverträge sind in der That so schlau und anscheinend vortheilhaft für den Auswanderer abgefaßt, daß es nur geringer Ueberredung der Agenten bedarf, dem Wanderlustigen goldene Zeit und reichlichen Gewinn in Aussicht zu stellen. Daß der arme Teufel von Auswanderer für sich und seine Familie mit seinen eigenen Knochen einstehen muß, und überall von der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit seiner künftigen Herren abhängig ist, fühlt er nirgends heraus, und der Agent hütet sich wohl, ihm das zu sagen.

Dem „Colonisten" steht, dem Contract nach, ein Theil des Nettogewinns zu; aber wer wiegt und verkauft den Kaffee, wer berechnet und stellt die Preise, wer führt die Ausgabe- und Einnahmebücher, über die der Colonist nicht die geringste Controle hat, und die er, wenn er sie hätte, doch nicht verstehen könnte, und was ist der Theil überhaupt, um den es sich hier handelt?

Außerdem wird den Colonisten oder Kaffee-Arbeitern, laut den Parcerieverträgen, versprochen: daß sie ein Stück Land sollen angewiesen bekommen, um für sich selber etwas darauf zu bauen. Darunter versteht der Auswanderer natürlich ein Stück eigenes Land, und der Agent bestätigt ihm das auch, wenn er danach fragt; der Pflanzer versteht das aber nicht darunter, sondern häufig ist der Fall vorgekommen, daß der Pflanzer dem Arbeiter, wie er es im Contract versprochen, ein Stück Land angewiesen, bis es dieser urbar gemacht und bebaut hatte, wonach es ihm wieder weggenommen wurde, damit er in seinen freien Stunden dasselbe Spiel auf einem andern beginnen könne.

Dieses Parceriesystem ist mit Recht in Deutschland gebrandmarkt worden, und ich glaube auch, daß es die brasilianische Regierung selber für die Zukunft verhindern wird. Die einmal geschlossenen Verträge kann sie aber nicht auf-

lösen, denn das ist Privatsache, und wenn die deutschen Regierungen etwas für ihre Landeskinder thun wollen, die noch unter dem Fluch derselben schmachten, so sollen sie ihren Gesandten und Consuln in Brasilien Auftrag geben, die Unglücklichen von ihren Contracten los zu kaufen, wie man eben einen wirklichen Sclaven loskaufen würde. — Viele unserer Regierungen selbst haben aber in diesen Parcerieverträgen kein reines Gewissen, denn die Biographien manches dort Hinübergesandten würden höchst interessante Einblicke in das heimische Gerichtsverfahren gewähren. Es pflückt Mancher in Brasilien Kaffee, der eigentlich daheim noch eine gewisse Anzahl von Jahren Wolle zupfen sollte, und Solche möchten die Verhältnisse, in denen sie jetzt stecken, als eine vollkommen gerechte Strafe für Begangenes ansehen — wenn nicht der Unschuldige auch so oft mit dem Schuldigen leiden müßte.

Wie dem aber auch sei, wir müssen von jetzt an Alles thun, was in unseren Kräften steht, solche oder ähnliche Parcerieverträge mit irgend einem fremden Lande unmöglich zu machen, oder doch den Auswanderer so weit davor zu schützen, als man eben einen völlig unerfahrenen Menschen davor bewahren kann, mit Gewalt in sein eigenes Unglück zu rennen. Vor allen Dingen muß es dem Auswanderungs-Agenten auf das Strengste untersagt werden, irgend welche Auswanderer mit solchen Contracten zu befördern, oder gar selber solche Contracte mit ihnen abzuschließen. Ein paar hundert Thaler Strafe genügen da auch nicht, denn zwanzig oder dreißig „Köpfe" bringen das immer wieder ein. Wie auf dem Sclavenhandel aber Zuchthaus oder der Galgen steht, so müßten auch solche Seelenverkäufer mit wenigstens schwerer Zuchthausstrafe bedroht werden, wenn sie sich erfrechten, das Gesetz zu brechen.

Die brasilianische Regierung wird ebenfalls das Ihrige thun, solchem Unwesen entgegen zu arbeiten und es für die Zukunft zu erschweren — denn unmöglich machen kann sie es eben so wenig, wie die deutschen Regierungen dem Unfug in ihrem eigenen Lande steuern können.

Die brasilianische Regierung wird überhaupt von jetzt an ein ganz anderes System mit der Auswanderung befolgen

und keine Colonisten mehr auf ihre Kosten hinüberkommen lassen. Ebenso habe ich gegründete Hoffnung, zu glauben, daß sie sich von allen Agenten lossagen wird, und was in meinen Kräften stand, sie von der Gefahr einer solchen Hülfe zu überzeugen, habe ich redlich gethan. Es mag ehrliche Menschen unter den Auswanderungs-Agenten geben, aber — das Geschäft ist schmutzig. Wer sich vom Kopfgeld nährt, kann nicht Anspruch auf die Achtung der Welt machen, und einer anständigen Regierung ziemt es besonders nicht, mit solchen Leuten in directer und thätiger Verbindung zu stehen.

Man wird den Auswanderern nach Brasilien also nach wie vor Land und, wenn sie es bedürfen, auch auf das Land Vorschüsse geben, aber sie sollen den Boden als vollkommen freie Arbeiter betreten und darauf leben, und damit wäre schon ein ungeheurer Fortschritt in der Colonisation geschehen. Allerdings werden nicht mehr eine solche Unzahl von Köpfen hinübergeliefert werden, aber so viel bessere Colonisten werden sie auch dafür bekommen und die Mißstände sich dann von selber heben, die jetzt noch der freien Entwickelung des deutschen Lebens entgegenstehen.

Für den Handwerker und besonders den Bauer aber, für alle solche Leute, die arbeiten können und wollen, giebt es — und das behaupte ich Allen in die Zähne, die aus Unwissenheit oder anderen Beweggründen jetzt ein Zetergeschrei gegen Brasilien erheben — kein Land in der Welt, das sich besser und vortheilhafter für deutsche Auswanderung eignete, als die südlichen Provinzen Brasiliens. Die Schattenseiten Brasiliens werde ich nicht verschweigen, und Brasilien hat deren so gut wie irgend ein anderer Theil der Welt — wir dürfen aber auch nicht ungerecht gegen ein Land sein, dessen Regierung sich wirklich ernstliche Mühe giebt, es vorwärts zu bringen, und das besonders Tausenden und aber Tausenden unserer Landsleute eine freundliche und gesicherte Heimath geboten hat.

Ich rede hier nicht von den nördlichen Provinzen Brasiliens. Ich kenne sie nicht und möchte auch meinen Landsleuten nicht rathen, sich dort niederzulassen; denn wenn auch in den Hochebenen ein wirklich gesundes Klima herrschen soll, wird der

deutsche Arbeiter dort seine Arbeit nur mit dem Sclaven theilen, und erst einer späteren Zeit ist es vielleicht vorbehalten, das abzuändern.

Der Süden Brasiliens hat dagegen ein dem deutschen Körper vollkommen zusagendes Klima, sein Boden ist fruchtbar, ja an manchen Stellen reich, die Regierung eine liberale und vernünftige, die Verbindungen mit dem Innern sind noch unvollkommen, aber sie bestehen doch, die verschiedensten Producte finden, wenn sie eben zu Markt geschafft werden können, einen guten Absatz, und alle deutschen Colonisten, die ich dort sprach — und ich habe auf den verschiedenen Colonien viele gesprochen — befanden sich wohl, und bestätigten mir wieder und wieder das oft Gehörte: „Brasilien ist ein ganz gutes Land, und wer hier arbeiten will, kommt schon fort".

Daß es auch unzufriedene Leute dort giebt, kann Niemand leugnen — wo giebt es deren nicht! Geht man aber ihrer Unzufriedenheit auf den Grund, so wurzelt dieselbe fast stets in der eigenen Faulheit oder Unfähigkeit zu arbeiten, und die meisten solcher Leute haben es nur allein sich selber zuzuschreiben, wenn sie sich nicht aus ihren ungünstigen Verhältnissen herausreißen konnten.

Wohin ich in der Provinz Rio Grande kam, fand ich unter den Colonisten Wohlstand und Gesundheit, und betritt man eine ihrer kleinen Städte, so tönt Einem von allen Seiten Musik und fröhliche Lust entgegen. Der Boden, der für die Colonien ausgesucht worden, ist in den meisten Fällen gut, und wo die Leute ihre Besitzung nur acht bis zehn Jahre in Arbeit hatten, ließen die Landgüter wirklich kaum noch etwas zu wünschen übrig — wenn es nicht in vielen Fällen der Weg gewesen wäre, der vorbeiführte.

Die Regierung hat enorme Summen auf diese Colonisten verwandt, und sehr vielen davon nicht allein freie Passage, sondern auch das Land frei und außerdem sogenannte Subsidiengelder gegeben, um sie in ihrem ersten Beginn mit dem neuen Lande zu unterstützen. Diese Gelder sind ihnen eben so zinsfrei zugestanden worden, und Keiner der Colonisten ist mit der Rückzahlung derselben gedrängt worden. Es leben Viele, die sie schon seit dreißig Jahren schulden und gar nicht

einmal wissen, ob sie ihnen je wieder abgefordert werden, wenn sie auch recht gut im Stande wären, sie zu bezahlen. So finden wir das überall, wo die Regierung selber freie Hand hatte; sie that Alles, was in ihren Kräften stand, um die Einwanderung zu fördern und dem Einwanderer den Beginn des neuen Lebens nach Kräften zu erleichtern. Dem entgegen arbeiten freilich die unteren Beamten, nicht immer aus bösem Willen, sehr häufig aus Indolenz, oft aber auch, um von den bewilligten und von der Regierung freigebig genug gespendeten Geldern soviel als möglich in die eigenen Taschen zu bringen, und dadurch werden allerdings nicht selten bedeutende Mißstände hervorgerufen.

Aehnliches finden wir überall in den südamerikanischen Staaten, aber mehr fast noch in den Republiken, besonders in Peru, als in diesem Kaiserreich. Die Zustände sind hier mehr stabil; die einmal angestellten Beamten wechseln nicht so oft wie in jenen alle Augenblicke überstürzten Republiken, wo dann Jeder, der im Stande ist die Hand nach einem Staatsgeldbeutel auszustrecken, mit gierigen Fingern zugreift, um seine eigenen Taschen nur so rasch als möglich zu füllen; weiß er doch nie, ob ihm schon morgen noch die nämliche Gelegenheit geboten wird.

Die Indolenz wirkt aber jetzt noch weit nachtheiliger für die Colonisten, als der Betrug. So zum Beispiel ist von der Regierung bestimmt, daß fortwährend in den verschiedenen Colonien genug vermessenes Land vorhanden sei, um den eintreffenden Colonisten das ihnen zugetheilte Land anzuweisen. Mit den bewilligten und meistens auf sechs Monate gezahlten Subsidien konnten sie dann ihren ersten Haushalt einrichten und sorgenfrei leben, bis ihr urbar gemachtes Land ihnen eine Ernte giebt. Wenn das nun gewissenhaft ausgeführt würde, wäre Alles in Ordnung, und die neu eingebrachten Colonisten fänden gerade in der ersten und für den neu Eingewanderten immer schwersten Zeit eine tüchtige Hülfe und Unterstützung. Wo ich aber auch war, in der Provinz Rio Grande sowohl wie in der von Santa-Catharina, fehlte es fortwährend an vermessenen Ländereien, so daß die Auswanderer nicht an den Ort ihrer Bestimmung befördert werden konnten, und in den

für sie hergerichteten Empfangshäusern zwei, drei, vier, ja manchmal volle sechs Monate liegen mußten, ehe sie ihre Arbeiten beginnen konnten.

Die Subsidiengelder bekamen sie allerdings regelmäßig ausgezahlt und Keiner von ihnen brauchte Noth zu leiden, aber die Sache hatte doch für sie, so wohl sie sich anscheinend dabei befanden, eine Menge von bösartigen Nachtheilen, die sich erst später herausstellten. Vor allen Dingen setzten sie das schon auf dem Schiffe geführte müßige Leben fort und tranken und bummelten den ganzen Tag, dann geriethen sie durch die Annahme der Subsidien in Schulden, und hatten ohnedies nicht den geringsten Nutzen davon, ja versäumten nicht selten sogar noch die Saatzeit, die sie, wenn gleich an Ort und Stelle gebracht, hätten benutzen können. Nur erst, wenn es gar nicht mehr anging, sie länger zurückzuhalten und sie untergebracht werden mußten, geschah das, und jetzt Hals über Kopf, so daß man sie sogar einige Male in die unglücklichsten Situationen brachte.

So hatte man es einmal mit den für die Colonie Santa-Cruz Bestimmten getrieben, und um sie endlich nur los zu werden, vermaß man dicht am Rio Pardingo eine Strecke Land für die Colonie in aller Eile und schaffte die Colonisten dorthin. Umsonst stellten Männer, welche die Bodenverhältnisse dort kannten, dem damaligen Präsidenten von Rio Grande die unglückliche Wahl jenes Platzes vor, der auf so tiefem Boden lag, daß er von dem austretenden Strom überfluthet werden mußte. Es half Alles nichts — die Zeit war verflossen, ein anderer Platz nicht vermessen, und die armen Colonisten wurden richtig auf das niedere Flußufer gesetzt, wo das Befürchtete denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Der Fluß überströmte seine Ufer mehrere Male, zerstörte gründlich alle dort begonnenen Arbeiten, verschlang sogar mehrere der armen Bewohner, und zwang den Präsidenten jetzt endlich, ihnen doch einen andern Aufenthalt anzuweisen.

Trotzdem geschieht das noch täglich; das nöthige Land wird nicht eher vermessen, bis die armen Teufel ihre Subsidiengelder fast vollständig verzehrt haben, und die Re-

gierung in Rio de Janeiro hat gut Ordres geben; das Land ist eben zu ungeheuer groß, um Alles genau zu überwachen, und man weiß nicht einmal, an wem jedesmal die Schuld dieser Vernachlässigung liegt, an dem Präsidenten der Provinz, oder an dem betreffenden Director der Colonie.

Die Colonien haben nämlich von der Regierung eingesetzte Directoren, denen an den meisten Orten auch gleichfalls Polizeigewalt eingeräumt ist, indem man sie zugleich zu Subdelegaten wählt — ein ganz ähnliches Verhältniß, wie es seiner Zeit in Preußen mit den Landräthen stattfand, und an vielen Stellen mit den nämlichen nachtheiligen Folgen. Diese Directoren sind fast sämmtlich — ja, ich glaube alle — Deutsche aus den gebildeten Ständen — in sehr häufigen Fällen Adelige — und die Regierung wollte sich dadurch eine natürliche und beiden Theilen zusagende Vermittelung zwischen den Colonisten und sich selber herstellen und erhalten. Wo sie es nun traf, daß sie einen wackern und tüchtigen Mann zum Director ernannte, ging die Sache auch recht gut, und das System erwies sich ganz vortrefflich; überall scheint das aber nicht der Fall zu sein, und kleine Tyrannen, mit Polizeigewalt in Händen, richteten Unheil an. Außerdem hat eine solche Einrichtung einen andern Nachtheil für das gesellschaftliche Leben der Colonie, der in dem ganzen Treiben amerikanischer Verhältnisse begründet ist.

Ein gebildeter Mann kann nämlich nicht, wenn er auch selber den besten Willen dazu hätte, mit unseren gewöhnlichen rohen Arbeitern gesellschaftlich verkehren. Die Schuld daran liegt allerdings nicht an der arbeitenden Klasse selber, sondern eben an dem Fluch ihrer Erziehung, an der gedrückten Stellung, die sie in der Heimath einnahmen, an dem beschränkten Unterricht, den sie dort genossen, an dem Umgang, auf den sie dort einzig und allein beschränkt blieben, und dessen trauriges Resultat wir erst dann recht deutlich vor Augen sehen, wenn wir mit anderen Völkern in Berührung kommen.

Der nordamerikanische Farmer sowohl, wie alle südamerikanischen Stämme, und wenn er von noch so armen

Eltern und auf dem Lande geboren ist, hat stets einen natürlichen Tact, sich zu benehmen. Er weiß dabei von Jugend auf, daß er ein freier Mann ist, und gesteht von vornherein keinem Andern ein Uebergewicht über sich zu. Der arme deutsche Arbeiter und Bauer dagegen, der daheim vor lauter Obrigkeiten gar nicht wußte, wie er unterducken sollte, hört schon daheim, daß er in Amerika frei und unabhängig sei, sieht, da angekommen, daß dem wirklich so ist, und sucht nun ängstlich jede Gelegenheit, Andere merken zu lassen, daß er sich so fühlt. Er kennt aber keineswegs die Grenze, in der er sich bewegen muß, wenn er dem Nächsten dieselben Rechte zugestehen will, die er für sich selber beansprucht, und die natürliche Folge davon ist, daß er, anstatt sich zwanglos und anständig zu benehmen, grob und unverschämt wird, und Jeden, der einen guten Rock anhat, in scharfem Verdacht hat, daß er seine Gleichberechtigung nicht anerkennen wolle. Natürlich zieht man sich von ihm zurück, und er schreit jetzt entrüstet über den Stolz der Leute, die doch eigentlich nur seiner unangenehmen Grobheit aus dem Wege gehen und aus einem Umgang mit ihm nicht die geringste Befriedigung gewinnen können.

Der Director einer Colonie sucht sich deshalb seinen Umgang, wie das nicht anders sein kann, unter den gebildeten Colonisten, die zu seinem Hause jeder Zeit freien Zutritt haben, während es die andere Klasse nur dann betritt, wenn sie irgend etwas verlangen will, oder dahin beschieden wird. Dadurch bilden sich aber natürlich augenblicklich zwei Parteien in einer Colonie, und wie gefährlich das für ein junges Land ist, weiß ein Jeder, der dessen Verhältnisse nur etwas genauer kennt. Mißbraucht der Director dann noch außerdem seine Amtsgewalt, wie das in einigen Colonien vorgekommen ist — denn manchem der Herren stecken noch die alten deutschen Ideen von Porzellanerde und Lehm im Kopfe — so ist der Klagen und Beschwerden kein Ende, und die ganze Colonie kommt zuletzt in einen schlechten Ruf.

Andererseits läßt es sich aber auch wieder nicht leugnen, daß das Leben eines Directors, wenn er es wirklich gut mit seiner Colonie meint, ein keineswegs „ruhiges Brod“ genannt

werden kann, und es gehört besonders ein richtiger Tact dazu, den eben freigelassenen deutschen Bauer so zu behandeln, daß er sich nicht mit Recht beklagen kann, daß er aber auch nicht über die Stränge schlägt. Einigen der Herren ist das auch vollkommen gut gelungen, und ihre Colonien sind jetzt nicht allein in einem blühenden Zustande, sondern neue Colonisten werden ihnen auch fortwährend zugeführt. „Dort geht hin," sagen die schon länger im Lande Befindlichen zu den neu Eintreffenden — „das ist eine gute Colonie, und dort geht es Euch gut," während sie vor den anderen, die vielleicht eben so gute oder bessere Bodenverhältnisse haben, warnen.

Die Einrichtung mit den Directoren mag sehr viel für sich haben, ich gebe es zu — aber sie hat auch s e h r viel, und vielleicht mehr, gegen sich, und ich meinestheils würde ein Verhältniß, wie ich es in der deutschen Colonie in Peru gefunden, vorziehen, wo nämlich nur der Staat eine obere Behörde mit Polizeigewalt in der Colonie erhielt, während die Colonisten selber Einen aus ihrer Mitte zum Bürgermeister auf ein oder zwei Jahr ernannten. Solcher Art lebten die Colonisten dort in Frieden und Eintracht, und keine einzige Klage wurde laut, während ich fest überzeugt bin, daß im andern Falle — wenn selbst die Regierung von Peru den sehr beliebten Pfarrer zum Director ernannt hätte, Streit und Hader kein Ende gefunden.

Ich habe übrigens Ursache zu glauben, daß die brasilianische Regierung in nächster Zeit ein Experiment auf diese Art machen wird, und wir werden dann sehen, welchen Erfolg es hat.

Einen großen Nachtheil übte, besonders in den Colonien von Rio Grande, der Mangel an guten Verbindungswegen auf den Ertrag der verschiedenen Colonien aus, und zum Theil trägt da wohl die Regierung, zum s e h r großen Theil aber auch der Colonist selber die Schuld, dem das noch von Deutschland her in den Knochen steckt, daß er nie für sich selber denkt und handelt, sondern Alles nach Kräften „der Regierung" überläßt.

Besonders in den Colonien von St. Leopoldo und Santa-Cruz besteht der Boden großentheils aus schwerer rother

Erde, und wird häufig von kleinen Bächen und Thälern oder Einschnitten durchkreuzt. Wo nun die Colonien am Wege liegen und das hohe Holz gefällt wurde, hält sich der Weg ziemlich trocken, wo aber noch eine Strecke Regierungsland vielleicht liegt, das mit seinem dichten Laubholz die durchgehauene Straße überschattet, da entstehen nicht selten fast grundlose Löcher, in denen Geschirr und Pferde stecken bleiben. Der Colonist, so lange er nicht dazu gezwungen wird, rührt aber da keine Hand an, wenn er auch zehnmal dort hindurch muß. „Das ist Regierungsland," sagt er, „das geht mich nichts an, das mag die Regierung machen lassen," und da nur er und nicht die Regierung dort gewöhnlich im Dreck stecken bleibt, so lassen beide Theile ruhig den Weg beim Alten.

Viel mehr soll in den nördlichen Colonien der Provinz Santa-Catharina, in Blumenau und Donna Francisca, für Wegebau gethan sein, und von Rio de Janeiro aus baut jetzt die Regierung eine wundervolle Straße weit in das innere Land hinein, von der schon über zwanzig Legoas beendet sind, und die sich den besten Chausseen der Welt an die Seite stellen kann. Wie aber auch bei manchen solchen Anlagen Regierungsgelder von leichtsinnigen oder gewissenlosen Beamten oft geradezu auf die Straße geworfen werden, davon erfuhr ich besonders in der Provinz Rio Grande zwei fast unglaubliche Beispiele, die aber leider vollkommen begründete Thatsachen sind.

So erbot sich in Porto Alegre unter dem vorigen Präsidenten ein guter Freund, den Rio Pardingo, der durch die ganze Colonie Santa-Cruz strömt, von allen darin befindlichen Hindernissen zu räumen und fahr- und schiffbar zu machen. Diese Arbeit wäre allerdings für die Colonisten, die in der Regenzeit fast grundlose Wege befahren müssen, von der größten Wohlthat gewesen, und die Regierung bewilligte die Forderung des Herrn, der sich erbot, die ganze Arbeit für 11 Contos de Reis auszuführen. (Das Conto de reis zu 500 Dollars.)

Der Unternehmer begann seine Arbeit in vielversprechender Weise, indem er mit der Reinigung des kleinen Flusses schon

ǀon oben begann, so daß alles Holz, was er eben absägte, natürlich weiter unten wieder antrieb. Niemand revidirte ber seine Arbeit oder bekümmerte sich um ihn. Es war in „guter Freund", der seine Sache schon machen würde, nd eines Tages, bei sehr hohem Wasser, setzte er inen Colonisten in ein Canoe, ließ ihn den Strom hinunterahren, und ging dann augenblicklich in die Stadt, um sein Geld für Reinigung des Stromes in Empfang zu nehmen. Der Name dieses guten Freundes war Rafael d'Azambouche, nd da man weder eine Revision der gethanen Arbeit während er Flußreinigung, noch nachher für nöthig hielt, so bekam r seine 11 Contos de Reis, etwa 5500 Dollars, ohne Weiteres usgezahlt.

Die Arbeit war indessen so vortrefflich beendet, daß der Colonist, als der Fluß etwas fiel, nicht einmal mit seinem Canoe wieder zurückfahren konnte, und ich brauche wohl aum zu erwähnen, daß der Strom nach wie vor, trotz der hineingeworfenen 11 Contos, unfahrbar blieb.

Noch ärger wurde es mit einer etwa eine Legoa von Rio Pardo gelegenen Brücke getrieben, die den Namen Ponte de Pase de Coito führt, und wo ein anderer „guter Freund" chtundvierzig Contos de Reis zur Belohnung bekam, daß er ein völlig unbrauchbares Werk aufgeführt hatte. Die Brücke war kaum fertig und ohne weitere Revision bezahlt worden, als sie einen sehr bösartigen Sprung bekam, und das Unglaubliche geschah, daß man nämlich dem Contrahenten, als man fürchtete, daß die Brücke noch vor dem Gebrauch einstürzen würde, noch sechs Contos extra bewilligte, um — den obern Theil der Brücke wieder abzutragen, dessen Steine nachher ganz harmlos gen Rio Pardo gefahren wurden, um zum Pflastern zu dienen.

Der Name dieses guten Freundes war Antonio Luis de Costa Esteves, der 54 Contos de Reis, also ein Capital von 27,000 Dollars bekam, die er, ohne dafür das Geringste geleistet zu haben, in die Tasche steckte, und diese 54 Contos der Brücke und die 11 des Flusses, also 65 Contos de Reis, wurden, als für die Colonien verwandt, diesen zur Last geschrieben, während die Colonien selber nicht das Ge-

ringste davon hatten und sich nur zwei gute Freun
damit bereicherten.

Andere Wegebauten unterblieben, weil sie dem Direct
nicht in den Kram paßten. So erboten sich die Colonist
von Santa-Cruz, einen directen Weg durch den Wald an
legen, der einen großen Bogen grundloser Straße abschni
Der damalige Director Antonio Prudente da Fouzeka ging ab
nicht darauf ein, weil er — selber dort unten eine Colo
liegen hatte, die ihm von dem neu beabsichtigten Wege dur
schnitten worden wäre.

Solche Dinge sollen in Menge in dem weiten Reiche v
fallen; anstatt sich aber in solchen bemerkenswerthen Fäll
direct an die Centralregierung zu wenden und auf Unt
suchung der Sache zu dringen, begnügen sich die Coloniste
die beliebte Faust in der Tasche zu machen und einfach d
über zu raisonniren, wonach dann natürlich Alles beim Alt
bleibt.

Ein sehr großer Nachtheil besteht bis jetzt noch in ga
Brasilien für den Protestanten, von welchem Land er a
immer komme, und das ist die Ungültigkeit der protestan
schen Ehen, die nicht allein das heiligste Band zu eine
Concubinat herabwürdigt, sondern auch selbst das Erbre
der Kinder wie der Frau in vielen Fällen ernstlich gefährd

Die Regierung gab den Bitten der Protestanten nach u
legte den Kammern ein Gesetz vor, nach dem die Civilehe
Kraft treten sollte, wie das ja auch in Chile der Fall i
Wer sich dann damit nicht begnügen wollte, dem stand es
immer frei, sich nachher noch von einem Geistlichen sein
Kirche einsegnen zu lassen. Die Kammern waren aber m
diesem den Protestanten halbwege günstigen Gesetz nicht z
frieden, ein großer Theil der Abgeordneten gehörte überdi
dem katholischen geistlichen Stande an. Diese schrieen Zet
über eine Entweihung ihrer „Religion", wie sie's nannte
hielten es natürlich — wie stets unter solchen Umständen -
„für ihre Pflicht", da einzuschreiten, und da sie auch nc
den besten und intelligentesten Redner der Kammern, Joaqui
Pinto de Campos, auf ihrer Seite hatten, mußte die Regi
rung die Civilehe fallen lassen, und es kam in den letzt

ıgen meines Aufenthalts in Brasilien ein Ehegesetz zu
tande, das weder Hand noch Fuß hat, und die Protestanten
ıch wie vor der Willkür oder der Verdrehung der Gesetze
erläßt.

Wie unumgänglich nöthig ein solches Gesetz wäre, dafür
gen eclatante Beispiele vor, denn schon 1857 passirte der
chstehende Fall, und in neuerer Zeit sind ähnliche vorge=
mmen. Damals erließen die Protestanten ein Rundschreiben,
t Darlegung der Thatsache, und diese ist widerlich genug
r beide Theile, für die protestantischen Eheleute sowohl, wie
r den katholischen Pfaffen. Die wichtigsten Stellen dieses
rculars lauten:

„Es ist in diesen letzten Tagen eine Thatsache vorgefallen,
eignet, die ernstesten Betrachtungen bei uns hervorzurufen,
ıd damit Niemand im Zweifel bleibe, welches bis jetzt die
ıhre Stellung der Protestanten in Brasilien ist, so bringt
ın Folgendes zur allgemeinen Kunde.

„Unser Glaubensgenosse und Gemeindemitglied, Johann
chopp, von Geburt ein Schweizer, wird am 15. November
45 in der deutsch=evangelischen Kirche von Rio de Janeiro
it Margarethe Kerth aus Rheinbaiern, ebenfalls evangeli=
ıer Confession, getraut. In Folge ehelicher Mißhelligkeiten
mmen beide Ehegatten vor etwa zwanzig Monaten überein,
h von Tisch und Bett zu trennen, und Schopp händigt un=
ıger Weise seiner Frau die Hälfte seines Vermögens ein,
lches von ihr benutzt wird, ihrem Verführer Subsistenz=
ittel zu gewähren. Vorigen Monat gelangt zu Schopp's
ınde: seine Frau beabsichtige, sich, unter Abschwören der
eligion ihrer Väter, mit ihrem Verführer zu verheirathen.
n es zu verhindern, begiebt sich Schopp sogleich persönlich
r geistlichen Oberbehörde, dem Bischof, und nachdem er ihn
ündlich von allen Umständen hinreichend unterrichtet, über=
ebt er ihm eine Bittschrift, worin er den Bischof ersucht,
aßregeln zu treffen, um erwähntem verbrecherischen Vor=
ben vorzubeugen.

„Der Bischof schreibt eigenhändig auf die Schrift: Die
farreien seien andurch in Kenntniß gesetzt, und die Bittschrift
erde auf der geistlichen Kammer niedergelegt.

„In seltsamem Widerspruch mit diesem günstigen Bescheid erfährt Schopp einige Tage darauf, der Bischof habe seiner Frau wirklich die Ermächtigung ertheilt, nachdem sie am 24. Januar katholisch geworden, eine zweite Ehe einzugehen, welche denn auch am 4. Februar durch einen katholischen Geistlichen, zum Spott und Hohn unserer protestantischen Religion kirchlich vollzogen wurde."

Der Erlaß des würdigen Bischofs lautet wie folgt:

„Emanuel, durch Gottes Erbarmen und des Apostolischen Stuhles Gnade Bischof von St. Sebastiao oder Rio de Janeiro.

„Wir bezeugen andurch auf Verlangen, daß Frau Margarethe Kerth, vormals Protestantin und als solche verheirathet nach dem Ritus der evangelischen Gemeinde mit Herrn Johann Schopp, sich kürzlich mit der Bitte an mich wandte, die protestantische Ketzerei abzuschwören und den katholischen Glauben anzunehmen, welchem Verlangen ich mit bestem Willen genügte und in Person den Widerruf des Irrglaubens entgegennahm, gemäß dem Gebrauch der katholischen Kirche.

„Besagte Frau Margarethe bat mich hierauf um Erlaubniß, sich mit Herrn Franklin Brasileiro Jansen Lima, römischem Katholiken, zu welchem sie sich hingezogen fühlte (para quem se ella inclinava), zu verheirathen, und auch diese Erlaubniß gab ich ihr durch Bescheid vom 27. Januar l. J., da nach Einhalten des üblichen Verfahrens kein canonisches Hinderniß zwischen Franklin und Margarethe sich gezeigt hatte, und die Heirath Letzterer mit Schopp augenscheinlich ungültig ist, als gefeiert gegen die Form des im Kaiserreiche publicirten und immer beobachteten Tridentiner Concils.

Palast der Conceicao, 5. Febr. 1857.

(unterz.) † Manoel, Bischof,
Graf, Cepellao-Mór."

Hierin war also klar und deutlich ausgesprochen, daß in Brasilien alle Ehen, nach protestantischem Ritus eingesegnet, von Katholiken und Gesetz als ungesetzlich und nicht bestehend

angesehen werden, und nach dem Vorgang mit den Schopp'schen Eheleuten konnte irgend ein protestantischer Ehegatte nur einfach zur katholischen Religion übergehen, um die protestantisch geschlossene Ehe völlig gelöst zu haben. Aehnliche Fälle sind in der That später noch mehrere vorgekommen, und nicht allein sagt der Bericht ganz wahr, daß durch ein solches unnatürliches Verhältniß dem Laster Thor und Thür geöffnet würde, sondern selbst in den glücklichsten Ehen sind Frau und Kinder bei dem Ableben des Mannes auf das Ernstlichste gefährdet, von den brasilianischen Behörden die Erbschaft verschluckt zu sehen, wenn sie sich nicht vorher ganz entschieden durch Contracte dagegen versichert haben.

Der jetzige Präsident von Rio Grande, ein allgemein geachteter und vernünftiger Mann, hat, darüber angesprochen, selber geäußert, „daß dieser Zustand der Gesetze ein sehr beklagenswerther sei, und eigentliche Confiscationen protestantischer Hinterlassenschaften wohl nur deshalb noch nicht stattgefunden hätten, weil — bis jetzt noch keine solche Erbschaft verführerisch genug dazu gewesen wäre".

Ein solcher Zustand bestand factisch und besteht eigentlich noch bis auf diesen Tag, denn das neu erlassene Ehegesetz, das ganz kürzlich vom Senat sanctionirt wurde, hebt dies keineswegs auf, und läuft in der That, während es jeder Art von Processen Thor und Thür öffnet, auf reine Wortklauberei hinaus. Es lautet wörtlich:

Decret Nr. 1. 144. vom 11. September 1861.

Artikel 1. Die bürgerlichen Wirkungen (os effeitos civis) der in Gemäßheit der Reichsgesetze geschlossenen Ehen werden ausgedehnt:

§. 1. Auf die außerhalb des Reiches geschlossenen Ehen von Personen, welche sich zu einer von der des Staates abweichenden Religion bekennen, insofern sie in Gemäßheit des Ritus oder der Gesetze geschlossen worden sind, denen die Contrahenten unterworfen waren.

§. 2. Auf die innerhalb des Reiches vor Erlaß die-

ses Gesetzes geschlossenen Ehen von Personen, welche sich zu einer von der des Staates abweichenden Religion bekennen, insofern sie in Gemäßheit des Brauches oder der Vorschriften der resp. Religionen geschlossen und mit Zeugnissen zu erweisen sind, aus welchen die Feier des religiösen Actes erhellt.

§. 3. Auf die innerhalb des Reiches nach Erlaß dieses Gesetzes geschlossenen Ehen von Personen, welche sich zu einer von der des Staates abweichenden Religion bekennen, insofern sie in Gemäßheit des Brauches oder der Vorschriften der resp. Religionen geschlossen sind und die Feier des religiösen Actes durch das competente Register und in der noch näher zu bestimmenden Form erwiesen werden kann.

§. 4. Die Ehen, von denen die §§. 2 und 3 handeln, können jedoch die Wohlthat dieses Gesetzes nicht genießen, wenn gegen die Contrahenten auf sie anwendbare Hindernisse vorliegen, die den zu Kraft bestehenden Reichsgesetzen zufolge eine Ehe unter Katholiken unzulässig machen.

Artikel 2. Die Regierung wird über Register und Beurkundung Verfügung treffen, sowohl dieser Ehen, als der Geburten und Todesfälle von Personen, welche sich nicht zur katholischen Religion bekennen, wie auch über die nöthigen Bedingungen, unter denen die Geistlichen tolerirter Religionen Acte vornehmen können, welche bürgerliche Wirkungen zur Folge haben.

Artikel 3. Die diesem entgegenstehenden Bestimmungen werden aufgehoben.

Dies Alles klingt nun, wenn man es so obenhin liest, ganz leidlich, und man könnte dadurch zu dem Glauben veranlaßt werden, daß mit diesem Gesetz alle die früher bestandenen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt wären. Gleich bei der Verhandlung über dieses Gesetz in den Kammern aber griff es ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, Doctor Carlos Kornis

ie Totrarad, auf das Entschiedenste an, und warf eigentlich
die ganze mögliche Wirksamkeit desselben über den Haufen,
ndem er frug, ob ihm ein Einziger der Anwesenden in dem
Coder des Gesetzes die Bedeutung der Worte „effeitos civis“
oder die bürgerliche Wirkung, die demnach gar nicht in
den brasilianischen Gesetzen besteht, und auf welche doch dieses
ganze Gesetz einzig und allein fußt — erklären könne.

Aber wäre das selbst nicht der Fall, wäre die Meinung
dieser effeitos civis in der That ganz klar und unverfänglich,
o würde der vierte Paragraph doch wieder die meisten der
en protestantischen Ehen zugestandenen Rechte über den Haufen
werfen und es allein der Willkür brasilianischer Richter und
Bischöfe anheimgeben, das ganze Gesetz nach eigenem Gut-
dünken auszulegen.

Ganz unmöglich und eben so ungesetzlich als bisher wären
iesem Paragraphen nach

a) Ehen in besonderen Verwandtschaftsgraden, zum Bei-
spiel mit der Schwester der verstorbenen Frau, oder um-
gekehrt;
b) Ehen nach Scheidung;
c) gemischte Ehen zwischen Protestanten und Katholiken.
(Und wer steht selbst den rein protestantischen Ehen da-
für, daß, wenn einer der Gatten zum Katholicismus über-
tritt, um die Ehe zu lösen, die Priester ein solches
Vorhaben nicht unterstützen würden — was jedenfalls
geschähe?)

Die nachtheiligen Folgen dieses schwankenden Gesetzes
erden sich auch sicherlich nur zu bald herausstellen, denn die
urch „Gottes Erbarmen“ eingesetzte Geistlichkeit giebt einmal
inen Frieden, und es bleibt den Protestanten weiter nichts
rig, als eben wieder und wieder gegen eine solche Vorent-
ltung ihrer heiligsten und auch zugesagten Rechte zu pro-
tiren. Leider verhindert sie die Unwissenheit und dadurch
leichgültigkeit der großen Masse, und die Uneinigkeit Aller,
en gemeinsamen und energischen Schritt zu thun, und dieser
urige Zustand wird so lange fortdauern, bis es den Bra-

silianern selber einmal gefällig ist, das Gesetz zu Gunsten ihrer protestantischen Unterthanen abzuändern.

Die deutschen Protestanten in Rio de Janeiro haben übrigens dem wackern Dr. Carlos Kornis de Totrarad, der sich so kräftig ihrer angenommen, eine mit vielen Unterschriften bedeckte Dankadresse zugesandt.

Eine andere Sache, über welche sich die brasilianischen Colonisten der südlichen Provinzen mit Recht noch beklagen, ist das Vorenthalten der längst versprochenen Besitztitel, und zwar nicht etwa in böswilliger Absicht, sie um erworbene Rechte zu betrügen, sondern einzig und allein in Folge brasilianischer Indolenz, Faulheit und Unwissenheit der unteren Beamten, die mit der durch die Länge der Zeit verwickelten Arbeit nicht mehr fertig werden.

In St. Leopoldo zum Beispiel, einer der ältesten Colonien Brasiliens, die schon einige dreißig Jahre besteht, wurde mir von vielen mit den Verhältnissen genau bekannten Leuten die feste Versicherung gegeben, daß sie es für vollständig unmöglich für die Regierung hielten, den Colonisten die Besitztitel über das versprochene Terrain einzuhändigen. Die Vermessung der Colonien ist nämlich in früherer Zeit so fabelhaft leichtsinnig betrieben worden, daß die eigentlichen Grenzen, dort besonders, wo sie im Rücken zusammenstoßen, alle ineinander laufen sollen, und man versicherte mir, daß jedenfalls immer die sechste oder siebente Colonie vollständig ausfallen müßte, wenn Jeder die ihm zugesprochene Quantität Land auch wirklich an derselben Stelle haben solle.

Trotz einem dagegen erlassenen Gesetz verkaufen die Colonisten nun schon wieder ihr Land an Andere, und manche Colonie (jedes einzelne Gut wird Colonie genannt) befindet sich bereits in dritter oder vierter Hand, ohne daß eine derselben ein rechtsgültiges Papier besitzt. Die Leute konnten aber auch nicht warten, bis es der Regierung einmal gefiele, die längst versprochenen Besitztitel auszugeben, denn die älteren Colonisten sind schon vierunddreißig Jahre im Lande, ihre Kinder wuchsen heran und verheiratheten sich wieder, und das kleine Gut, was für die Familie des ersten Einwanderers genügend war, reicht natürlich für die zahlreich

herangewachsene Nachkommenschaft nicht mehr aus. Die Söhne mußten sich endlich nach anderen, in der Nachbarschaft gelegenen Colonien umsehen.

Daß durch die Verzögerung der Besitztitel der Regierung selber ein großer Schaden erwächst, kümmert jene unteren Beamten wenig. Den Colonisten kann nämlich nicht gut die in Subsidien vorgestreckte Summe wieder abgefordert werden, ehe sie die Besitztitel ausgeliefert bekommen, und so lange Jahre sind diese nun schon zinsfrei vorgestreckt worden, daß es selbst mit den Besitztiteln jetzt große Schwierigkeiten haben wird, sie einzukassiren. Viele von denen, welche die Subsidien erhalten, sind gestorben oder in andere Gegenden gezogen, und wo sie jetzt finden! Und wollte man die Schuld auf dem Lande haften lassen, so würde der jetzige Besitzer über Ungerechtigkeit schreien. Das ist übrigens nicht zu fürchten, denn bis jetzt ist die Regierung selber in Allem, was Geldsachen betraf, ungemein liberal und freigebig mit den Einwanderern verfahren.

Diese nämlichen Subsidiengelder bilden aber noch einen andern Grund von Mißverständnissen, an denen hauptsächlich unsere liebenswürdigen Auswanderungs-Agenten in Deutschland die Schuld tragen. Diese würdigen Leute wissen nämlich in merkwürdig leichter Weise alle Schwierigkeiten und Scrupel zu beseitigen, die dem Auswanderer etwa noch aufsteigen sollten, und so berufen sich denn auch jetzt eine Menge Colonisten — und ich zweifle gar nicht etwa, mit vollem Recht — darauf, daß ihnen die Agenten in Deutschland gesagt hätten, die vorgestreckten Subsidiengelder würden ihnen nie wieder abgefordert werden. Das geschah natürlich nur allein in der guten Absicht, die Auswanderer mit ihren ewigen Bedenklichkeiten endlich los zu werden und ihre Kopfzahl an Bord, laut eingegangenem Contract, voll zu bekommen. Sie konnten nicht wissen, ob die brasilianische Regierung den Colonisten später die Subsidiengelder schenken würde, aber sie mußten wissen, daß die Rückzahlung, einige wenige Fälle ausgenommen, sogar festgestellt war, und dennoch hefteten sie den armen Auswanderern eine neue Täu-

schung auf, die sie, wenn erkannt, mit bitterem Unmuth erfüllen mußte.

Lasse sich deshalb Keiner, der nach Brasilien auswandert, durch gewissenlose Menschen über die Verhältnisse dieser Rückzahlung täuschen. Die Subsidiengelder müssen, wo man sie den Colonisten nicht gutwillig aus irgend einer Ursache schenkt, zurückgezahlt werden, und der Colonist bekommt sogar ein Buch von der Regierung, worin die ihm vorgestreckten Summen eingezeichnet stehen und in dem es wörtlich lautet:

1) Die Provinz gewährt den Colonisten Land, Beförderung und Unterstützung im Wege des Darlehns, ohne Zinsen.
2) Alle Auslagen, welche für den Colonisten und dessen Familie gemacht werden, laufen auf seine Rechnung, und müssen von demselben unfehlbar innerhalb fünf Jahren an die Provinzialkasse zurückgezahlt werden. — (Ich denke, das ist deutlich genug.)

Für deutsche Protestanten möchten, alle dem Vorstehenden nach, die völlig ungesicherten Verhältnisse protestantischer Ehen, von denen man nicht einmal überzeugt ist, ob sie selbst unter dem Schutz des neuen Gesetzes Gültigkeit haben, allerdings abschreckend auf die Auswanderer wirken, und, ganz aufrichtig gesprochen, möchte ich ihnen nicht empfehlen, Brasilien zu ihrer neuen Heimath zu wählen, bis sich nicht diese Verhältnisse geändert — das heißt gebessert haben. Deutsche Katholiken werden aber schon jetzt nicht die geringsten Schwierigkeiten finden — wenn sie denn einmal auswandern wollen, ein neues, erfolgreiches Leben in Brasilien zu beginnen, denn trotz aller Schreier und Pessimisten bleibe ich dabei, daß der Süden des Landes, bis selbst in die Hochebenen in der Nähe von Rio de Janeiro, dem deutschen Ackerbauer die größten und wichtigsten Vortheile bietet, die er in keinem andern Lande der Welt günstiger erwarten darf.

Ganz entschieden bin ich aber dafür gegen eine Auswanderung in den Norden Brasiliens, wenn auch hier viele Hochebenen gesunde und fruchtbare Landstriche dem

europäischen Fleiß eröffnen würden. Während im Süden der deutsche Arbeiter geachtet ist, versteht man im Norden unter einem Arbeiter nur einen Sclaven, und meine deutschen Landsleute mögen sich wohl davor hüten, selbst die am günstigsten lautenden Contracte nach jenen Ländern einzugehen. Sie werden sich nie wohl dort fühlen, und wir haben zahlreiche Beweise, daß alle Solche, die sich verleiten ließen, dorthin auszuwandern, ihr Möglichstes thaten, um wieder von dort wegzukommen und nach dem Süden zu gelangen. Der Süden ist auch wahrlich groß genug, und Tausende von Quadratmeilen harren noch der fleißigen Hand des Landbauers, den wilden Wald in einen fruchttragenden Garten zu verwandeln.

Während ich aber einer vernünftigen deutschen Auswanderung nach Brasilien mit recht fester Ueberzeugung das Wort rede, möchte ich alle Deutschen auch zugleich wohlmeinend ermahneu, nicht jener Unmasse von übertriebenen und gewissermaßen vergoldeten Berichten zu glauben, die besonders von den verschiedenen Auswanderungs-Agenten ausgehen, oder doch durch ihre Vermittelung in kleinen Broschüren und größeren Beschreibungen Brasiliens und der verschiedenen deutschen Colonien dieses Landes in die Welt gesandt sind, und eigentlich nur den Zweck haben, den Auswanderungslustigen auswanderungstoll zu machen.

Wer sein Auskommen in Deutschland hat, wer sich noch irgend in der Heimath regen und bewegen kann, und dort noch genug verdient, um zu leben und seine Kinder zu erziehen, wandere überhaupt nicht aus, wenn er meinem Rathe folgen will. Es ist ein schwerer Schritt, das völlige Losreißen von Allem, was uns bis dahin lieb und theuer war, ein schwerer, bedeutsamer Schritt, und — das Schlimmste von Allem — nicht wieder zurückzuthun.

Sage mir Keiner — ei, ich habe Geld genug, und wenn es mir drüben nicht gefällt, kann ich ja jeden Augenblick wiederkommen. — Es ist nicht wahr, und mit diesem scheinbaren Troste hat sich schon gar Mancher betrogen. Der einmal Ausgewanderte mag Geld genug übrig behalten haben; er mag auch selber im Stande sein — und gewiß ein sehr

seltener Fall — wieder in die alten Verhältnisse der Heimath, denen er sich entrissen hat, einzutreten: aber er thut es doch nicht, denn eine falsche Scham verhindert ihn daran. Er denkt an die spöttisch lächelnden Blicke ihm sonst ganz gleichgültiger Menschen, denen er bei seiner Rückkunft begegnen müßte, und die ihn alle fragen würden: „Nun, war es hübsch in Amerika? — Das ist ja geschwind gegangen."

Viele Menschen scheuen sich leider weit weniger davor, selbst eine schlechte Handlung, als etwas zu begehen, durch das sie sich lächerlich machen, oder von dem sie wenigstens fürchten, daß sie verspottet werden könnten, und einmal erst auf amerikanischem Boden, zögern sie, wenn es irgend möglich ist, so lange mit dem Rückschritt, bis er ihnen abgeschnitten wurde.

Es mag sich auch Niemand täuschen, wenn er, glänzenden Beschreibungen nach, in Brasilien ein leichteres Fortkommen zu finden erwartet, als in anderen fremden Ländern und Welttheilen. Ein fruchtbares tropisches Land giebt allerdings reiche Ernten, erfordert aber auch dafür so viel mehr Arbeit, denn die Bäume, die gefällt werden müssen, stehen um so viel dichter und dicker, und so viel mehr Schwierigkeiten hat es, das wuchernde Unkraut zu entfernen, oder nur wenigstens niederzuhalten, daß es nicht in wenigen Wochen die Mühen vieler Monate vernichtet.

Die leidigen Palmen, die ebenfalls so Viele veranlassen, ihr Bündel zu schnüren, um sich einmal in ihrem Schatten von Mosquitos zerstechen zu lassen, sind — besonders in Süd-Brasilien — das Zeichen keines guten Bodens, und der Landbauer vermeidet sich dort anzubauen, wo er viele Palmen findet. Ist es also nicht unumgänglich nöthig, zwingen den Deutschen nicht die Noth oder die Verhältnisse allen Ernstes dazu, sein Vaterland zu verlassen, so soll er sich um Gottes willen nicht durch lügenhafte Berichte und seine eigene Phantasie verleiten lassen, in einen fremden Welttheil auszuwandern. Es ist höchst unbequem und kostet sehr viel Geld, eine Unmasse nutzloses Gepäck und altes Geschirr in Kisten und Kästen mit auf Reisen zu nehmen; da aber lieber noch immer die unförmlichsten Kisten und Kästen, ganze

Schränke voll alten Eisens und irdenen Geschirrs, als eine einzige kleine Gehirnkammer voll Phantasie; denn das ist das gefährlichste Gepäck, das der Auswanderer nur bei sich führen kann.

Der Bauer und Arbeiter hat nichts, gar nichts mit der Phantasie zu thun, und wer denn doch einmal sein Vaterland verlassen will, um sein „Glück" in einem fernen Welttheil zu versuchen, wer doch einmal fest entschlossen ist, der alten lieben Heimath — die er wahrscheinlich nie wieder sieht — den Rücken zu kehren, der mache sich vor allen Dingen auf recht harte und schwere Arbeit gefaßt, der bedenke, daß er, wenigstens die ersten Jahre, in einem wilden Lande alle die Genüsse und Bequemlichkeiten entbehren muß, an die er — und wenn sein Leben das bescheidenste in Deutschland war — gewöhnt gewesen, und daß ihn in fremden Welttheilen nicht Kopf oder Phantasie, sondern nur seine Arme und Fäuste über Wasser halten müssen.

Wer dann aber unter solchen Bedingungen und mit solchem Entschluß die Heimath verläßt und sich als Protestant nicht an die katholische Willkür dieses Landes stößt, der wandere getrost nach dem Süden von Brasilien aus, wenn er überhaupt Vertrauen zu diesem Lande hat, und lasse sich nicht durch ein paar alberne Menschen, die Mord und Zeter über Brasilien schreien und die Verhältnisse gerade so schildern, als ob man gleich nach seiner Ankunft geschunden und gebraten würde, abschrecken, brasilianischen Boden zu betreten.

Er glaube aber auch nicht den dabei interessirten Menschen, die ihm goldene Berge und diamantene Aussichten versprechen. Die Auswanderungs-Agenten sind wie die Ausschreier an einer Thierbude auf der Messe. Sie interessiren sich nur für die Menschen, die noch draußen stehen, und die sie aus vollem Halse dem Nachbar zu entziehen und in die eigene Bude hinein zu bringen suchen. Sind sie erst einmal drin und haben ihr Entrée oder Kopfgeld bezahlt, dann bekümmern sie sich nicht im Geringsten mehr um sie, und ob sie sich darinnen befriedigt fühlen, oder schimpfen und über Betrug schreien, bleibt sich vollständig gleich — die Bude giebt nichts wieder heraus.

Um Gottes willen lasse sich aber kein Deutscher, und lebe er in noch so drückenden Verhältnissen, bewegen, in Deutschland irgend einen, noch so günstig lautenden Contract mit brasilianischen Pflanzern oder Privatpersonen zu unterzeichnen, denn nur ein Schurke und Seelenverkäufer kann dem armen Arbeiter dazu rathen. Der Deutsche kennt die brasilianischen Verhältnisse nicht — er kann sie nicht kennen, und alle solche Contracte lassen eine verschiedene Deutung zu, der gegenüber der Verpflichtete stets verrathen und verkauft ist, und sich nur zu oft gebunden in den Händen eines gewissenlosen Herrn findet.

Wo der Staat selber dem Auswanderer eine Garantie bietet, darf er ihm glauben; denn Brasilien ist nicht mit den übrigen südamerikanischen Republiken zu verwechseln, in denen über Nacht eine andere Regierung am Ruder sein kann, die sich nicht im Geringsten an Das gebunden glaubt, was ihr Vorgänger versprochen. Der brasilianische Staat hat auch ein allgemeines Interesse an den Einwanderern, durch die sich das ganze Land hebt und einen höhern Werth bekommt. Der Privatmann dagegen, besonders der brasilianische Pflanzer, schiert sich den Henker um den Nutzen, den er dem ganzen Lande bringt, indem er deutsche Arbeiter auf seine Kosten herüberkommen läßt. Er will nur von dem Arbeiter selber wieder Nutzen ziehen, und was aus einem solchen armen Teufel dann herauszupressen ist, das wird herausgepreßt, ob er und seine Familie auch darüber zu Grunde gehen.

Nur der freie Arbeiter kann in Brasilien, mit Fleiß und Ausdauer, sein Glück machen; der durch Contracte gebundene ist von vornherein ein Sclave, und es kann unseren deutschen Landsleuten nicht laut und oft genug zugerufen werden: Bindet Euch nicht — unterzeichnet keinen Contract mit fremden Landeigenthümern, und wenn sie Euch auf dem Papier auch goldene Berge versprechen. Es ist Alles Lüge und Hinterlist, und laßt Ihr Euch dennoch bethören, so habt Ihr Euch Euer späteres Unglück auch selber zuzuschreiben und könnt keinem Menschen darüber Vorwürfe machen.

7.

Heimfahrt von Rio de Janeiro nach Bordeaux.

Wieder an Bord! wieder einmal auf einer Heimfahrt nach langer, langer Zeit der Trennung von allen meinen Lieben, und zwar an Bord eines großen Dampfers, von allen Bequemlichkeiten der civilisirten Welt umgeben, allen Beschwerden und Entbehrungen der wilden Länder, die ich durchstrichen, enthoben. Alle Gefahren sind freilich noch nicht überstanden, denn das Meer hat ebenfalls seine Tücken, und hat erst neulich wieder einmal bewiesen, was es vermag, als es selbst den Great Eastern wie einen Spielball durcheinander schüttelte. Hat man sich aber erst einmal eine Meile auf See herumgetrieben, so sind Gefahren unterwegs gerade das Letzte, an das man überhaupt denkt, bis sie wirklich heranrücken, und dann ist es auch noch vollkommen Zeit, um sich mit ihnen zu beschäftigen.

Was für ein wonniges Gefühl das ist, so Alles hinter sich zu haben; was für ein wonniges Gefühl, den Bug des guten Schiffes dem Vaterlande zugewendet zu sehen und mit Sicherheit schon den Tag bestimmen zu können, an dem man hoffen darf, den Fuß an Land zu setzen.

Der französische Dampfer Guienne war übrigens ein ganz ansehnliches und sehr hübsches Fahrzeug, und die Räumlichkeit schien vollständig genügend, selbst für eine so lange Fahrt, die man in dieser Jahreszeit auf 22—24 Tage von Rio de Janeiro nach Bordeaux schätzte.

Auf Deck selber drängten sich indessen alle Stände der menschlichen Gesellschaft bunt und rücksichtslos durcheinander; Officiere, Beamte; Damen mit Crinolinen und barmherzige Schwestern ohne; Matrosen, Aufwärter, Kammerfrauen, Bootsleute und Herren mit Reisetaschen und gelben Koffern. Keiner schien einen bestimmten Platz zu haben oder haben zu wollen, und die Verwirrung wurde noch größer, als ein kleiner Dampfer

vom Lande abkam, um den letzten Besuch zu bringen. Jetzt schienen alle Bande der Ordnung gelöst, und während ganze Sammlungen von durch den Regen aufgeweichten Hutschachteln, mit Koffern, Kisten und Mantelsäcken, von den Leuten des Dampfers gefaßt und, ohne viel zu fragen, in den untern Raum gestaut wurden, schienen immer nur noch mehr Menschen an Bord zu strömen.

Da ertönte plötzlich das Zeichen der Glocke, baldige Abfahrt versprechend, und Alle, die kein gutes Gewissen hatten und der Ueberzeugung lebten, daß sie nicht an Bord gehörten, schreckten viel eifriger aus ihrer bisherigen Ruhe auf, als es nöthig gewesen wäre. Der kleine Dampfer nahm die Meisten an Bord; Andere hatten selber kleine Boote mitgebracht, und noch waren nicht zehn Minuten vergangen, als unsere Schiffsgesellschaft zu dem richtigen Maß herabgeschwunden schien. Jetzt läuteten auch die Glocken der Kellner, zum Mittagessen rufend, und während ich noch an Deck blieb, der schönen Bai von Rio de Janeiro ein letztes Lebewohl zuzurufen, fanden sich unten sämmtliche Passagiere zu dem willkommenen Mahl ein. War es doch der erste Schritt zu voller Ruhe, zu vollem Frieden nach aller der Aufregung der letzten Tage, und es wurde deshalb auch von sämmtlichen Passagieren als eine Art von Taube mit dem Oelzweig betrachtet.

Es ist in der That ein nicht unbedeutender Lebensabschnitt für alle Passagiere, und sehr bedeutend war er für mich selber, der ich ja mit dem Einschlagen der Räder das fremde Land wahrscheinlich für immer hinter mir ließ und meiner eigenen Heimath wieder entgegenflog. An Bord konnte ich mich dabei von den gehabten Strapazen ordentlich ausruhen, und auch zugleich meine in den letzten Monaten bös versäumten Arbeiten wieder aufnehmen.

Der französische Dampfer war außerordentlich hübsch und bequem gebaut, die Kajüte sogar sehr elegant eingerichtet, mit einer Anzahl auf Holz gemalter wunderhübscher Landschaften. Außerdem hatte er noch eine ungemein große Bequemlichkeit vor den englischen voraus, und zwar die Ueberdachung der Seiten, unter der es erlaubt war zu rauchen, während man auf den englischen Steamern bei Regenwetter

rettungslos nach dem heißen und nicht einmal ordentlich geschützten Maschinenraum flüchten muß, wenn man es wagen will, eine Cigarre anzuzünden. Ebenso ist, ganz thörichter Weise, auf den großen englischen Steamern sogar das Rauchen auf dem Quarterdeck, abaft the mainmast oder hinter dem großen Mast, verboten, der einzige Platz nämlich auf dem ganzen Dampfer, wo einer Dame, die selbst das Rauchen in freier Luft nicht vertragen kann, der Dampf nicht beschwerlich fallen könnte, da er hinten abzieht.

Eine merkwürdige Verschiedenheit herrscht dabei in dem ganzen Charakter der englischen und französischen Seeleute auf diesen Dampfern. Die englischen Capitaine und Officiere sind allerdings eben so freundlich und anständig gegen die Passagiere wie die französischen, und zwischen diesen wäre kein so großer Unterschied zu finden, wenn man die etwas größere Lebhaftigkeit der letzteren abrechnet. Desto auffälliger ist aber bei den Seeleuten, die an Bord des französischen Schiffes von dem geschäftigen Ernst des englischen Matrosen gar nichts wissen, sondern an Allem, was auf dem Schiffe vorgeht, den lebendigsten Antheil nehmen, und ununterbrochen lachen und ihre Späße mitsammen haben. Selbst beim Essen halten sie keinen Frieden, und während Einer von ihnen eine komische Rede hält und ganz ernsthaft mit seinem Löffel dazu gesticulirt, trommelt ein Anderer den Tact dazu auf einem zinnernen Teller, oder trompetet auf den beiden zusammengehaltenen Händen. Wo Einer den Andern dabei necken, oder ihm einen kleinen unschuldigen Streich spielen kann, thut er es mit dem größten Vergnügen, und wenn es die Officiere, selbst im Dienst, sehen sollten, so amüsiren sie sich ebenso darüber, und es fällt ihnen nicht ein, die Leute durch höchst unnöthige Strenge zu quälen.

Am Steuer hinten — wo allerdings kein Officier die Leute im Auge behalten, aber vorn an seinem eigenen Compaß im Moment sehen kann, sobald sie ihre Pflicht versäumen, stehen zwei Matrosen. Neulich hatte sich ein Affe losgerissen und verkroch sich bei ihnen; im Nu waren Beide dahinter her, den Dampfer so lange sich selber überlassend, denn der Affe interessirte sie natürlich bedeutend mehr,

und der Dampfer steuerte sich so ausgezeichnet, daß man ihn recht gut sich einmal ein paar Minuten selber überlassen könnte. Jede Arbeit wird mit Lachen und Erzählen gethan aber darum nicht minder rasch und ordentlich.

Doch um wieder auf unser erstes Mittagsessen zurückzukommen, so nahm das für viele der Passagiere ein ganz anderes Ende, als sie gehofft hatten. Draußen blies nämlich ein ganz tüchtiger Südwind, den wir in der Bai natürlich nicht spüren konnten, so lange wir noch von dem hohen Südufer geschützt waren. Kaum hatten wir aber den Zuckerhut passirt, so fühlte das überdies etwas lange und schmale Boot die Macht der Wellen, und fing ganz wacker an zu schlingern.

Die Damen standen fast augenblicklich vom Tisch auf und zogen sich in ihre Kajüten zurück, und selbst von den Herren folgten viele dem Beispiel — vielleicht nur aus Galanterie, vielleicht aus anderen, mehr egoistischen Rücksichten. Je weiter wir aber hinauskamen, je schärfer wurde das Schaukeln, oder eigentlich mehr Schwanken von einer Seite zu andern, und die Seekrankheit brach jetzt in voller Wuth aus. Am furchtbarsten war eine Anzahl von Portugiesen damit behaftet, vor deren Gesellschaft ich mich überhaupt schon lange gefürchtet hatte, und von den Thaten dieser Leute kann man sich wirklich keinen Begriff machen.

Ein Seekranker nimmt überhaupt weder auf einen Menschen, noch auf die Gesetze der Reinlichkeit Rücksicht, und nun gar noch ein portugiesischer Seekranker. Es ist für diese Nation übrigens bezeichnend, daß auf englischen Schiffen, besonders auf water-closets, die Gesetze der Reinlichkeit nur in portugiesischer Sprache angeschlagen sind — keineswegs ein Compliment für die Vertreter derselben.

Die ganze spanische Race Südamerikas, obgleich sie auch sehr viel Gutes hat, sagt im Umgang dem Europäer nicht besonders zu, und wenn er sich nicht vollkommen bei ihnen einbürgert, wird er sich nie wohl bei ihnen fühlen. Ebenso geht es mit den Brasilianern, die so ganz andere Sitten und Lebensweise haben, daß es dem Fremden ungemein schwer wird, sich dahinein zu finden. Zehntausendmal lieber will

ich aber mit einem Brasilianer verkehren, als mit einem Portugiesen, obgleich auch die Letzteren im Ganzen einen gutmüthigen und harmlosen Charakter haben und immer freundlich und gefällig gegen den Fremden sind. Ist es aber mein Schicksal gewesen, daß ich blos mit solchen Portugiesen zusammengekommen bin, von denen es mir stets das größte Vergnügen machte, mich wieder zu trennen, oder ist es ein allgemeiner Fehler — aber ich fand sie im Durchschnitt roh, schmutzig und überlaut, und kann zu meiner Bekräftigung hinzufügen, daß sämmtliche Nicht=Portugiesen an Bord vollkommen meiner Meinung waren.

Um gerecht zu sein, muß ich aber auch gestehen, daß es nicht an Ausnahmen fehlte, und wir hatten unter dem Schwarm ein paar recht nette und ordentliche Passagiere. Nichtsdestoweniger zählten wir die Stunden, wo wir sie in Lissabon an Land setzen konnten.

Der französische Dampfer legt auf seiner Tour zwischen Rio de Janeiro und Bordeaux in Bahia, Pernambuko, St. Vincent und Lissabon an, und unser erstes Ziel Bahia erreichten wir am Sonntag den 29., wo wir die Stadt in der Nacht erreichten und am nächsten Tage Kohlen einnehmen sollten. Den Passagieren war es indessen frei gestellt, an Land zu gehen, und ich benutzte natürlich die Gelegenheit, mir Bahia etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Aber, lieber Gott, was kann man von so kurzem und flüchtigem Aufenthalt profitiren — höchstens einen allgemeinen Eindruck, der noch dazu an einem Sonntage gar nicht so besonders ausfallen kann.

Die Stadt liegt an einer ziemlich hohen und steilen Uferbank und ist jedenfalls zu einer Zeit angelegt, wo man nicht die geringste Ahnung hatte, daß sie sich je vergrößern würde, man hätte sonst die hohen und schroffen Ufer sicherlich anders und besser benutzt. Schon in Rio de Janeiro war es mir dabei aufgefallen, daß man die Häuser in diesen doch eigentlich tropischen Ländern nichts weniger als dem Klima angemessen baut. Da sieht man keine Verandas und hohe offene Portale, durch welche die Luft nach Willkür ab= und zuströmen kann. Fast irgend eins der Häuser in

Rio könnte recht gut in Hamburg oder Hannover stehen, und würde sich dann eben so leicht zur Ofenheizung einrichten lassen, und so warm im Winter sein, wie es in Rio de Janeiro selber heiß und schwül im Sommer ist. Noch auffallender war mir diese für ein heißes Klima völlig unpraktische Bauart der Häuser in Bahia, das auch nicht im Entferntesten einer tropischen Stadt gleicht. Bei dem sehr ungünstigen Terrain, sich auszubreiten, und dem Werth, den der Grundbesitz mit der Bedeutung der Stadt gewann, thürmte man die Häuser nur höher und höher auf, und jetzt stehen dort festgeschlossene und gelb angestrichene Gebäude sechs und acht Stockwerk hoch, ja oft eins über dem andern an dem steilen Bergeshang hinauf.

Wenn hier einmal ein Erdbeben den Boden schüttelte, oder der Nachbarschaft nur einen einzigen gelinden Stoß versetzte, wie da die hohen, steil aufgebauten Häuser übereinander poltern und stürzen, und die Leute in den engen Straßen zerschmettert und begraben würden! Da wäre keine Rettung mehr, weder aus noch ein, und das Verderben müßte furchtbar sein.

Ich stieg die steilen Straßen in die Höhe, und bin überzeugt, daß es für den frisch von Europa kommenden Fremden kaum einen interessanteren Platz in Amerika geben könnte, zum ersten Mal den Fuß an Land zu setzen, als hier, und sich in einer andern, neuen Welt zu finden. Es war, wie schon gesagt, ein Sonntag, und die Geistlichen, von denen es in Bahia eine Legion geben muß, schienen alle unterwegs. Da man aber in den steilen Straßen Bahias keine Droschken oder Fuhrwerke haben kann, so bedient sich, wer ein Beförderungsmittel braucht, der Sänften, die auf höchst eigenthümliche Weise getragen werden. Die Sänfte ist sehr leicht gebaut, mit einem Rohrstuhl darin. Unter dem Boden hin gehen aber zwei eiserne Träger, die sich an der Sänfte vorn und hinten hinaufbiegen und zu einem einzelnen Griff auslaufen, den sich der Neger auf die Schulter legt. Immer zwei tragen diese Sänften, indem sie sich mit der Schulter unter diesen ausstehenden Griff bücken und, sich aufrichtend, damit abmarschiren. Allerdings ist die Sänfte mit Gar=

dinen verhangen, aber sie wehen durch den Luftzug aus und lassen den Getragenen leicht erkennen.

Heute Morgen schienen nun alle diese Sänften von den Dienern der Kirche, von den „Knechten Gottes" in Anspruch genommen zu sein, die sich in frommer Demuth von zwei schwitzenden Sclaven in ihre Kirche tragen ließen — möglicher Weise um eine Predigt über das Thema zu halten: „Liebet Euren Nächsten wie Euch selbst" — oder „Was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu." — Wunderliche Welt mit ihrer göttlichen Vollkommenheit in Allem, wo die Natur sich selber überlassen blieb, und ihrem tollen Widerspruch, wo das eitle Menschenkind selber denken und regieren will!

Bahia ist, was ich wenigstens in der kurzen Zeit davon sehen konnte, ohne den geringsten Prunk gebaut, aber mit einer wahren Unzahl von Kirchen versehen, so daß es, besonders von der See aus, den Eindruck macht, als ob immer je zehn oder zwölf Häuser ihre eigene und Privat-Kathedrale hätten. Genau wie Quito scheint die ganze Stadt nur aus Kirchen erbaut zu sein, deren Zwischenraum man nachher mit Gebäuden und Waarenhäusern ausfüllte.

Eleganz fand ich übrigens in Bahia in den Brunnen, deren ich mehrere, und zwar sehr geschmackvolle in Bronze fand. Augenscheinlich war es französisches Fabrikat, aber vortrefflich ausgeführt und eine Zierde für die Stadt. Einer derselben, dessen ganz gleiche Abgüsse sich aber in verschiedenen Theilen der Stadt fanden, war besonders charakteristisch und stellte einen zusammengekrümmten Alligator vor, der eben einen Fisch gefangen hat und den Kopf emporhebt, um ihn in den Rachen fallen zu lassen. Der Fisch macht dabei das Maul auf, aus dem jedenfalls eine Fontaine beabsichtigt war herauszusteigen. Gegenwärtig stieg sie allerdings nicht. Uebrigens sind wenige Städte besser für Wasserleitungen gelegen, und besonders in den tiefer angebrachten Brunnen kann man gewiß einen starken Wasserdruck hervorbringen.

Unten in der Stadt war der Markt, wo sehr wenig Früchte und gar keine Blumen, aber desto mehr Affen, Papageien, Perroquets und Reisvögel feil geboten wurden. Von

hier aus werden dann auch die meisten Einkäufe für Europa von solchen kleinen Thieren gemacht, obgleich es nicht leicht ist, sie aus diesem Klima, besonders im Herbst, nach Europa überzuführen.

Oben auf der Hochebene von Bahia ist noch ein sehr hübscher öffentlicher Spaziergang angebracht, von dem man eine reizende Aussicht über das Meer, den Hafen und die gegenüberliegenden Ufer der Bai hat. Sonst sind die Straßen der Stadt eng und schmutzig, und die Häuser selber — wo ich einmal einen Blick hineinwerfen konnte, sahen eben nicht besser aus. Dazu wimmelt es im wahren Sinne des Worts von Negern auf der Straße, denn zu Fuß sieht man nur sehr wenig Leute umhergehen. Leider blieb unser Dampfer nicht lange genug liegen, eine größere Excursion zu erlauben, denn wir nahmen nur Kohlen und eine Quantität Passagiere für Pernambuko ein, und gingen Nachmittags um drei Uhr schon wieder weiter. Uebrigens machte ich es in der kurzen Zeit doch möglich, vier Affen und sechs kleine Papageien zu kaufen.

Meine Mitpassagiere schienen das Nämliche gethan zu haben, denn als ich an Bord zurückkam, begrüßte mich ein wahrhaft betäubendes Geschrei von Papageien, Affen und allem andern nur denkbaren Ungeziefer. Das Verdeck sah ordentlich grün von lauter Papageien aus, und große und kleine gerechnet, müssen wir weit über hundertfünfzig Stück an Bord gehabt haben.

Der Dampfer lief zur bestimmten Zeit pünktlich wieder aus; was wir aber noch, außer Affen und Papageien, an Bord genommen, sollten wir bald zu unserem Schrecken erfahren, denn schon am nächsten Abend entwickelte sich ein junger brasilianischer Tonkünstler, der etwa drei Stunden lang das überdies leidende und furchtbar verstimmte Pianino mißhandelte, und dann, als er sämmtliche Passagiere aus dem Salon hinausgespielt, noch zum Ueberfluß eine Anti-Cremoneser Geige vorholte und triumphirend bis etwa Abends um neun Uhr auf ihren Saiten herumstrich und kratzte. Zu unser Aller Heil ging der furchtbare Mensch — ein richtiger grüner Junge von etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren,

iber so unverschämt, als ob er eben so viele Fünfzig zähle — am nächsten Tage in Pernambuko wieder an Land, und ch segnete unser Geschick, als ich ihn und seinen Koffer nit dem Geigenkasten in eins der Boote hinablassen sah.

Pernambuko ist allerdings eine weit tropischere Stadt, ıls Bahia, denn schon ehe man die Stadt selber erreicht, eigen die Ufer nichts als dichte, prachtvolle Cocospalmen-väldern. Pernambuko ist auch in der That das eigentliche Heimathland der Cocospalme, wie aller tropischen Früchte Amerikas, da es tief und etwa 8° südl. Breite liegt, gerade benso wie das nur durch seinen äußerst fruchtbaren Boden ıoch mehr begünstigte Java. Pernambuko ist auch viel mehr m Charakter einer tropischen Stadt erbaut, mit offenen, uftigen Häusern und Verandas, und freundlichen Gärten ım jede Wohnung. Da die ganze Gegend reich bewässert st, fehlt es derselben auch nicht an diesem kühlen Element, ınd es soll sich dort ganz angenehm leben lassen. —

Mit ihrer Passagierfahrt sind die französischen Dampfer ;enau so eingerichtet und abgetheilt wie die englischen. Es ;iebt nur erste und zweite Klasse, in der ersten Klasse aber ›rei Unterschiede, die sich jedoch nur allein auf die Schlaf-tellen oder Kojen beschränken. Im Uebrigen haben alle Passagiere der ersten Klasse gleiche Rechte und gleichen Tisch.

Der Passagepreis von Rio de Janeiro bis Bordeaux ist rste Kajüte allein in einer Koje 1625, mit Zweien zusammen .250 und mit Vieren 1005 Francs inclusive Wein zum Frühstück, Mittagessen und lunch, den man sich auf den nglischen Steamern selber kaufen muß. Der Passagepreis on Europa nach Rio de Janeiro ist aber, der bedeutenden Concurrenz und der in Europa weit billigeren Lebensmittel vegen, auch viel mäßiger gestellt und kostet von Bordeaux nach Rio de Janeiro für die drei Abtheilungen nur 1500, 1125 ınd 875 Francs.

Auf dem zweiten Platze, ebenfalls mit Beköstigung, kostet ie ganze Reise von Bordeaux nach Rio de Janeiro — ja u dem nämlichen Preis bis Buenos Ayres — 350 Francs,

und umgekehrt von Rio de Janeiro nach Bordeaux 45(
Francs.

Ich hatte einen Platz in einer Kajüte zu Vieren genommen
man denke sich aber das Leben in einer solchen, besonders
bei heißem Wetter, nicht überangenehm, noch dazu, da man
nie vorher wissen kann, mit welcher Gesellschaft man do
zusammenkommt. Brasilianer wie Portugiesen sind auf der
Reise (und eigentlich nicht allein auf der Reise) furchtbar
faul, liegen am liebsten den ganzen Tag, die Luft verpestend,
in ihren Kojen, spucken in einem fort, und werden bei
jeder nur irgend passenden oder nicht passenden Gelegenheit
seekrank.

Dank der Freundlichkeit der an Bord Angestellten hatte
ich mich aber über keine jener Unannehmlichkeiten zu beklagen
und verbrachte meine Zeit so angenehm, wie es auf einer
Heimfahrt, auf einem mit allen möglichen Bequemlichkeiten
ausgestatteten Dampfer und bei dem schönsten Wetter nur
irgend möglich ist.

Bei unserer Abfahrt von Pernambuko gewannen wir
noch einen prächtigen Ueberblick über den eigentlichen Hafen
der Stadt, der durch ein natürliches, weit auslaufendes
Felsenriff gar merkwürdig gebildet wird. Dadurch kommt
die Stadt selbst unmittelbar an das Meer zu liegen, dessen
Brandung sie aber nicht erreichen kann, sondern sich draußen
an dem natürlichen Felsendamm bricht.

Von Pernambuko aus verließen wir nun zum ersten Mal
Amerika und hielten in Nordost-Richtung quer über den
Atlantischen Ocean hinüber, den afrikanischen Inseln zu. Das
Leben an Bord eines solchen Dampfers ist indessen entsetzlich
monoton; die Leute wissen gewöhnlich gar nicht, was sie mit
sich über Tag anfangen sollen, und spielen Karten, Schach,
Puff, oder lesen, oder räkeln sich auch wohl auf den ver-
schiedenen Sophas herum. In dem letzten Geschäft wußte
besonders ein sehr angesehener Brasilianer etwas zu leisten,
der mit zwei Damen an Bord war, und den ganzen Tag,
wenn er nicht eine Partie Whist spielte, in den unglaublichsten
Stellungen auf allen Schaukelstühlen und settées herumlag.

Ein Yankee selbst hätte in dieser edlen Kunst etwas von ihm profitiren können, und das will viel sagen.

Mir selber verging die Zeit, wie immer an Bord, außerordentlich rasch, denn ich arbeitete den Tag über, und Abends spielten wir regelmäßig eine Partie Whist. Glücklicher Weise hatte ich auch an Bord ein paar sehr nette Deutsche gefunden; mit den Franzosen ließ sich ebenfalls gut verkehren, und so verging mir die sonst etwas lange Fahrt leicht und angenehm genug.

Am 3., Abends um halb neun Uhr, passirten wir die Linie und erreichten am 8. October, Morgens etwa zehn Uhr, Vincent, eine der Capverdischen Inseln, wo wir Kohlen einnehmen sollten.

In St. Vincent hatten wir nun gehofft an Land zu kommen, denn der Aufenthalt an Bord, während Kohlen eingenommen werden, ist ein wirklich trostloser. In St. Vincent aber, nahe der Westküste Afrikas und in steter Verbindung mit Senegambien, hielten es die Behörden für zu gefährlich, unser von Rio de Janeiro aus der gesundesten Jahreszeit herauskommendes Dampfboot anlegen zu lassen, oder wenigstens den Passagieren zu erlauben, an Land zu gehen. Wir wurden richtig in Quarantaine gelegt, obgleich wir nicht einen einzigen Kranken an Bord hatten; die Kohlenträger kamen aber ungefährdet heran, und eine Menge Boote mit Affen, Papageien und sehr schlechten Federblumen und Matten legten ebenfalls langseit, um an die Passagiere abzusetzen, was sie eben los werden konnten. Mit den Booten war aber auch eine Anzahl Neger gekommen, die um das Schiff herschwammen und mit ungeheurer Fertigkeit nach kleinen, ihnen in das Wasser geworfenen Geldstücken tauchten. Stücke von der Größe eines Silbergroschens brachten sie jedesmal in der Hand an die Oberfläche, ehe sie im Stande waren, tief wegzusinken.

Es war wirklich interessant zu sehen, wie die kräftigen dunkeln Gestalten manchmal so tief in die See hinabtauchten, daß sich ihre Körper nur noch als ein schimmernder Punkt erkennen ließen, und dann mit lachendem Gesicht empor-

schnellten, das Silberstück in der emporgehobenen Hand. Die Burschen verdienten sich übrigens in ganz kurzer Zeit recht hübschen Tagelohn, denn eine Menge Leute warfen ihnen etwas zu, und nur wenige Stücke gingen ihnen verloren. War aber einmal ein Stück gefunden und gezeigt, so kam es in die einzige Tasche, die sie bei sich führten, ihre Backentasche, denn ihr Mund mußte zum Portemonnaie dienen.

St. Vincent bietet einen nichts weniger als freundlichen Anblick; die Berge sind schroff, steil und kahl, und waren nur jetzt, da es dort, als etwas sehr Seltenes, einmal geregnet haben sollte, mit einem dünnen Anflug von Grün bedeckt. Die Umrisse der Insel sind übrigens außerordentlich malerisch, und haben, von Süden kommend, eine wirklich frappante Aehnlichkeit mit der Tahiti gegenüber liegenden Insel Morea oder Imeo.

Früchte bekamen wir in St. Vincent ebenfalls nur sehr wenige an Bord, denn die Insel erzeugt selber fast gar nichts, und was die Leute zum Verkauf bringen, kommt von dem gegenüberliegenden St. Antonio, oder gar von Senegambien, wo mit der dort befindlichen französischen Colonie eine stete Dampfschiffverbindung unterhalten wird. Ein kleiner Dampfer läuft regelmäßig zwischen St. Vincent und Morée, und steht mit dieser Linie in so genauer Verbindung, daß Passagiere von dort jeden Monat hier zur rechten Zeit eintreffen, um ihre Reise entweder nach Rio de Janeiro oder nach Europa fortzusetzen.

Auch wir bekamen eine nicht unbedeutende Zahl von Passagieren für Bordeaux, unter Anderen einen prächtigen französischen Marineofficier, der dort dritthalb Jahr im Innern des Landes stationirt gewesen, und einen deutschen Pater — wahrscheinlich aus dem Elsaß, der einen kleinen französischen Pater als eine Art von Trabanten mit sich führte. Der Erstere, eine lange, hagere Gestalt, logirte in der Kajüte, der Andere, eine kleine, kurze und dem Gesicht nach etwas blödsinnige Persönlichkeit, im Vordeck, und es sah gar wunderlich aus, wenn der kleine Pater Mittags in seinem schwarzen langen Rock an Deck zwischen den Matrosen saß und sein frugales Mahl verzehrte. Er schien das Leben aber schon ge-

wöhnt, und verbrachte die Zeit vortrefflich mit der fast ununterbrochenen Lectüre eines kleinen Gebetbuches.

Von St. Vincent gingen wir, mit einer wirklichen Decke von Kohlenstaub überzogen, Punkt vier Uhr wieder ab, und zwar zwischen dieser Insel und St. Antonio hinaus. Zwei Abende vorher, und zwar erst unter 10° nördl. Breite, sah ich meinen alten lieben Nordstern wieder, und wie hatte ich mich danach gesehnt! Unter der Linie deckte aber immer dünnes, nebeliges Gewölk den nördlichen Himmel. Erst am 13. Abends, unter 33° nördl. Breite, bekamen wir aber den Großen Wagen in Sicht.

Von St. Vincent war unser nächstes Ziel nun erst wieder Lissabon — mit der freundlichen Aussicht einer neuen Quarantaine. Unser Cours lag gerade durch die Canariden hindurch, und am 12. Morgens sichteten wir den Pik von Teneriffa, den wir heute glücklicher Weise bei guter Laune und vollkommen klar und wolkenfrei sahen. Links davon lag die allbekannte Insel Ferro, ein hoher Berg, der in die Wolken hineinstieg — und über den unsere schlauen deutschen Geographen noch immer ihren Meridian ziehen. Die Längengrade reichen dabei von 1—360 um den ganzen Erdball herum, und bringen Jeden zur Verzweiflung, der einen wirklich praktischen Nutzen in ihren Karten sucht. Recht deutlich habe ich das wieder hier an Bord gefunden, wo wir den neuen Stieler'schen Atlas (Gotha, bei Justus Perthes) hatten, und wo es vorkam, daß wir manchmal Berechnungen verschiedener Entfernungen nach Längengraden machen wollten, und es jedesmal unmöglich fanden. Nicht allein, daß eine Karte nach Ferro, eine nach Paris, eine nach Greenwich eingetheilt ist, auf vielen steht nicht einmal angegeben, wo ihr Meridian gezogen wurde, und nur langweilige Vergleiche hätten das zuletzt herausgestellt. Wir werden es später jedenfalls noch einmal dahin bringen, Alle nach Greenwich zu rechnen, denn alle unsere Seefahrer führen englische nautische Handbücher, aber bis dahin müssen unsere Herren Geographen noch so lange als möglich am alten Zopfe hängen und so viel Verwirrung als nur irgend möglich anrichten.

Nachdem wir Ferro etwas weiter zur Linken gelassen, segel=

ten wir ziemlich gerade auf den Pik selber zu, und fuhren dann zwischen Teneriffa und der gegenüber liegenden Insel Gomera durch.

Teneriffa ist eine sehr bedeutende Insel, aber, wenigstens auf der ganzen Strecke, die wir übersehen konnten, vollkommen leer von Bäumen, wenn auch eine Menge kleiner Städte darüber hingestreut lagen. Ich selber habe wenigstens viel mehr Städte als Bäume darauf gesehen.

Und weiter hinter uns ließen wir das Land; die See war fast spiegelglatt, und das wackere Boot machte tüchtigen Fortgang. Glückliche Fahrt, in angenehmer Umgebung, fröhlicher, guter Gesellschaft, und auf der Heimreise — welches größere Glück könnte ein Mensch verlangen!

Am 15. Nachmittags endlich näherten wir uns dem Continent. „Land!" ging der fröhliche Ruf über Deck, und dort drüben lagen die kahlen Uferberge Portugals — lag das alte Europa wieder, mit all' seinen Schwächen und Vorzügen, mit all' seinen lieben, lieben Erinnerungen. Ich konnte mich nicht satt an den eben nicht schönen Uferbergen sehen und hätte am liebsten gleich hier an Land springen mögen. Dagegen sorgte aber die hohe Gesundheitspolizei, die unsern Dampfer, als wir uns der Stadt Lissabon näherten, augenblicklich in Quarantaine legte und keine Seele, ausgenommen die Passagiere für Lissabon nach dem gegenüber liegenden Quarantainehause hinüber, von Bord ließ.

Lissabon liegt, vom Tajo aus gesehen, wirklich reizend, und eine Perle des ganzen Ufers ist das alte maurische Schloß, unmittelbar unter dem wir ankerten. Mächtige Gebäude ragten dabei über die niederen Häuser der Stadt hinüber, und oben in den Hügeln lag das freundliche Cintra mit seinen Thürmen und Springbrunnen. Das war aber auch Alles, was wir von der Herrlichkeit sehen sollten, und das Ganze kam mir fast so vor, als ob Einem in einem Diorama von Weitem ein hübsches Bild gezeigt würde — nur nichts anfassen.

Und doch wird mir Lissabon stets eine angenehme Erinnerung bleiben, denn hier wurden wir unsere portugiesischen Mitpassagiere los und machten einen sehr guten Tausch mit

anderen. Außerdem nahmen wir noch an Fracht eine Partie Korkballen mit für die Weinhändler in Bordeaux.

Und weiter schnaubte der Dampfer hinaus, jetzt an der portugiesischen, am nächsten Morgen an der spanischen Küste hinauf, weiter und weiter hinein in das treulose und tückische Biscayische Meer, das aber für uns nur ein Lächeln und eine wolkenreine Stirn hatte. Kein Lüftchen regte sich, die See war spiegelglatt, und wie kann das hier toben und grimmige Wellen schlagen!

Weiter und weiter flog das wackere Boot, und am 19. October Morgens liefen wir in die Garonne ein, und dampften den wundervollen Strom mit günstiger Fluth und Brise rasch hinauf.

Was für freundliche Ufer der Strom hat, und wie wohl dem wegmüden Wanderer diese ächte europäische Scenerie mit ihren grünen Hügeln und Rebengärten, ihren traulichen Dörfern, ihren Parks und saftgrünen Wiesen thut!

Station Bordeaux! — Mitten zwischen dem großstädtischen Leben dieses bedeutenden Handelsplatzes und einer Anzahl von Schiffen und Dampfern auffahrend, legten wir den Zelten gegenüber an, die errichtet waren, um die Bagage der Passagiere in Empfang zu nehmen. Nirgends in der Welt können aber die Steuerbeamten liberaler mit dem Passagiergut der Fremden umgehen, als hier, und die ganze Sache war in außerordentlich kurzer Zeit abgemacht. Leider hatten wir den Schnellzug nach Paris um etwa eine halbe Stunde versäumt, und ich mußte die Nacht in Bordeaux bleiben.

Mit einem meiner Reisegefährten, mit dem ich die ganze Tour zusammen nach Frankfurt machen wollte, ging ich deshalb noch eine Stunde spazieren und sah mir, da gerade ein großer Markt oder eine Art Messe war, das tolle Meßtreiben der französischen Künstler an. Am nächsten Morgen sechs Uhr ging der Zug nach Paris ab; ich habe nie im Leben eine frohere, glücklichere, angenehmere Fahrt gehabt als diese. Abends um zehn in Paris und wieder drei oder vier Stunden zu spät für den direct anschließenden Zug, — aber was that's — Paris war schon werth, einen Tag darauf zu verwenden.

Den Abend besuchten wir noch ein deutsches Kaffeehaus um vielleicht Landsleute dort zu finden. Mein Reisegefährte traf einen Bekannten, ich wurde ihm vorgestellt, und als er meinen Namen hörte — erfuhr ich, daß ich kein Weib — keinen eigenen Herd mehr habe, und das — war mein Willkommen in der Heimath.

Ende.

Aus meinem Tagebuch.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Auflage.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Die Erbschaft.

Es war im Herbst 1860, daß ich mich von Guajaquil aus in einem Segelschiff nach Callao — dem Hafen von Lima — einschiffte, weil das regelmäßige Dampfboot seine Zeit versäumt hatte und ich auf diese Art rascher glaubte meine Reise fortsetzen zu können.

Darin hatte ich mich freilich geirrt, denn die kleine Brig, die Elskea, segelte schlecht, der Wind wehte ununterbrochen — wie er es das ganze Jahr thut — von Süden herauf, und wir brauchten zu der Strecke, die der Dampfer in fünf Tagen zurücklegte — volle einunddreißig.

Aber das schadete nichts; ich hatte viel zu arbeiten, und der Aufenthalt an Bord war so gemüthlich wie möglich.

Der Capitain, ein alter Mann, der schon seit vielen Jahren an dieser Küste fuhr, war zugleich Eigenthümer des Fahrzeugs. Er hatte aber auch seine Frau, eine ächte alte Holländerin, mit an Bord, nach der er seine Brig genannt, und die beiden alten Leute führten ein behagliches Stillleben mitten im Ocean.

Alles ging nach der Uhr. Morgens früh stand ich mit Tagesanbruch auf und trank eine Tasse Kaffee, die der Koch, so regelmäßig wie die Sonne kam, brachte, dann setzte ich mich an den Tisch und schrieb bis etwa halb neun Uhr, wo die alte Dame die Tafel brauchte, um ihre Zwiebeln oder ihr Fleisch zu schneiden und das Frühstück zu bereiten; denn das Essen für die Kajüte besorgte sie immer selber. Um neun

Uhr wurde gefrühstückt, dann schrieb ich wieder bis zum Mittagessen — vier Uhr. Um sieben Uhr war Theestunde; da uns aber der Thee in dem warmen Klima nicht behagte, wurde derselbe im gemeinschaftlichen Rath abgeworfen und dafür ein tüchtiger „Majorkagrog" eingeführt, wonach die alte Dame Rosinen und Nüsse oder Mandeln auf den Tisch setzte, was eine kleine, ganz angenehme Beschäftigung gab.

Das war die beste Stunde im ganzen Tag, denn ich hatte bald herausgefunden, daß meine alte Dame vortreffliche Geschichten erzählen konnte. Allerdings traf sie auch manchmal auf eine, die sie „irgendwo gelesen", und ich mußte dann freilich ruhig ausharren und das Unvermeidliche ertragen. Die Leute hatten aber auch viel in ihrem Leben gesehen und selber mit durchgemacht, und unter den Schlacken fand sich oft ein hellblinkendes Goldkorn.

So die folgende Geschichte, die sie mir eines Abends erzählte und die, wenn sie nicht in ihr eigenes Leben eingriff, ihr jedenfalls sehr nahe gestanden haben mußte, denn sie ging in die kleinsten Einzelheiten ein, und es geschah manchmal, daß sie bei der Erzählung — was sie sonst nie that — eine ganze Zeit lang ihren eigenen Gedanken nachhing.

Sie war früher in jener holländischen Stadt, in der die Erzählung spielt, schon einmal verheirathet gewesen und ihr erster Mann, ein Schiffsbauer, dort gestorben. — Möglich, daß jenes junge Mädchen gar nicht Doortje geheißen, aber der Fremde brauchte nicht mehr davon zu wissen, wie sie für gut hielt ihm mitzutheilen, und ich gebe deshalb auch hier die Geschichte nur so, wie ich sie von ihren Lippen — noch dazu in der gemüthlichen holländischen Sprache — gehört und treu dem Gedächtniß bewahrt habe, wieder.

I.

Draußen in der Vorstadt von D...., einem ziemlich bedeutenden Ort der Niederlande, lag vor langen Jahren das

nicht sehr große, aber massiv und wohnlich gebaute Haus der Vrouw Maatje, einer alten Dame, das von ihr allein, einer Gesellschafterin, einer alten Magd und einem noch älteren Gärtner bewohnt wurde.

Das Aeußere desselben war ziemlich reich mit alter Steinhauerarbeit verziert; neben der massiv eichenen Thür standen ein paar in Löwenköpfe auslaufende Säulen, und rechts und links von dem Eingang waren zwei in die Mauer gedrückte halbrunde Steinsitze angebracht, die ebenfalls auf Löwentatzen zu ruhen schienen. Auch kurze steinerne Pfeiler umgaben, durch schwere eiserne Ketten verbunden, die ganze Front des Hauses und schnitten dadurch den Verbindungsweg ab, was die Vorbeipassirenden besonders bei schmutzigem Wetter ärgerte.

Ein Fremder hätte gar nicht geglaubt, daß das Haus überhaupt bewohnt wäre, denn so reinlich die blanken Fensterscheiben auch aussahen, und so sauber selbst der selten gebrauchte Eingang gehalten wurde, so waren doch sämmtliche Fenster in dem ganzen Gebäude dicht verhangen, und kein Sonnenblick fiel hinein, kein Menschenauge schaute heraus das ganze lange Jahr über. Ungestraft hatte sogar die Schuljugend die dicken schwingenden Ketten zwischen den kurzen Pfeilern zu Schaukeln benutzt, und tummelte sich gewöhnlich Abends bei freundlichem Wetter mit ausgelassenem Jubel und Geschrei vor dem Haus herum. Niemand wehrte es ihnen, denn sämmtliche Insassen wohnten nach dem Garten hinaus, wohin der Lärm nicht dringen konnte, sie mochten es so arg treiben, wie sie wollten.

Dort in einem der hinteren Zimmer, in einem wohl etwas altmodischen, aber doch recht behaglich ausmöblirten Raum, in dem besonders die auffallende Reinlichkeit wohlthat, saß eine alte Dame und hatte vor sich auf einem kleinen Mahagonitischchen eine aufgeschlagene Bibel liegen, in der sie emsig las. Der Stuhl selber war, trotz seiner gepolsterten Lehnen, noch mit weichen Kissen sorgfältig ausgestopft, und die Fußbank mit einer weichen Decke überlegt, kurz Alles gethan, um ihren Platz so bequem als irgend möglich zu machen.

Die alte Dame schien sich trotzdem nicht ganz behaglich zu befinden; sie rückte immer dann und wann auf ihrem Sitz

hin und her, zupfte bald an den Arm=, bald an dem Kopfkissen, und holte von Zeit zu Zeit tief und ängstlich Athem.

Geräuschlos öffnete sich jetzt die Thür, und ein junges Mädchen trat herein, sah sich erst nach der alten Dame um, und ging dann mit auf dem Teppich vollkommen lautlosem Schritt nach einem kleinen Tisch am andern Fenster hinüber, auf dem eine angefangene weibliche Arbeit lag. Die alte Dame hatte sie allerdings bemerkt und warf über ihre Brille einen Blick nach der Eintretenden hinüber, nahm aber dann keine Notiz von ihr und las ruhig weiter.

Doortje — wie das junge Mädchen hieß — war die Gesellschafterin der alten Dame, aber eigentlich mehr wie ein Kind im Hause gehalten, das sie schon seit ihrem zwölften Jahr bewohnte. Frau Maatje hatte sie damals als eine arme hülflose Waise zu sich genommen, und erntete jetzt, was sie damals Gutes an dem Kind gethan; denn während sich ihre Verwandten wenig oder gar nicht um sie bekümmerten, pflegte sie das junge Mädchen mit wirklich rührender Aufopferung, und wich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite — und doch that sie das die letzten Jahre mit recht schwerem Herzen, wenn auch unverdrossen aus kindlichem Pflichtgefühl.

Doortje war kein Kind mehr; sie zählte vierundzwanzig Jahre, wenn man das auch ihrem blühenden, fast kindlichen Gesicht noch lange nicht ansah, und daß sie hübsch, recht hübsch war, hätte ihr — wenn sie es nicht wahrscheinlich schon selber gewußt — wohl jeder Spiegel augenblicklich bestätigen können. Doortje war auch, bis vor etwa drei oder vier Jahren, ein munteres, fröhliches Mädchen gewesen, das in der Einsamkeit, in der sie leben mußte, die alte Dame stets bei guter Laune und noch jugendfrisch gehalten hatte. Seit der Zeit war das anders geworden, und Doortje seufzte manchmal recht tief auf, und konnte Stunden lang sitzen und auf die dunkeln und dichten Büsche des Gartens oder nach dem darüber stehenden Mond hinausschauen.

Die alte Dame wußte auch recht gut weshalb das geschah, sagte aber nie ein Wort dazu, frug auch Doortje nicht, und diese selber war ein viel zu gutes Kind, als daß sie der alten und mit jedem Jahr launenhafter werdenden Frau

ihretwegen hätte Sorgen machen sollen. Wenn sie ausgeseufzt hatte, nahm sie ihre Arbeit wieder auf und schien sich die Grillen mit Gewalt aus dem Sinn zu schlagen.

Vor nun gerade sieben Jahren kam nämlich ein junger Mann ziemlich häufig in das Haus der Frau Maatje — ein junger Gerichtsschreiber, der ihr zu Zeiten Bericht über einen endlosen Proceß abzustatten hatte. Karel, wie der junge Mann hieß, war immer freundlich und zuvorkommend gegen Doortje gewesen, viel freundlicher wie alle die anderen Menschen — wenigstens auf eine ganz andere Art — und Doortje mochte ihn deshalb gern sehen. Im Anfang war dies Gefühl auch in der That nichts weiter, wie ein stilles, freundliches Wohlwollen, bis sie Karel eines Morgens zufällig im Garten allein traf und ihr hier erklärte, daß er sie liebe und nicht ohne sie leben könne, wenn er nicht ewig unglücklich sein solle. — Da es ihr nun besonders leid gewesen wäre, wenn der Mann unglücklich geworden wäre, der sich eigentlich allein um sie bekümmert hatte, so liebte sie ihn nicht allein wieder, sondern fand das auch ganz in der Ordnung.

Die Tante — wie sie die alte Dame nennen mußte, und wie sie auch eigentlich in der ganzen Familie hieß — fand das aber nicht, als Doortje ihr noch an dem nämlichen Abend davon erzählte; denn ein Geheimniß hatte sie nie vor ihr gehabt. Sie wußte allerdings nichts gegen die Liebe selber einzuwenden, denn das sei etwas, wie sie sehr vernünftig meinte, wofür der Mensch nichts könne, wenn sie auch geglaubt, Doortje würde einmal eine bessere Partie haben machen können. An's Heirathen dürfe aber das damals überhaupt erst siebzehnjährige Mädchen noch nicht denken — wenigstens nicht, so lange sie — die Tante — noch lebe.

„Ich bin eine alte Frau," hatte sie gesagt, „vielleicht nimmt mich der liebe Gott noch in diesem Jahr von der Erde. Die paar Tage, die ich also noch hier zu leben habe, mußt Du auch noch bei mir aushalten, mein Kind — nachher kannst Du ja noch immer thun, was Du willst; und daß ich für Dich sorge, weißt Du ja."

Damit hatte sich Doortje begnügen müssen — aber die Tante starb das Jahr noch nicht — auch das nächste nicht,

und sieben volle Jahre waren seit der Zeit vergangen, in denen das arme Mädchen, wenn sie ja einmal auf das nämliche Capitel zurückkam, immer nur die nämliche Vertröstung hören mußte. Der Zustand der alten guten Dame blieb dabei genau derselbe, und wenn sie auch von Zeit zu Zeit einmal kränkelte, erholte sich ihre gute Natur doch immer wieder. So war denn heute eben so wenig Aussicht auf eine baldige Veränderung in den Verhältnissen der Liebenden, wie vor sieben Jahren.

Der junge Gerichtsschreiber war indessen auch kein junger Gerichtsschreiber mehr geblieben, ohne daß er sich jedoch in seiner Stellung wesentlich verbessert hätte. Allerdings war er, mit hundertfünfzig Gulden Gehalt mehr, um eine Kleinigkeit avancirt, damit aber konnte er noch immer keine Frau ernähren und einer Aussicht auf noch mehr Brodverzehrer entgegensehen. Doortje galt in dieser Zeit jedoch schon in der ganzen Stadt für die Haupterbin der alten Dame, und mit dieser Aussicht dehnte er seine Beamtengeduld auch auf seine Braut aus, und betete jetzt nur dringend zum lieben Gott, daß er die alte würdige Dame — doch endlich zu sich nehmen möge.

Davon äußerte er aber nie ein Wort gegen Doortje selber, er blieb stets gegen sie wohl immer freundlich, ja auch zärtlich, aber doch stets zurückhaltend und verschlossen, und Doortje, die sonst ja auf der Welt keinen einzigen Freund und Rathgeber hatte, und doch mit voller Sehnsucht ein Herz begehrte, dem sie sich erschließen, in das sie Alles, was sie drängte und sorgte, ausschütten konnte, fühlte sich von dem ganzen Wesen ihres Bräutigams — ohne daß sie sich dessen eigentlich recht klar geworden wäre — eher abgestoßen, wie angezogen.

Das aber konnte auf die Länge der Zeit nicht ohne Folgen für sie bleiben, und ihr ganzer, sonst so gutmüthiger und sanfter Charakter erlitt dadurch eine Veränderung, vor der sie oft selber erschrak. So aufmerksam und sorgend sie auch für ihre Wohlthäterin blieb, so war ihr ganzes Wesen doch in den letzten Jahren auffallend härter und abgeschlossener geworden. Da sie aber dadurch sogar in Widerspruch mit

sich selber kam und doch keine Hülfe, keinen Ausweg sah, so zog sie sich nur noch immer mehr in sich selbst zurück, und konnte Stunden und Tage lang in einem Winkel oder auf ihrem Stübchen sitzen und brüten und grübeln. — Was war aus dem sonst so heitern, lebensfrischen Doortje geworden?

Doortje galt jetzt, wie vorhin erwähnt, in der ganzen Stadt für die Haupterbin der alten Dame, was sich nicht allein durch die Länge der Zeit, die sie bei ihr zugebracht, recht gut erklären ließ, sondern auch durch die Tante selber gelegentlich bestätigt wurde. — Doortje bekam nicht einmal ein bestimmtes Gehalt, sondern nur ein ganz geringes Taschengeld, das Karel nothwendig brauchte, seine ebenfalls sehr beschränkte Kasse zu unterstützen; „denn," sagte die Tante wiederum, „was Du jetzt nicht bekommst, bekommst Du einmal später, und im Alter braucht man sein Geld nothwendiger wie in der Jugend."

Mit dieser Aussicht aber versuchten es jetzt auch mehrere andere junge Leute, sich Doortje zu nähern — was allerdings mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, und es wurde ihr jetzt sogar noch von verschiedenen anderen Seiten versichert, daß andere junge Leute ebenfalls nicht ohne sie leben könnten. — Doortje wies sie aber alle still, wenn auch freundlich ab. Mochte sie das Gefühl dabei leiten, daß die neuen Bewerber nur des erwarteten Reichthums wegen zu ihr kämen, und Karel hatte um sie geworben, als sie wenigstens noch keine Ahnung einer solchen Hoffnung hatte — band sie wirkliche Liebe oder nur das gegebene Wort an den einmal erwählten Bräutigam — man kam dabei in ihrem jetzt so kalten, abgeschlossenen Wesen der Sache nicht recht auf den Grund. Nur so viel blieb sicher, daß sie Körbe nach rechts und links austheilte, und ihrem Karel, wie ruhig dieser das auch selber hinnehmen mochte, treu blieb.

II.

So standen die Sachen, als Doortje an diesem Nachmittag in das Zimmer der Tante trat, und eigentlich noch

ein wenig weiter; denn ich habe noch nicht erwähnt, daß sie im Garten gerade kurz vorher ihren Karel gesprochen, der heute noch etwas blasser als gewöhnlich aussah — er hatte überhaupt eine ziemlich kränkliche Gesichtsfarbe — und auf's Neue in sie gedrungen war, doch noch einmal, und zwar ernstlich mit der Tante zu reden. Wenn sie heiratheten — setzte er ihr dabei auseinander — könnte ja die Tante, der Pflege wegen, recht gut zu ihnen ziehen — d. h. er meinte: er zur Tante — und würde dann gar nichts von ihrer gewohnten Bequemlichkeit entbehren, ja diese eher in noch viel größerem Maße genießen können; das Bewußtsein gar nicht gerechnet, ein paar glückliche Menschen gemacht zu haben.

Er verschwieg ihr freilich dabei, daß er sich nicht viel länger auf diese Weise in seiner Stellung halten könne, da er auf die Erbschaft hin, und von seinem geringen Gehalt gedrückt, Schulden gemacht hatte, mit deren Bezahlung er in der letzten Zeit auf höchst unangenehme und bedenkliche Weise gedrängt worden.

Doortje seufzte bei dem Vorschlag recht tief auf, denn sie wußte gut genug, was die schon so oft erhaltene und unausbleibliche Antwort der Tante sein würde, versprach es aber doch und hatte Karel nur gebeten, noch vor Abend wieder in den Garten zu kommen; dort wollte sie ihm Antwort sagen. Dann war sie zur Tante hinauf in's Zimmer gegangen und hatte sich ruhig mit ihrer Arbeit zum Tisch in's Fenster gesetzt, während jene noch eine Zeit lang schweigend weiter las.

Doortje saß dort vielleicht eine Viertelstunde ohne sich zu rühren, und schaute still und ernst auf die in ihrem Schooß ruhende Arbeit — endlich seufzte sie tief auf, und warf dann einen Blick nach der Tante hinüber. Die Tante war aber gerade in einem sehr interessanten Capitel, das sie höchstens konnte siebzig- oder achtzigmal gelesen haben, und hörte nichts davon. Doortje seufzte noch einmal — genau mit dem nämlichen Erfolg. Wie Doortje aber zum dritten Mal seufzte, warf die Tante einen Blick nach ihr über die Brille hinüber, ohne den Kopf aufzuheben. Doortje begann aber jetzt wieder zu arbeiten und that, als wäre nichts weiter vorgefallen, und so verging wieder wohl eine gute Viertelstunde, und da seufzte

as junge Mädchen noch einmal, aber lauter und entschiedener
ls vorher, und die Tante, die glücklicher Weise gerade das
Capitel beendet hatte, nahm ihre Brille ab, legte sie in das
roße Buch und sagte freundlich:

„Was hat denn das Kind heute, daß ihm das Herz gar
o schwer ist?“

„Ach, Tante,“ seufzte das junge Mädchen und ließ die
Arbeit wieder in den Schooß sinken.

„Nun? — darf ich's nicht wissen?“

„Sie wissen's schon, Tante,“ seufzte Doortje — „es ist
ie alte Geschichte. Der arme Karel ist recht unglücklich, und
at gesagt, er könne es jetzt nicht länger aushalten, ohne
nich zu sein, und er wollte sich lieber eine Kugel durch den
Kopf schießen — ist das nicht schrecklich?“

Die Tante setzte die Brille wieder auf, rückte das Buch
urecht und fing ein neues Capitel an — aber sie war nicht
nehr bei ihrer Andacht. Was ihr das Doortje gesagt, ging
hr im Kopf herum, und statt der großen Buchstaben sah sie
ur lauter Dolche und Pistolen. Sie nahm deshalb die
Brille noch einmal ab und begann:

„Doortje!“

„Tante?“

„Du bist doch ein närrisch, ungeduldig Kind. Hab' ich
Dir nicht gesagt, Du solltest nur noch kurze Zeit — Wochen
ur, vielleicht Tage warten, bis sie mich in die stille Gruft
elegt hätten?“

„Aber, Tantchen, darüber sind sieben Jahre vergangen.“

„Sieben Jahre?“ wiederholte die Tante erstaunt —
Gott, Kind, wie die Zeit vergeht — und die ganze Zeit
vartest Du nun schon auf meinen Tod?“

„Aber, Tantchen, Sie sollen ja gar nicht sterben,“ sagte
Doortje, von ihrem Stuhl aufstehend und der Tante Hand
rgreifend, „wenn Karel und ich uns geheirathet hätten,
önnten wir Sie ja erst recht pflegen und auf den Händen
ragen, bis in Ihr spätes Alter hinein, das Ihnen noch
nanche Freude bringen mag.“

„Du bist ein gutes Kind, Doortje, aber eben noch ein

Kind," sagte die alte Frau, ihre Hand streichelnd, „das ve
stehst Du nicht."

„Ich bin vierundzwanzig Jahre alt," sagte Doortje leis

„Vierundzwanzig Jahre," wiederholte die Tante — „Go
wie die Zeit vergeht — und ich sehe Dich noch, wie Du e
klein winzig Ding, im kurzen Röckchen und barfuß zu m
in's Haus kamst."

„Sie sind immer so gut gegen mich gewesen —"

„Tut, tut, tut — will's auch ferner sein, und habe
doch nur Dein Wohl im Auge — glaub' mir's, Doortj
Warte nur noch die paar Tage — es kann ja nic
lange mehr dauern; nachher bist Du Dein eigener Herr u
hast keine alte, kranke, krittliche Tante mehr zu pflegen. -
Du glaubst so nicht, was Alles in einer Wirthschaft vo
kommt — wenn man erst einmal verheirathet ist."

„Aber, Tante."

„Und nun komm und sei ein gut Kind — mach' mi
nicht bös, Schatz — setz' Dich dort hinüber und lies m
einmal dies Capitel vor. — Ich hab' so viel gelesen, d
mir die Augen ordentlich weh thun. Ich weiß auch nic
wie sonderbar mir heut zu Muthe ist — gar nicht wie son
— hm, hm, hm — ich werde doch recht alt. Ja, wie d
Zeit vergeht."

Doortje seufzte wieder auf, und diesmal recht aus volle
schwerem Herzen; aber sie wußte es schon von früher her g
genug, daß mit der Tante — einmal an diesem Punkte a
gelangt — gar nichts weiter zu machen sei, als sich ihre
Willen zu fügen. Sie setzte sich also zum Tisch, drehte d
große, schwere Buch herum, und las der Tante das gan
lange Capitel langsam vor.

Mit der Tante war es indessen heute in der That ander
wie sonst eigentlich, denn so aufmerksam sie jeden ande
Tag dem bekannten Text folgte, so unruhig schien sie heu
schob sich herüber und hinüber, lehnte sich endlich mit de
Kopfe an die Rücklehne, nickte ein wenig mit dem Kopfe u
war, ehe Doortje mit kaum mehr als der Hälfte fertig g
worden, sanft und süß eingeschlafen.

Da sich Doortje selber weniger für das fünfte Buch Mos

ie für ihre eigenen Gedanken interessirte, hörte sie auf zu lesen,
orchte ein paar Minuten den leisen, regelmäßigen Athemzügen
er Schlafenden, stand dann vorsichtig auf und verließ geräusch=
s das Zimmer, um Karel unten im Garten den eben nicht
östlichen Bescheid zu bringen, daß vor der Hand noch Alles
im Alten bliebe. Sie hatte das ja auch vorher gewußt.

III.

Karel wartete noch immer im Garten auf Doortje, und
ef dort mit unruhigen Schritten auf und ab.

Er war ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren,
hlank und gut gewachsen, aber nicht gerade besonders
übsch, mit einem etwas auffallend bleichen Teint, sehr hell=
lauen Augen und lichtbraunen gelockten Haaren. Die Nase
and ihm ein ganz klein bischen schief, aber das schadete
ichts; Doortje hatte sich so daran gewöhnt, daß sie es schon
ar nicht mehr sah, und dafür waren ja auch seine Zähne
 viel besser, die wie ein paar Reihen Perlen hinter den
twas dünnen Lippen lagen. Er trug keinen Bart, außer
icht vor den Ohren ein paar kurze, sorgfältig gekämmte
Backenbärtchen, wie er denn auch außerordentlich auf sich
ielt und trotz seines ärmlichen Gehaltes immer sehr sauber
nd anständig einherging. Man begriff eigentlich nicht, wie
r mit diesem geringen Gehalt nur immer so nett einhergehen
önnte — nur sein Schneider wußte die Ursache — oder
ielmehr seine Schneider, denn er war genöthigt, dann und
ann mit der Kundschaft zu wechseln.

Karel sah heute wirklich noch etwas blasser aus, als ge=
öhnlich, und nun erst, als er Doortje rasch den Gang
erunterkommen sah, färbten sich seine Wangen ein wenig.

„Nun?" — rief er, ihr entgegeneilend — „Du bist lange
eblieben, Doortje; hat die Tante endlich eingewilligt?"

Doortje hätte gar nicht nöthig gehabt, ihm nur ein ein=
iges Wort zu sagen, denn er sah die ganze Geschichte, sein
olles Urtheil, schon beim ersten Blick in ihrem Gesicht, und
war viel deutlicher, als droben in der Tante Zimmer die

großen Buchstaben in der Bibel standen. Doortje schüttelt
aber noch zum Ueberfluß mit dem Kopf und sagte traurig:

„Nein, Karel, wir sind gerade so weit von unserem Zie
wie immer. Du mußt noch ein wenig Geduld mit mir un
der Tante haben."

„Geduld und immer Geduld," rief aber Karel, und wurd
jetzt noch viel bleicher, als er gewöhnlich war — „aber ich
kann keine Geduld mehr haben, Doortje; eine Veränderung
muß in unserem Verhältniß eintreten, wenn nicht —"

Karel ging nicht nur, sondern lief mit auf den Rücke
gelegten Händen unmuthig in dem schmalen Gang auf un
ab, und Doortje stand erschreckt daneben, denn so hatte si
ihren Karel noch im ganzen Leben nicht gesehen.

„Und kann ich's ändern?" sagte sie endlich traurig und
leise.

„Nein, Du nicht," erwiderte Karel, aber ohne den scheuen
Blick zu ihr aufzuheben. „Du nicht, aber — vielleicht ich!"

„Du? Karel?" rief das Mädchen erstaunt, „oh, warum
hast Du es denn nicht schon lange gethan? Glaubst Du
denn nicht, daß ich lieber mit Dir Sorge und Noth leiden
würde, als noch länger hier allein im Ueberfluß zu leben?
Ach," fuhr sie fort, als Karel neben ihr stehen geblieben war
aber noch immer den Blick scheu am Boden haften ließ, „ich
fühle jetzt recht gut, daß die Tante eigentlich keine Liebe
zu mir hat, sondern daß es nur alte Gewohnheit und ihre
eigene Bequemlichkeit ist, die sie an mich fesselt. Sie selber
will nicht aus dem Kreislauf ihres täglichen Lebens, auch um
keines Zolles Breite herausgebracht werden, und daß zwe
Herzen darüber langsam verbluten müssen, macht ihr auch
keine Minute Sorge."

Karel biß sich die Unterlippe und sprach noch immer
nicht; Doortje nahm seine Hand und drückte sie; er überließ
sie ihr willenlos, und es war fast, als ob er irgend ein
schweres, böses Wort des Abschieds auf dem Herzen habe
das er an sie richten wolle, und doch nicht den Muth dazu
heraufbeschwören könne. — Da drang plötzlich ein lauter
ängstlicher Ruf an ihr Ohr. Der Ruf kam aus dem Hau
und trug Doortjens Namen zu den überrascht Hinüber

horchenden. Doortje flog auch im nächsten Augenblick schon, alles Andere darüber vergessend, so rasch sie ihre Füße trugen, durch den Garten, über den schmalen Hof und die enge, aber bequeme steinerne Treppe hinauf.

Sie hatte auch wirklich keine Zeit zu verlieren, denn an der Treppe schon stürzte ihr die alte Magd zitternd vor Aufregung entgegen und brachte nur die Worte über die Lippen:

„Sie stirbt — die Tante!"

Die alte Magd hatte Recht, und die Tante heute zum ersten Mal in den langen Jahren nicht zu viel gesagt, wenn sie der Doortje versicherte, daß sie nicht mehr lange auf ihren Tod würde zu warten haben.

Als das junge Mädchen zu ihr in's Zimmer mehr flog als ging, saß die alte Dame noch immer in ihrem Stuhl, aber eine furchtbare Veränderung war in den wenigen Minuten in ihren Zügen vorgegangen, in denen der Tod schon fest und sicher eingegraben stand, wenn auch der Körper und Geist seine alte Stärke für kurze Zeit bewahrt zu haben schien.

„Doortje," sagte die alte Frau, als das Mädchen auf sie zusprang und zitternd vor Schreck und Aufregung neben ihrem Stuhl auf die Kniee sank und ihre Arme um sie schlang — „Doortje, es geht zu Ende — es ist — vorbei mit der alten Tante — aber — ich habe auch keine Zeit mehr zu verlieren. — Weine jetzt nicht, Kind — spring und schicke rasch zu einem Notar, ich — ich weiß nicht, wie lange es noch mit mir dauert, und — ich muß noch mein Testament machen."

„Das Testament?" rief Doortje, erschreckt zu ihr aufschauend.

„Ja," sagte die Tante leise — „hätte schon lange geschehen sollen, aber — ich fürchtete mich immer davor. Glaubte immer, es wäre gerade so, als ob ich meinen eigenen Sarg bestellte. — Jetzt hilft keine Furcht mehr — lauf, Kind, lauf, weine jetzt nicht — ich habe keine Viertelstunde mehr zu versäumen —"

„Aber wie kann ich jetzt fort?" rief Doortje, die sich in ihrer Herzensangst keinen Rath wußte.

„Schick' Jemanden," sagte die Tante, „aber — schicke

die Marij oder den Gärtner, oder Jemanden von der Straße — aber komme Du gleich wieder zu mir — laß mich jetzt nicht allein — nur jetzt nicht —"

Doortje wollte noch etwas erwidern, aber die alte Dame winkte ihr dringend mit der Hand, und an Karel denkend, der noch wahrscheinlich unten im Garten stand und ja selber vom Gericht war, sprang sie auf, und ihre Füße berührten kaum den Boden, als sie hinunter eilte, ihn zu treffen.

Karel war in der That noch dort, denn der Schreckensruf hatte auch ihn neugierig gemacht, was er bedeute. Doortje brauchte aber nur sehr wenig Worte, ihm zu erklären, was verlangt wurde.

„Kein Testament?" rief er, erschreckt die Hände zusammenschlagend. „Der alte Drache wird sterben und Dich als eine Bettlerin zurücklassen."

Doortje stand entsetzt durch diesen zornigen Ausbruch des Geliebten. Dieser wußte aber selber gut genug, daß jetzt keine Zeit mehr zu Vermuthungen sei, sondern gehandelt werden müsse, und ehe ihm das Mädchen nur ein Wort erwidern konnte, drehte er sich ab, sprang durch den Garten und war im nächsten Augenblick hinter den Büschen verschwunden.

So sehr er sich aber auch eilte, und in so unglaublich kurzer Zeit er mit dem Verlangten und außerdem noch mit zwei Zeugen zurück war — er kam doch zu spät.

Als er vorn am Haus die Klingel fast abgerissen, und ihm die weinende alte Magd endlich mit zitternden Händen geöffnet hatte, als er, ohne diese auch nur zu fragen und schon das Schlimmste ahnend, die Treppe hinauf flog, kam ihm Doortje oben an der Thür entgegen, legte, ohne auf die Gegenwart der fremden Menschen auch nur im Mindesten zu achten, ihren Kopf an seine Brust und sagte leise:

„Es ist vorbei, Karel. Sie hat ausgelitten, und wir Beide stehen jetzt ganz allein auf der Welt."

Sie hatte Recht — es war vorbei, und die alte Dame, mit der Bibel vor sich, in ihrem Lehnstuhl sanft und selig eingeschlafen. Was jetzt weiter geschah, was die Gerichtsleute in dem Haus vornahmen, wie erst Doctor und Leichen-

beschauer kamen, und Alles in dem alten Gebäude verschlossen und versiegelt wurde, davon sah und hörte Doortje nichts, denn sie war auf ihr Zimmer gegangen, hatte sich dort eingeschlossen und weinte sich still und einsam aus — den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch.

Am dritten Tage war das Leichenbegängniß, zu dem alle Verwandten kamen, die sich sonst im ganzen Leben nicht um die „Tante" bekümmert hatten; aber dem äußern Anstand mußte doch Genüge geschehen. Dann kamen die Gerichte wieder und suchten nach einem Testament — aber vergebens. Alle Gefache wurden durchwühlt, alle geheimen Schiebladen, die von der alten Frau bis jetzt als ein Heiligthum betrachtet und gehalten waren, und in denen sie die Reliquien eines ganzen Lebens aufbewahrt. Wer aber kümmerte sich jetzt noch um die getrockneten Blumen und kleinen seidenen Bänder, um das Stückchen von einem alten Handschuh, das in ganz vergilbtes Seidenpapier gewickelt war, oder um all' dergleichen nichtige Dinge mehr. Mit rauher Hand — gut, daß die arme alte Frau das nicht mehr zu sehen brauchte — wurde Alles herausgerissen, und dann wieder — als werthloser Plunder — in ein größeres Gefach hineingeschoben. Auch alle die alten lieben Briefe kamen zum Vorschein — die Chronik eines Herzens, das jetzt in seinem stillen Grabe moderte; aber wen interessirte jetzt noch, was da drinnen stand — und wie manche bittere Thräne hatte doch die alte Frau über eben die Briefe geweint, wenn sie, was *sehr* selten geschah, die gelben Blätter einmal in einsamer Stunde wieder durchstöberte. Ein Testament wollte man finden, und als das nicht aufzufinden war, ging die Erbschaft den gewöhnlichen gesetzlichen und rechtlichen Weg — das heißt, die nächsten Erben traten, nachdem die Aufforderung dazu die gebührende Zeit in den Blättern gestanden, die Erbschaft an, und Doortje wurde von den Erben mit kalten, dürren Worten, wie man so im gewöhnlichen Leben sagt „auf die Straße gesetzt".

Umsonst berief sie sich auf das mündliche Versprechen der Verstorbenen, die jetzt, wie sich herausstellte, ein unerwartet großes Vermögen hinterlassen; umsonst machte sie geltend,

daß sie nie ein Gehalt von ihrer Pflegemutter bezogen habe und immer nur von derselben auf deren Tod vertröstet sei. Die Einnahme- und Ausgabebücher, die geführt worden, waren von Doortje's eigener Hand, und auch in der That nicht klar genug, um sich in etwas hineinzufinden, in das man sich überhaupt nicht hineinfinden wollte. Die übrige Verwandtschaft hätte sich aber vielleicht noch trotzdem bewegen lassen, ein Uebriges für das arme Mädchen zu thun, und von den verschiedensten Seiten wurden sogar Stimmen dafür laut. Die Haupterbin der Vrouw Maatje aber, ihre Schwester, das ledige und selber schon ziemlich bejahrte Freule van Geelen, eiferte aus allen Kräften dagegen, denn sie hatte das arme Mädchen schon seit langen Jahren aus Grund der Seele gehaßt, und immer nur als Erbschleicherin und ihren Rechten feindlich betrachtet.

Jetzt freilich hätte sie sich wohl eingestehen können, daß sie ihr darin bitter unrecht gethan, aber es lag nicht in der Natur des Freule, ein gethanes Unrecht einzugestehen, und die übrigen Verwandten, deren Antheil überdies geringer ausfiel, sahen sich nicht veranlaßt, mit Gewalt etwas durchzusetzen, was ja außerdem gegen ihren eigenen Nutzen ging. Brachte doch „das Freule", wie sie gewöhnlich genannt wurde, während sie hier als Schwester der Verstorbenen gewissermaßen den Vorsitz führte, eine Menge gewichtiger Gründe gegen die arme Waise vor, die von Niemandem der Verwandtschaft genau genug gekannt war, um das Gegentheil beweisen zu können.

Das stille, zurückgezogene Wesen Doortje's, ja ihre angeborene Bescheidenheit galt dem Freule für alberner Stolz und Tücke, mit der sie es „hinter den Ohren" hätte, und daß ihr die „Erbschleicherei" nicht gelungen sei, wäre nur dem „frommen Sinn" der Hingeschiedenen zuzuschreiben, nicht aber Doortje's gutem Willen etwa, an dem es wahrlich nicht gefehlt hätte.

Dabei blieb es denn endlich. Das Freule van Geelen — eine alte Dame mit einer großen blonden Perrücke, einem falschen Auge und einem sehr kostbaren Gebiß von Nilpferdzähnen, übernahm zu ihrem Erbschaftsantheil, außer einem sehr

bedeutenden Capital an baarem Geld und mehreren werthvollen Grundstücken, auch das Haus der Verstorbenen. Unter dem Vorwand aber, daß sie keine Erinnerung an todte Menschen, aus einem angeborenen Abscheu vor Leichen, vertragen könne, mußte nicht allein Alles ohne Weiteres das Haus räumen, sondern die ganze Wirthschaft wurde auch umgedreht, die ganze Einrichtung im Haus, was wenigstens die Front desselben betraf, verändert, und das hintere Zimmer der Frau Maatje, in dem sie gewohnt und geschlafen, fest verschlossen und vollkommen aufgegeben, dagegen aber der vordere Theil des Hauses feierlich in Besitz genommen.

Auch der alte Klaas, der Gärtner, und die alte Magd sollten, wenn es nach ihr gegangen wäre, ohne Weiteres in die Welt hinausgestoßen werden, doch nahmen sich die anderen Erben der Magd an, und auf deren Zureden durfte denn auch der alte Klaas auf dem Grundstück bleiben.

Für Doortje aber sorgte Niemand. Doortje war noch jung und kräftig und konnte für sich selber arbeiten, und wenn das gute Leben aufhören sollte, das sie bis dahin „auf der Erben Kosten" im Haus der Tante geführt, so war das nicht mehr als recht und billig, und hatte nun schon viel zu lange gedauert.

Daß Doortje ihr ganzes Leben der Laune und Bequemlichkeit ihrer „Wohlthäterin" aufgeopfert, fiel Keinem von Allen ein. Was sie gethan hatte, war nur ihre Schuldigkeit gewesen.

IV.

Doortje hatte im Anfang, und besonders als sie das alte Haus verlassen mußte, das bis dahin ihre eigentliche Heimath gewesen, recht schwere, bittere Thränen geweint. Sie fühlte sich gar zu gebeugt und niedergedrückt, und dazu kam noch, daß Karel, der ihr jetzt allein von Allen geblieben, sie in der letzten Zeit auffällig vernachlässigt hatte. Er schrieb das allerdings seinen angeblich vermehrten und kaum zu bewältigenden Geschäften zu, aber Doortje's Herz füllte es des-

halb doch mit recht tiefer Wehmuth, und es war ihr oft zum Brechen schwer.

Doortje hatte ihn freilich die letzten zwei Monate nicht mehr unterstützen können, denn sie war jetzt selber arm. Nur ihre Kleider und die wenigen Möbel aus ihrer Stube mit ihrem Bett hatte man ihr erlaubt zu behalten. Damit war sie hinausgezogen zu fremden Leuten, und dann Arbeit suchen gegangen in der großen Stadt — ein schweres, schweres Ding für ein armes, alleinstehendes Mädchen.

Das Freule van Geelen hatte dabei alles in ihren Kräften Stehende gethan, um die Verlassene noch zu demüthigen, und der stille, verschlossene Charakter Doortje's dadurch eine Bitterkeit angenommen, die ihr sonst vollkommen fremd gewesen — aber erklärlich blieb es freilich wohl, denn das Menschenherz hat ja nun einmal seine Fehler und Schwächen, und selbst die Juvrouw van Geelen, die nie eine Kirche versäumte, war nicht ganz frei davon.

Das Einzige, was Doortje noch aufrecht erhielt, blieb der Gedanke an ihren Karel, und die Hoffnung, die sie auf ihn baute — und auch diese sollte ihr genommen werden.

Eines Nachmittags kam er zu ihr in's Zimmer — er war volle acht Tage nicht bei ihr gewesen — und als sie ihm fröhlich entgegenfliegen wollte, reichte er ihr nur die Hand, führte das zitternde Mädchen auf ihren Stuhl zurück und sagte leise:

„Doortje — ich habe mit Dir zu reden. — Ich — ich hatte Dir anfangs schreiben wollen —“

„Schreiben, Karel?“ rief Doortje in jähem Schreck, die Hände zusammenschlagend.

„Ich hatte Dir anfangs schreiben wollen,“ fuhr aber Karel fort, ohne ihre Aufregung zu beachten, „doch — ich wollte das dem Papier nicht gern anvertrauen, und es ist besser, wir machen es mündlich ab, denn — es ist nothwendig, daß wir endlich einmal zu einem Verständniß kommen.“

Doortje sagte kein Wort mehr. Sie saß still und regungslos noch immer mit gefalteten Händen auf ihrem Stuhl und sah den Geliebten mit ihren großen glänzenden Augen starr und erwartungsvoll an. Sie war in dem Augenblick noch viel

bleicher, als Karel selbst, aber sie unterbrach ihn mit keiner Silbe mehr. Als ob sie in seinem Innern hätte lesen können, wußte sie in einer Art von übernatürlicher Ahnung jetzt schon jedes Wort voraus, das nun kommen mußte.

„Doortje," fuhr Karel fort, ohne jedoch im Stande zu sein, seine Augen zu den ihren zu erheben; er sah, während er sprach, ununterbrochen auf die Spitze seines blankgewichsten Stiefels nieder — „Doortje, es — kann zwischen uns nicht so bleiben, wie es war — das wirst Du selber fühlen. — Du bist arm und ich bin arm, und — wir können einander also auch nicht heirathen, denn wir sind nicht gewöhnt zu leben, wie Tagelöhner leben, und — es würde und könnte nur unglücklich enden."

Karel schwieg und drehte den Hut, den er noch immer in der Hand hielt, ein paar Mal herum; da aber Doortje mit keinem Laut verrieth, daß sie das eben Gesprochene auch nur gehört habe, und er sie hätte in diesem Moment um keinen Preis der Welt ansehen können, der peinlichen Scene aber auch gern und rasch ein Ende machen wollte, so fuhr er wie vorher fort:

„Es ist besser, Doortje, ich sage Dir das jetzt — ich glaube, es ist ehrlich gehandelt, damit Du — Dich nicht weiter um mich sorgst und ängstigst. — Wir — wir müssen jetzt Beide sehen, wie wir am besten durch die Welt kommen — Du machst vielleicht eine bessere Partie, als ich bin, und ich — ich will auch sehen."

„Die Leute haben mir erzählt, Karel," sagte Doortje mit kaum hörbarer und vollkommen tonloser Stimme, „daß Du Dich schon seit wenigstens vier Wochen um die Tochter des Kronenwirths bewürbest. — Ich habe es nicht geglaubt — ich habe die Leute Lügner und Verleumder gescholten und sie mir zu Feinden gemacht, und keine Silbe davon gegen Dich erwähnt, weil ich es ja eben für Lüge und Verleumdung hielt — ist das wahr, Karel?"

Karel erwiderte nichts; nur eine leise Färbung von Roth schoß in seine Wangen. Endlich sagte er:

„Es bleibt sich jetzt gleich, Doortje, was Jedes von uns thun wird. Jedes von uns wird von dieser Stunde an wie-

der sein eigener Herr sein, und wir können ja deshalb — wenn wir uns auch nicht näher angehören sollen, doch immer noch gute und treue Freunde bleiben — nicht wahr Doortje?"

Er wagte jetzt einen Moment den Blick zu ihr aufzuschlagen, aber es war auch wirklich nur ein Moment, denn der ihrige haftete gar zu fest und durchdringend auf ihm — er konnte ihn nicht ertragen.

„Ich werde Dir auch immer dankbar bleiben, Doortje," fuhr er nach einer peinlich werdenden Pause wieder fort, „für das viele Liebe und Gute, was Du mir gethan hast. Ich werde es Dir gewiß im Leben nicht vergessen — laß Du mich auch nicht ganz vergessen sein. Es hat einmal nicht geschehen sollen — der Himmel hat's nicht gewollt, und da läßt sich denn freilich nichts dagegen thun."

Wieder keine Antwort — die Scene mußte für beide Theile peinlich und qualvoll sein, und Karel stand langsam von seinem Stuhl auf. Ein scheuer Blick auf Doortje hinüber zeigte ihm aber, daß das Mädchen noch immer unverändert in ihrer Stellung saß, und ihr Auge, das vorher auf Karel's Gesicht geheftet, hing jetzt eben so stier an dem leeren Raum, aus dem er sich erhoben.

„Leb' wohl, Doortje," sagte Karel und streckte ihr halb die Hand entgegen, aber sie rührte und regte sich nicht. Sie schien gar nicht einmal zu wissen, daß er überhaupt noch im Zimmer sei —; „leb' wohl, Doortje," wiederholte er noch einmal, und wieder keine Antwort. Da wurde es ihm unheimlich in der Nähe des schwer gekränkten Kindes; er konnte keinen Athem mehr bekommen, und mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung schüttelte er das lähmende Gefühl von sich und verließ, ohne sich auch nur nach ihr umzusehen, rasch das Zimmer und das Haus.

V.

Wie lange das arme Doortje noch still und regungslos so gesessen hatte, als der treulose Mensch die Thür schon lange hinter sich in's Schloß gedrückt, wußte sie selber nicht. Sie

hörte nicht einmal, wie er fortging, sie begriff kaum, als sie endlich aus ihrem halben Starrkrampf erwachte, daß er überhaupt bei ihr gewesen sei und Abschied von ihr genommen habe — Abschied für immer und für alle Zeit. Nur daß etwas Schreckliches — etwas ganz Schreckliches geschehen sei, fühlte sie in der furchtbaren Leere und Oede im Herzen, und es war ihr Schmerz deshalb lange nicht so groß, daß sie den Geliebten, sondern daß sie mit ihm auch den letzten Glauben an die Menschheit verloren.

Alle hatten sie verlassen; Alle hatten sie rücksichtslos unter die Füße getreten, oder gleichgültig aus dem Wege geschoben, und ein weniger starker Charakter als der ihre hätte unter diesem letzten schweren Schlag vielleicht zusammenbrechen müssen. Doortje aber erlag dem nicht — nein, nicht einmal eine einzige Thräne füllte das noch immer stier in der Luft haftende Auge, und als sie sich später wieder emporraffte und sogar ihre Arbeit aufnahm, als ob sie an der unterbrochenen Stickerei fortfahren wollte, lag eher ein bitteres, stolzes Lächeln um die emporgeworfenen Lippen. Sie hatte, wie sie glaubte, jetzt mit der ganzen Welt gebrochen, und wollte nun auch allein und trotzig den Kampf mit der ganzen Welt aufnehmen.

Armes Kind! Wie wenig kannte sie noch von dem Leben da draußen, von dem sie in ihren abgeschlossenen Mauern fast nichts zu sehen bekommen. Wie wenig kannte sie die Menschen und sich selbst!

Aber dieser feste, trotzige Entschluß that ihr wohl, und sie konnte sogar gleich in der nächsten Viertelstunde die Probe machen, ob sie sich wohl dem Kampf gewachsen fühlen würde. Kaum eine Viertelstunde später brachte ihr nämlich der Postbote einen Brief von niemand Geringerem als dem Freule van Geelen, die ihr mit recht boshaften und hämischen Bemerkungen anzeigte, daß an dem einen Dutzend silberner Eßlöffel — die sie erst jetzt habe nachsehen können — zwei Stück fehlten, und Juvrouw Doortje wohl aus Versehen die beiden Löffel mitgenommen habe. Sie bäte deshalb dringend um Rücksendung derselben, um sich weitere Unannehmlichkeiten erspart zu sehen.

Das erste Gefühl, als Doortje den schändlichen Brief las, war, daß sie ihn zerreißen wollte aber sie besann sich plötzlich eines Besseren, faltete ihn wieder zusammen, legte ihn in ihren Nähtisch, und nahm dann Hut und Shawl, um ein wenig an die frische Luft zu gehen. Im Zimmer war es ihr so schwül, daß sie kaum mehr Athem holen konnte: die Wände schienen über sie herein zu brechen, und sie sehnte sich hinaus in's Freie — in die Sonne.

Armes Doortje! — sie glaubte, daß nur die dumpfe Luft der kleinen Dachkammer daran schuld sei; aber die drückende Schwüle lag tiefer — lag in ihrem eigenen Herzen, und das nahm sie ja doch auch mit hinaus in Luft und Sonnenschein, ohne daß dem die beiden etwas nützen konnten.

Auch die Wahl des Spaziergangs war keine glückliche, wenn sie dadurch ihre trüben und bitteren Gedanken verscheuchen oder doch zurückdrängen wollte, denn fast unwillkürlich und wie aus alter Gewohnheit schlug sie den Weg nach dem Hause ihrer alten Wohlthäterin ein — lieber Gott! sie hatte ja fast keinen andern gekannt die langen Jahre hindurch, und schrak erst ordentlich zurück, als sie die Hand auf die Klinke legte, und nun, oh wie viel stärker! das Bewußtsein hatte, daß sie hier fremd für alle Zeit geworden.

„Fremd in der Heimath", oh, es ist das ein böses, bitteres Gefühl, und thut weh, entsetzlich weh! — Wohl dem Menschen, der es nie gekannt und empfunden.

Doortje nahm die Hand wie in einem schweren Traum von der Klinke und schritt langsam die Straße wieder hinab; aber es war, als ob sie ein eigener böser Zauber immer wieder zu den alten, liebgewonnenen Räumen zurückzöge, denn während ihre Gedanken jetzt in weiter, weiter Ferne schweiften, lenkte ihr Fuß unbewußt zu dem alten Platz zurück, und sie erschrak ordentlich, als sie sich plötzlich auf's Neue an der Hinterthür des nämlichen Gebäudes, an der kleinen schmalen Gartenpforte fand. Ehe sie auch recht selber mit sich im Klaren war, ob sie den Garten betreten sollte oder nicht, hatte sie die Thür geöffnet und stand in dem alten schattigen Gang verwilderter Taxushecken, der gerade hin auf ihre kleine liebe Laube führte — und sollte sie jetzt

urück? — Nein, der Abend dämmerte schon, die Luft war
ühl und feucht. Der Herbst hatte begonnen seine gelben
Blätter über die Wege zu streuen, und das alte Fräulein van
Geelen suchte zu so später Tageszeit den Garten nicht mehr
uf, sie konnte sicher sein, daß sie hier nicht gestört wurde.
Und wenn sie ihr begegnete? — Doortje preßte die Lippen
est zusammen, und ihr Auge schoß einen fast wilden, zor-
igen Blick nach dem Hause hinüber, das mit seinen blinken-
en Fenstern nur eben hier und da durch das Laub der
Bäume schimmerte. Sie fürchtete sich nicht so viel vor der
etzigen Besitzerin des Hauses, ja in diesem Augenblick wäre
s ihr eine Wohlthat, eine unsagbare Erleichterung gewesen,
venn sie Der, die ihr so vieles Leid schon zugefügt, einmal
ätte unter vier Augen recht von der Seele weg sagen kön-
en, was sie von ihr hielt.

Aber das Freule van Geelen kam nicht in den Garten her-
nter, in den der Abend jetzt schon seine Schatten warf. Ueber-
aupt verließ sie nach Dunkelwerden nur ungern ihr Zim-
ner, und dann selbst nie allein, sondern stets in Begleitung.
So entschieden furchtlos sie nämlich im allgemeinen Kampf
es Lebens körperlichen Gegnern und besonders Gegnerinnen
ntgegentrat, und eine so furchtbare Waffe ihre Zunge in
llen ebenbürtigen Gefechten sein mochte, eine so unüberwind-
iche Scheu hatte sie gegen Sachen, die sich nicht vollständig
egreifen und durch die Dienstboten abwenden ließen. —
Geistergeschichten besonders durften in ihrer Nähe nicht erzählt
verden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, sie
n Krämpfen zu sehen. Da das aber nachher stets mit sehr
ielen Umständen verknüpft war, unterließ man es lieber, und
venn nicht einmal eine von ihren „Freundinnen" aus un-
chuldiger Neckerei hier und da eine Anspielung machte, hörte
as Freule van Geelen wenig von überirdischen Geistern —
nit irdischen kam sie überhaupt in keine Berührung.

Doortje konnte deshalb ganz sicher sein; die jetzige Be-
itzerin des Gartens betrat ihn sicher nicht zu dieser Tages-
eit, wie sie selbst im hellen Sonnenlicht eine Art von Scheu
vor jenen Gemächern hatte, welche von Mevrouw Maatje

bewohnt worden, und während sie in den vorderen, prachtvo eingerichteten Zimmern des ererbten Hauses gerade eine kleinen, aber ausgewählten Gesellschaft von ältlichen Dame — junge wurden gar nicht im Hause geduldet — eine aus führliche und sehr interessante Beschreibung gab, wie sie vo dem Geschöpf — der armen Doortje bestohlen und betroge sei, und was die „Erbschleicherin" Alles aus dem Hause g schleppt habe, saß das verlassene Mädchen mit einer ganze Hölle von Gram und zertretenen Hoffnungen im Herze trauernd, allein in der dunkeln Laube, und fühlte gar nich wie der Nachtwind immer kälter durch die dichten Aeste stri und sauste, und die gelben Lindenblätter einen förmliche Regen über sie ausschütteten.

Armes Doortje!

VI.

Drei Monate waren seit der Zeit wieder vergangen, un Manches war geschehen, wenn es auch keinen Einfluß auf da Geschick des armen Mädchens ausübte, oder dessen Lage ve bessert hätte. Im Gegentheil suchte Freule van Geelen Alle vor, was in ihren Kräften stand, die Arme zu kränken un zu demüthigen, die ihr durch ihren „Stolz", wie sie e nannte, nur noch verhaßter geworden war. Doortje hat nämlich ihre boshaften Briefe im Anfang nicht beantworte und später nicht einmal mehr angenommen, so daß sie dop peltes Stadtporto dafür zahlen mußte.

Doortje würde auch gern von D.... weggegangen sei wenn sie nur die Mittel dazu gehabt hätte; aber in eine vollkommen fremden Stadt wäre sie ganz verloren gewese denn hier hatte sie doch wenigstens Bekannte — wenn au keine Freunde — und konnte genügend Arbeit bekomme um sich eben anständig am Leben zu erhalten.

Eine kleine Genugthuung für sie fiel allerdings in die Zeit, denn die Tochter des Kronenwirths, ein kleines, runde gutmüthiges Wesen, um das sich ihr treuloser Karel m einigem Erfolg beworben, hatte zufällig gehört, wie schlec

nd undankbar ihr Bräutigam sich gegen das arme Doortje
etragen, und die Verbindung mit ihm darauf rasch und ganz
ntschieden abgebrochen.

Das junge Mädchen schrieb auch einen recht herzlich
ieben Brief an Doortje, worin sie dieselbe mit einfachen,
ührenden Worten um Verzeihung bat, daß sie ihr unbewußt
o großes Unrecht gethan und ihr den Geliebten abwendig
emacht habe. Doortje beantwortete aber auch selbst diesen
Brief nicht, der gewiß aus gutem, mitleidsvollem Herzen kam,
enn gerade das Mitgefühl darin, das sie allein für Mit-
eid hielt, empörte sie. Sie war von keinem Menschen auf
er Welt geliebt, so wollte sie denn auch von keinem bemit-
eidet sein — am wenigsten von einer Nebenbuhlerin, die sie
is jetzt nur gewohnt gewesen war zu hassen und zu ver-
bscheuen.

Wie oft thun wir in solcher oder ähnlicher Art unseren
Nebenmenschen Unrecht, und stoßen muthwillig Herzen von
uns zurück, die es wirklich gut und ehrlich mit uns meinen,
nur weil zufällige Umstände oder unser eigenes Vorurtheil
gegen sie sprechen. Wir gestatten der Vernunft überhaupt
nirgends das Wort, wo unser Herz schon vorher seinen
Urtheilsspruch gefällt. — Aendere aber 'mal Einer die Menschen.

Doortje hatte allerdings einmal eine Art von Gefühl,
als ob sie dem armen Mädchen bitteres Unrecht thue, und
eigentlich zu ihr müsse, um ihr wenigstens die Hand zu drücken,
wenn sie sich dann auch im Leben nicht wieder sehen sollten.
Die Bitterkeit aber, die ihr ganzes Herz überkommen, war
stärker; sie drehte den Brief zusammen, steckte ihn in den
Ofen, und damit blieb die Sache abgethan.

Doortje zog sich überhaupt immer mehr in sich selbst
zurück, verkehrte mit keinem Menschen weiter, außer denen,
mit welchen sie die übernommenen Arbeiten in gezwungene
Berührung brachten, und vermied besonders seit jenem schmerz-
lichen, ja furchtbaren Abend, der Liebe und Hoffnung in
ihrer Brust zerstörte, den Garten der Vrouw Maatje zu
betreten. Was konnte sie sich dort auch holen, als nur immer
neue Nahrung für ihren Schmerz. Abgeschlossen und still
lebte sie in ihrer kleinen Klause in derselben Vorstadt, und

verkehrte dort nicht einmal mit ihrer Wirthin, einer alten würdigen Dame, die sich die größte Mühe gab, dem armen jungen Mädchen etwas mehr zu sein, als eben Wirthin. Doortje fühlte das heraus, fühlte, daß sie hier ebenfalls wieder bemitleidet wurde, und zog sich nur um so mehr und kälter in sich selbst zurück.

In dieser Zeit durchlief ein wunderliches Gerücht die Stadt, das nämlich, daß es in dem Hause der verstorbenen Vrouw Maatje nicht geheuer sei oder — mit anderen Worten — umgehe. Das Freule van Geelen rührte allerdings fast der Schlag vor Schreck, als das Dienstmädchen Morgens mit der furchtbaren Kunde in's Zimmer stürzte, und willig die augenblicklich erfolgende Dienstkündigung hinnahm, „denn in einem solchen Hause möchte sie doch keine Nacht länger schlafen", wie sie boshaft hinzusetzte, „und der Gottseibeiuns würde schon wissen, hinter wem er her wäre und wem er nächstens den Hals umdrehen werde".

Diese schändliche Bosheit allein rettete die alte Dame von den sonst unausbleiblichen Krämpfen. Das elende Geschöpf hatte sie jedenfalls nur absichtlich erschrecken oder einschüchtern wollen, und sie vergaß sich selbst so weit, mit der Feuerzange, die sie gerade in der Hand hielt, auf den Unglücksboten einzufahren.

Das half ihr aber nichts. Das Mädchen schlug ihr die Thür vor der Nase zu, packte ihre Sachen zusammen und verließ noch an dem nämlichen Tag das Haus, während eine Andere, die am nächsten Morgen anzog, ihr vierundzwanzig Stunden später ebenfalls, und zwar aus der nämlichen Ursache kündigte.

Das Freule van Geelen hätte Nerven von Stahl und Eisen haben müssen, auch diesem zweiten Schlag so trotzig wie dem ersten die Stirn zu bieten; sie bekam Krämpfe und das zweite Mädchen noch unmittelbar vorher ein paar Ohrfeigen rechts und links. Die Sache blieb aber trotzdem beim Alten; die Mädchen wurden fortgejagt, aber der „Spuk" ließ sich eben nicht vertreiben, ja trat sogar von Nacht zu Nacht entschiedener und lauter auf, bis der unheimliche Lärm

elbst bis zu des Freules Schlafzimmer drang, und nun ogar von ihr nicht mehr fortgeleugnet werden konnte.

Am nächsten Morgen schon zog das Freule van Geelen n ein anderes Quartier, und der alte Gärtner wurde jetzt ufgeboten, ebenso wie der Nachtwächter, dem unerklärlichen Gehämmer und Spectakel auf die Spur zu kommen. Alles msonst. Selbst die Polizei ward requirirt, um dem ge- törten Hause seinen Frieden wieder zu geben; sie richtete ichts aus, ja machte das Uebel wo möglich noch ärger, denn er dort postirte Beamte sagte auf seinen Diensteid aus, er abe Nachts um zwölf Uhr eine weibliche Gestalt die Gar- ine von der Glasthür des Zimmers, in dem er wachte, urückschieben sehen, die auf sein Anrufen nicht geantwortet, ondern, als er die Thür geöffnet, verschwunden gewesen sei.

In der nächsten Nacht fuhr das arme Freule van Geelen nit einem lauten Aufschrei in ihrem Bett empor. Jedenfalls hatte sie irgend einen unangenehmen Traum gehabt, aber sie wollte keinem Menschen das sagen, was es gewesen, und befahl nur gleich am Morgen früh ihrem Verwalter, das alte Haus in der Vorstadt zu räumen und zu verschließen, und keiner Seele mehr zu erlauben, es zu betreten. Sie hatte, wie sie sagte, das tolle Geschwätz der Leute jetzt satt, und wollte dem dadurch für immer ein Ende machen, daß das alberne Gebäude — sie wollte, sie hätte es im Leben nicht gesehen — leer stehen blieb. Nachher müßte der Schnack der hirnlosen Menschen von selber aufhören.

Darin hatte sie nur zum Theil Recht, denn das Haus hieß von dem Tage an, wo es geräumt wurde, das „Spuk- haus" in der ganzen Stadt, und vier Wochen lang wurde in der That von weiter nichts gesprochen, als eben davon und all' den Ungeheuerlichkeiten, die sich dort begeben hätten. — Dann kamen freilich andere Dinge dazwischen, welche die Aufmerksamkeit der guten Bürger von D.... mehr in An- spruch nahmen, denn Napoleon I. überzog damals zuerst Europa mit seinen blutigen Kriegen, und wenn auch Holland bis jetzt noch davon unberührt geblieben war, begann man doch zu ahnen, welch ein Geist in diesem neuen Eroberer stäke, und daß er jedenfalls ein sehr unruhiger und gefähr-

licher Nachbar zu werden verspräche — Dinge, über die man natürlich leicht einen gewöhnlichen Spuk vergessen konnte.

Monate vergingen wieder so, und selbst die Nachbarn fingen an, schon ganz gleichgültig an dem leer stehenden Gebäude vorüber zu gehen, aus dem natürlich nicht das geringste Ungewöhnliche herausgedrungen. Welcher Geist aber auch immer darin stak, so schien er doch selber mit dieser Vergessenheit, oder mehr noch Vernachlässigung, nicht einverstanden. In dieser Zeit hatte sich nämlich ein Käufer für das alte Gebäude gefunden, der wahrscheinlich nicht an den Spuk glaubte, oder die Sache doch für abgethan und verjährt hielt, als plötzlich — es traf sich vielleicht nur zufällig, daß es gerade der Geburtstag der alten Dame war — die Nachbarschaft durch die Beleuchtung der ganzen ersten Etage alarmirt und in Schrecken versetzt wurde. In der Nacht, mit dem Schlag Zwölf, entzündeten sich nach und nach die Lichter in sämmtlichen drei Zimmern des ersten Stocks, brannten etwa eine Viertelstunde — Zeit genug, um Hunderte von Menschen vor dem Haus zu sammeln — und verlöschten dann wieder nacheinander, ohne daß sich von außen hätte weiter etwas als der Schein derselben erkennen lassen, denn die vergilbten Rouleaux verhingen jetzt gerade wieder so dicht die freilich erblindeten Scheiben, wie zu Vrouw Maatje's Zeiten, als sie noch ihr stilles Hinterstübchen bewohnte.

Man kann sich denken, welche Aufregung das in der ganzen Stadt hervorbrachte. Selbst Napoleon war für die nächsten Tage rein vergessen, und man sprach von nichts in der Welt, als der geisterhaften Beleuchtung des Spukhauses, von der man, als die Polizei gegen Mittag die besonderen Räumlichkeiten genau untersuchte, auch nicht die geringste hinterlassene Spur entdecken konnte.

VII.

Gerade in dieser Zeit kam ein weitläufiger Verwandter des Freules van Geelen, ein Schiffsbauer, nach D...., der

ber auch ein paar Reisen nach Java und dem ostindischen
lrchipel gemacht hatte, und jetzt zurückgekehrt war, um sich
n den bedeutenden Werften der Stadt in seinem Geschäft
u etabliren. Er hatte früher schon einmal ein halbes
Jahr in D.... gelebt, war dann wieder zur Erbschafts-
egelung von Amsterdam herüber gekommen, und wollte sich
etzt eben nach einer passenden Wohnung in D.... umsehen,
ım dann herüber zu ziehen und seinem Beruf mit frischen
kräften und gutem Muth zu folgen.

Das Einzige, was ihn dabei noch störte, oder ihm wenig-
tens Schwierigkeiten in den Weg warf, wenn er vor diesen
ıuch nicht im Mindesten zurückschreckte, war sein sehr geringes
Vermögen, das ihn überall hinderte, die Sache mit rechtem
Ernst und dem gehörigen Nachdruck anzugreifen. Allerdings
ühlte er die Kraft in sich, dem Allen die Stirn zu bieten
ınd sein gestecktes Ziel doch endlich zu erreichen, aber es
varf ihn jedenfalls um so viel Jahre zurück, und er hatte
ange mit sich gekämpft, ob er nicht doch einen oder den
ındern seiner wohlhabenden Verwandten um ein Anlehen
ragen solle. Er wollte ja von Niemandem etwas geschenkt,
ınd hatte genug Vertrauen zu sich, um über die baldige Rück-
ahlung keinen Augenblick in Sorge zu sein. — Wer borgt
reilich einem Seemann gern Geld, denn in nur sehr seltenen
Fällen haben dieselben, bekannter Maßen, einen Begriff von
essen Werth.

Die Verwandten in D.... schienen dieselbe Ansicht zu
aben, denn der junge Jansen hatte bis jetzt — wenn man
hn auch als einen geschickten Arbeiter kannte — für einen
ntsetzlichen Leichtfuß gegolten, der aus reinem Uebermuth zur
See gegangen war, nur um sich nach Herzenslust in fremden
Erdtheilen herumtreiben zu können. Man gab ihm deshalb
iberall die vortrefflichsten Lehren, aber — kein baar Geld,
ınd da er noch dazu viel zu stolz war, sich bei den verschie-
enen Verwandten auf's Bitten zu legen, so zog er auch aller
Orten unverrichteter Sache wieder ab.

Nur bei dem Freule van Geelen war er noch nicht ge-
vesen; denn wenn sie auch das meiste Vermögen besaß und
hm am leichtesten hätte helfen können, so mochte er die

zänkische und klatschsüchtige alte Jungfer doch nicht leiden und wußte außerdem, daß sie außerordentlich geizig sei. So oft er deshalb an ihre Thür kam, drehte er auch immer wieder um, und nur als alle übrigen Versuche fehlgeschlagen waren, faßte er den Entschluß, ihr doch wenigstens „das Wort zu gönnen“.

„Ich will mir später keine Vorwürfe machen können, nicht auch das Letzte versucht zu haben,“ entschuldigte er sich selber, „und wenn sie dann nicht herausrücken mag? — wohl, dann läßt sie's eben bleiben und ich brauche nicht „danke“ zu sagen — das ist Alles. An dem Wort verbrennt man sich ja doch nicht den Mund, und ich weiß doch, daß ich mir selber helfen kann — ohne die alte Schachtel.“

Gedacht, gethan. In seiner besten blauen Jacke, den lackirten Hut weit in den Nacken geschoben, Hemd und Hosen weiß wie frischgefallener Schnee, und ein roth und grün gemustertes ostindisches Taschentuch in der rechten Jackentasche, so klopfte Jansen Morgens um elf Uhr an die Thür der alten Base und hatte, schon während er klopfte, die stille Hoffnung, daß sie nicht zu Haus sein oder ihn wenigstens nicht vorlassen würde; denn daß er von ihr kein Anlehen bekam, wußte er ziemlich sicher voraus. Er that's eben nur, um nichts versäumt zu haben.

Ganz wider Erwarten ließ ihn aber das Freule van Geelen wirklich vor, und Jansen rückte erst eine ganze Weile verlegen auf seinem Stuhl herum, ehe er mit der Sprache und seinem Anliegen herauskam — freilich mit dem vermutheten Erfolg.

Zunächst benutzte die Base diese außerordentlich günstige Gelegenheit, ihm sein ungeregeltes Leben (von dem sie eigentlich nicht das Geringste wußte), wie sein „zweckloses“ Umherschweifen in der Welt vorzuhalten und ihn ernstlich zu ermahnen, sich zu bessern. Dann aber, als er schon anfing ungeduldig zu werden, versicherte sie ihm, daß sie ihm trotz alledem doch mit dem größten Vergnügen helfen würde, wenn — sie eben die Mittel dazu besäße und nicht in der letzten Zeit schon so außerordentlich viel Verluste gehabt hätte.

Jansen hatte seinen lackirten Hut schon einige hundert

Mal im Kreis gedreht und mit einer wahren Engelsgeduld den Sermon angehört. Jetzt aber glaubte er jeder Forderung, die er an sich selber hätte stellen können, auch vollkommen Genüge geleistet zu haben, und seinen Stuhl rückend, sagte er lachend:

„Also das Kurze und Lange von der Sache ist, daß ich kein Geld bekomme, Juvrouw Base, obgleich ich gerade damit genau solch' ein solides und stetes Leben beginnen könnte, wie Sie von mir fordern."

„Ich kann's nicht, mein Junge — ich kann's wahrhaftig nicht — wenn Du mir nur den Gefallen thun wolltest, den Hut nicht in einem fort herum zu drehen — ich werde ganz schwindlig, und es greift meine Nerven an."

„Hm," sagte Jansen, der seinen Hut der Sicherheit wegen mit beiden Händen festhielt — „na, dann ist's eben noch so, und ich muß sehen, wie ich allein durchkomme. Hat sich ja doch auch Niemand um mich bekümmert, seit mein Vater und meine Mutter starb, und ich habe trotzdem meinen Weg ehrlich durch's Leben gemacht."

„Ich thät's gewiß gern, Piet, aber die Zeiten sind wirklich zu schwer, und wer von uns weiß denn, was der nächste Tag bringt."

„Ach was, Zeiten!" sagte Jansen, den die Sache selber weit weniger als die Ausreden ärgerte — „warum können Sie nun nicht ehrlich von der Leber weg reden und sagen: ich geb' Dir kein Geld, Piet, weil ich erstens keine Lust dazu habe, und dann auch nicht glaube, daß Du's so anwendest, wie Du jetzt versprichst? Da wäre doch wenigstens noch Verstand drin, aber die Zeiten — soll der Teufel holen, die haben mit der ganzen Geschichte nichts zu thun."

„Wenn Du nur Deine rohen Seemannsflüche in meiner Gegenwart lassen wolltest! Ihr junges Volk habt aber keine Idee vom Leben, weil Ihr nicht für die Zukunft denkt und sorgt. Das ist Alles nur Gegenwart, Alles nur der Augenblick, und wenn der gedeckt ist, seid Ihr eben zufrieden."

„Und brauch' ich nicht gerade das Geld für die Zukunft?"

„Thu mir den einzigen Gefallen und halte den Hut still — ja, das glaub' ich Dir wohl, aber wo soll ich's hernehmen,

wenn ich nicht gerade in der Zukunft darben will? Sieh nur den Verlust, den ich wieder an dem Haus in der —straße habe, das ich muß leer stehen und verfallen lassen, um — weil die albernen Dienstboten behaupten, es spuke darin, und deshalb nicht bei mir aushalten wollen."

„Spuk — papperlapapp!" sagte Jansen, indem er verächtlich die Oberlippe emporwarf — „damit sollte man doch einem vernünftigen Menschen nicht mehr kommen. Jammerschade ist's außerdem für den prächtigen Platz, ganz nahe bei den Werften — spuken? — wer zum Henker soll sich davor fürchten?"

„Junges Volk, junges Volk!" seufzte die alte Dame mit einem andächtigen Blick zum Himmel — „und hat Mynheer Goudmarle nicht den Kauf rückgängig gemacht, nur weil es eben in dem Haus nicht richtig ist?"

„Mynheer Goudmarle ist ein Esel," sagte Jansen; „ich wollte, ich hätte das Geld, und alle Geister- und Spukgeschichten der Welt sollten mich nicht abhalten, das Haus zu kaufen. — Aber, Fräulein Base, ich habe Ihre Zeit schon länger in Anspruch genommen, wie ich eigentlich wollte. — Nichts für ungut, es war nicht so bös gemeint, und Sie können sich wenigstens fest darauf verlassen, daß ich Ihnen nicht wiederkomme. — Gott behüt' Sie — bitte, mich in freundlichem Andenken zu behalten."

Peter Jansen war aufgestanden, machte eine etwas linkische Verbeugung gegen die Jungfer Base — denn wenn er den alten Drachen auch eigentlich nicht leiden konnte, imponirten ihm doch merkwürdiger Weise immer die seidenen Tapeten und feinen Porzellanvasen — und ein paar Minuten später wäre er zur Thür hinaus und auf der Straße gewesen, um nur erst wieder einmal frisch und frei Gottes Luft einathmen zu können. Dem Freule van Geelen waren aber indessen eine Menge von Gedanken durch den Kopf gefahren — sie hatte noch im Leben nicht so schnell gedacht — und als Jansen eben mit einem halb verunglückten Kratzfuß das Zimmer verlassen wollte — der Boden brannte ihm schon unter den Füßen — sagte die alte Jungfrau plötzlich mit weit freundlicherem Tone, als sie bisher zu ihm gesprochen:

„Piet!“

„Und was steht zu Diensten?“ frug Jansen, mit der Thürklinke in der Hand, indem er den Kopf auf einmal zurückdrehte.

„Du fürchtest Dich also nicht vor Geistern, wie Du mir gesagt?“

„Ich? — fällt mir nicht ein; warum?“

„Und wenn ich Dich nun bäte, einmal eine Nacht in dem alten Haus zu wachen?“

„Hm,“ brummte Jansen, den es drängte, aus der ihm unbehaglich werdenden Gesellschaft fortzukommen, „möchte wissen weshalb. Habe Wachen genug an Bord, und wenn ich an Land bin, schlaf' ich gern meine richtige Zeit bis Morgens um Sechs oder Sieben. Wenn dann die Geister meine Bekanntschaft wünschen, haben sie's eben so nahe zu mir, wie ich zu ihnen — und vielleicht noch ein verdammt Stück näher. — Gott befohlen!“

„Piet!“ wiederholte aber die alte Dame — „eine Hand wäscht die andere — mit den Polizeidienern in der Stadt ist nichts anzufangen, und man hat mehr Geklatsch und Aerger davon, wie die ganze Sache werth ist. Eigentlich — habe ich mir lange schon Jemanden gewünscht, auf den ich mich fest verlassen könnte und der Muth genug hat, auch einer übernatürlichen Welt fest und entschlossen entgegen zu treten.“

„Fest verlassen?“ sagte Jansen, indem er lachend mit dem Kopf schüttelte — „wenn Sie das glaubten, so hätten Sie mir auch die paar tausend Gulden geborgt. Ueberdies wer weiß denn, was für eine Unthat in dem alten Gebäude verübt ist, und wer damit nichts zu thun hat, sollte sich auch eigentlich nichts damit zu thun machen.“

„Ja, wenn Du Dich fürchtest, mein Junge,“ sagte die alte Dame achselzuckend, „dann ist freilich nichts damit zu thun,“ und mit den wenigen Worten hatte sie bei Jansen mehr erreicht, wie mit den größten Versprechungen, die sie ihm hätte machen können. Allerdings berührte sie diese Seite ganz unbewußt, aber sie war ärgerlich geworden, wieder eine Hoffnung schwinden zu sehen, um dem fatalen Spuk auf die

Spur zu kommen, denn ein Verwandter hätte am Ende doch eher reinen Mund gehalten.

„Fürchten?“ wiederholte Jansen, indem er auf der Schwelle stehen blieb und sich nach seiner Base umdrehte, „als ob's irgend etwas auf der Welt gäbe, vor dem ich mich fürchtete — einen Haifisch vielleicht ausgenommen, denn das sind verfluchte Bestien.“

„Und doch willst Du keine Nacht dort wachen, um den Leuten zu beweisen, daß sie Unsinn geschwatzt? Es sollte wahrhaftig Dein Schaden nicht sein, Piet, wenn Du mir das Haus wieder zu Ehren brächtest.“

„Hm,“ sagte Jansen nachdenkend — „wenn aber nichts dran ist, lachen sie Einen am Ende aus, und das wäre ein schlechtes Beginnen für einen Anfang in der Stadt. Ich könnte nur gleich mein Bündel wieder schnüren und zum Thor hinauswandern, ehe ich den ersten Axtschlag an einem Stück Schiffsholz gethan.“

„Und wer braucht's zu wissen,“ sagte die alte Dame, „wie Du und ich? — Du gehst Abends nach Dunkelwerden hinüber. Hinten durch den Garten sieht Dich überdies kein Mensch, und die Fenster kann man mit dunkeln Gardinen verhängen, daß der Lichtschein nicht auf die Straße fällt. Die Gardinen sind noch drüben, und Klaas, der alte Gärtner, weiß, wo sie stehen, und kann Dir dabei helfen.“

„Hm,“ lachte Jansen vor sich hin, „eigentlich ist's eine ganz komische Geschichte, daß ich dem hirnlosen Geschwätz von ein paar — „alten Weibern“, hatte er sagen wollen, aber er verschluckte das Wort wieder und sagte „verrückten Menschen“ — nachlaufen soll, die sich einbilden, einen Geist gesehen zu haben. Mir kann's aber recht sein. Aber eins muß mir das Freule Base versprechen: treib' ich den Geist aus, dann bekomm' ich für meine Mühe —“

„Du sollst schon mit mir zufrieden sein, Piet,“ unterbrach ihn die Base, die sich nicht gern auf vorläufige Versprechungen einließ.

„Nein, danke schön,“ lachte aber Peter Jansen, „die Zufriedenheit ist ein verwünscht unsicheres Ding, und Einer

braucht viel, ein Anderer nur ein ganz klein wenig dazu. — Ich brauche viel."

„Und was willst Du haben, Piet? — Bedenke, ich bin eine arme Frau."

„Ja, eben deshalb," lachte Jansen, „denk' ich, daß zweitausend Gulden verwünscht wenig wären."

„Zweitausend Gulden ist ein Capital," sagte das Freule van Geelen erschreckt.

„Nach alledem muß es auch ein capitaler Geist sein," meinte Peter Jansen lachend, „und billiger kann ich es nun einmal nicht thun."

Das Freule van Geelen seufzte recht tief auf, denn die Forderung schien ihr für den verlangten Dienst, den ihr Piet hätte eigentlich aus Verwandtschaftsrücksichten umsonst leisten müssen, enorm. Mit dem Werth des Hauses selber stand sie aber doch in keinem Verhältniß, und mit der Hoffnung vor sich, hier einen Mann gefunden zu haben, der ihr wieder zu der Nutznießung des Hauses verhelfen konnte, wenn er eben die Sache recht und kräftig angriff, hielt sie Peter immer noch zurück. Allerdings versuchte sie jetzt von den verlangten zweitausend Gulden soviel als möglich herunter zu handeln. Peter beharrte aber fest auf seiner Forderung, und als er die Base etwa eine halbe Stunde später verließ, ging das Freule van Geelen seufzend in ihrem kleinen Gemach auf und ab. Peter aber sprang, sich vergnügt die Hände reibend, die Straße hinab und seinem eigenen Quartier zu, denn seiner Meinung nach hatte er an diesem Morgen einen ganz vortrefflichen Contract abgeschlossen. Daß er mit dem sogenannten „Geist" nämlich in aller Bequemlichkeit fertig werden würde, bezweifelte er keinen Augenblick.

VIII.

Daß Peter Jansen nach einem so günstig abgeschlossenen Geschäft vor allen Dingen an nichts Anderes dachte, als einmal darauf zu trinken, versteht sich von selbst, und da er auf See des Schiedam- und Rumtrinkens müde geworden

war, so suchte er sich heute ein nicht fern gelegenes und gutes Weinhaus aus, in dem er sich ganz gemüthlich hinter eine Flasche Medoc setzte, seine kurze Pfeife dazu rauchte, und an der Zimmerdecke zu gleicher Zeit eine Unzahl von Miniaturluftschlössern baute, die sämmtlich auf der etwas solideren Grundlage der zweitausend Gulden basirten.

Fast unwillkürlich flogen die Gedanken aber von seinen zukünftigen Plänen auch zu der Verpflichtung zurück, die er für den heutigen Abend übernommen hatte, und wenn er an die alte Wohnung der Vrouw Maatje dachte, rief ihm das auch wieder vergangene Bilder und Scenen in's Gedächtniß, als er, ein junger, leichtsinniger Bursch, das Haus der alten, auf strenge Formen sehenden Frau oft mit Zittern und Zagen betreten, und immer Gott gedankt hatte, wenn er's wieder im Rücken wußte.

Und weshalb betrat er's denn? — war es etwa des kleinen Spitzgläschens Madeira wegen, das ihm mit einem Teller hartgebackener Kuchen das junge Mädchen im Haus, die Doortje, präsentirte — hm — was war aus dem Doortje geworden? — Er hatte sie bei der Regulirung der Erbschaftsangelegenheit, zu der er nur gerufen war, um dort officiell zu erfahren, daß er nichts geerbt hätte — nur einmal einen Augenblick gesehen, und damals waren ihre Augen roth geweint. Armes Mädchen — die hatten sie auch aus dem Haus gebissen, und wer wußte, wo sie jetzt steckte und wie sauer sie sich ihr Brod verdienen mußte.

Wie nett hatte das Doortje immer die Zimmer der alten Frau gehalten, und wie freundlich war sie stets gewesen! — „Hm — es ist doch ein ganz anderes Leben, wo eine Frau im Haus ist," simulirte Peter weiter — „was für ein Hundeleben führt eigentlich ein Junggeselle. — Eine arme darf's freilich nicht sein, sonst bringt sie nur Kinder und Sorgen in die Wirthschaft, aber mit meinem kleinen Capital und den zweitausend Gulden dazu kann ich auch schon ganz respectabel in D.... auftreten, und — ei, zum Henker! — es müßte ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich da nicht auch ein Mädchen heimführen könnte, das einen tüchtigen Zuschuß in die Wirthschaft bringt."

Wetter noch einmal! — der Gedanke war eine zweite Flasche Wein werth, und bei dem kräftigen Trank ging seine Phantasie zuletzt ordentlich mit ihm durch. Er wählte schon unter all' den jungen wunderhübschen Mädchen der Stadt, an denen D.... so reich war, wie kaum eine andere in ganz Holland — und als er sich dem Boden der zweiten Flasche näherte, leuchtete ihm sogar schon die Möglichkeit ein, daß sich selbst des Bürgermeisters Tochter in ihn verlieben und ihn für eine ganz passende Partie ansehen könne. Und weshalb auch nicht? seine, wenn auch nur weitläufigen, Verwandten gehörten mit zu den angesehensten und reichsten Leuten der Stadt, und daß sie gerade nicht besonders stolz auf ihn waren und sein Vater, der jetzt freilich schon lange in seinem stillen Grabe ruhte, das bescheidene Metier eines Schneiders getrieben hatte, was verschlug das? — Der Medoc half ihm über alle derartigen Schwierigkeiten mit Leichtigkeit hinweg, und erst als die Glocke fünf Uhr schlug, kam er wieder so weit zu sich selber und seinen hiesigen Verpflichtungen zurück, daß er an die vor allen Dingen nöthigen zweitausend Gulden und an seine Nachtwache dachte, zu der es die höchste Zeit wurde, daß er die gehörigen Vorbereitungen traf.

Man darf um Gottes willen nicht glauben, daß ihm die zwei Flaschen des feurigen Franzosen in den Kopf gestiegen wären. Bewahre, Peter Jansen konnte einen Puff vertragen und hätte mit großer Leichtigkeit noch eine volle dritte Flasche an Bord nehmen können, ohne die geringsten übeln Folgen zu fürchten. Er stand deshalb auf, zahlte seine Zeche und ging ohne Weiteres die wohlbekannten Straßen entlang, um vor allen Dingen den alten Gärtner, der mit in das Geheimniß gezogen werden mußte, aufzusuchen und sich die Räumlichkeiten noch einmal bei Tageslicht anzusehen.

Den alten Mann fand er, wie immer, zu Haus, und zwar in einem kleinen Anbau, der früher einmal von Vrouw Maatje zu einem Gewächshaus bestimmt gewesen, und dann später vom Freule van Geelen, die solchen nutzlosen Aufwand haßte, zu einer Gärtnerwohnung nothdürftig hergerichtet war. Der alte Klaas kannte auch den jungen Peter und freute sich, ihn wieder zu sehen, erschrak aber ordentlich, als er von dem Vor=

haben des jungen tollkühnen Menschen hörte, und that sein Möglichstes, ihm den verwegenen Plan — wie er's nannte — auszureden; natürlich vergebens.

„Sieh, Pieter, mijn Jongen, das versteht Du nicht," sagte der alte Klaas — „mit „denen da drüben" (und er zeigte dabei scheu mit dem Daumen über die Schulter), wenn sie einmal zu uns heraufsteigen, dürfen wir uns nicht einlassen, noch viel weniger ihnen in den Weg treten, wenn uns die Noth nicht dazu zwingt. Wer sich muthwillig aber in derlei Gefahr giebt, der kommt auch drin um, oder verbrennt sich die Finger wenigstens so, daß er sein Lebzeit daran zu zehren hat."

„Aber, Alterchen," lachte Peter, „Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß da drüben wirklich ein Geist umgehe? Wenn sich der alte Drache, das Freule, meine verehrte Jungfer Base, auch ganz heidenmäßig davor zu fürchten scheint: — ich bin ja aber doch wahrhaftig kein Kind mehr."

„Aber das Freule doch auch nicht," beharrte der alte Klaas ganz ernsthaft.

„Nein, bei allen Seehunden, das ist sie nicht," lachte Peter aus vollem Halse — „aber komm, Alter, sei vernünftig, spinn' uns Deinen Faden, wenn wir die Geschichte abgemacht haben, jetzt aber laß uns vor allen Dingen hinübergehen und den alten Kasten einmal inwendig ansehen, damit ich weiß, in welcher Koje ich mich heut Abend am besten einzurichten habe."

Es half Alles nichts; der alte Klaas suchte noch die schönsten Vernunftgründe vor, um dem jungen Burschen seinen Plan auszureden; je mehr er aber dagegen sprach, desto fester beharrte Peter dabei, und da überdies vor Dunkelwerden gar nicht mehr viel Zeit zu verlieren war, mußte er endlich, wohl oder übel, seine Schlüssel nehmen und Jansen die Thür zu dem verschrieenen Hause öffnen.

Da drinnen sah es übrigens gar nicht so wild und unheimlich aus, wie es sich Peter eigentlich gedacht. Leer war es freilich, denn die guten Möbel hatte die Base natürlich alle mit fortnehmen lassen, aber sonst auch fast so sauber und nett, als ob die Zimmer noch bis gestern bewohnt gewesen

wären. Selbst der Staub schien von den Tischen und Schränken fern gehalten, wie sich auch keine Spur von einem Spinngeweb erkennen ließ. Der alte Klaas hatte da jedenfalls vortrefflich Acht gegeben.

Der alte Klaas freute sich aber nicht im Mindesten über das Lob, das ihm Peter darüber spendete; er schüttelte nur in einem fort mit dem Kopf und meinte endlich: „es sei nicht viel weniger als Gotteslästerung, wenn man durch solche Stellen stöberte, die — von den Todten noch nicht einmal verlassen wären; — er selber verwahre sich auch entschieden gegen alle Folgen; er habe genug gewarnt, und wenn Jemand denn absolut mit dem Kopf durch die Wand rennen wolle, so müsse besagter Jemand sich auch in Acht nehmen, daß er sich seinen Schädel nicht zerstoße".

Peter ließ den Alten reden, ohne sich weiter darum zu kümmern, und revidirte dabei sorgfältig die verschiedenen Stuben, um sich die ihm am bequemsten gelegene zu seiner Nachtwache auszusuchen. Darin wären sich aber nun alle wohl so ziemlich gleich gewesen; nur in der vordern Mittelstube stand noch ein altes, zwar unansehnliches, aber sehr bequemes Sopha, und da er wenig mehr erwartete, als die Nacht vollkommen ungestört zu schlafen, beschloß er, ohne Weiteres hier sein Hauptquartier aufzuschlagen.

Dagegen protestirte der Alte aber aus Leibeskräften. „Es sei schon genug Rederei im Volke draußen" — meinte er — „über das alte Haus, und so dicht könne man die Fenster doch kaum verhängen, daß nicht hier oder da ein Lichtstrahl durchdränge. Nachher aber ginge der Spectakel auf der Straße wieder los, wie neulich Nachts, wo sie ihm beinahe die Thür eingeschlagen hätten. Wolle Peter absolut im Hause aufsitzen, weshalb ihm Gott seinen Uebermuth verzeihen möge, gut, so solle er das dann aber auch im wirklichen Schlafzimmer der alten Vrouw Maatje thun. Ginge im Hause wirklich ein Geist um, so würde er dahin wohl am allerersten kommen, und die Fenster führten nach dem Hof und Garten hinaus, und ließen sich weit eher den Blicken neugieriger Gaffer abschließen."

„Gut, Alter," sagte Peter, der nichts versäumen wollte, den ohnedies mürrischen Greis zufrieden zu stellen — „mir ist's ja recht, wenn Du's für's Beste hältst. Hätt'st Du aber denn etwas dawider, wenn wir für die Nacht das Sopha da drüben in Vrouw Maatje's Zimmer rückten?"

„Nicht das Geringste," erwiderte Klaas; „wenn Ihr aber schlafen wollt, wäret Ihr doch wahrhaftig lieber in Eurem eigenen Bett geblieben."

„'s ist der Abwechselung wegen, Kamerad," lachte Peter; „also darüber wären wir einig, und die dichten Vorhänge besorgst Du mir ebenfalls?"

„Wenn Ihr's denn nicht anders wollt — meinetwegen auch."

„Gut, alles Uebrige bring' ich selber mit," sagte der leichtherzige Seemann, „eine Flasche guter Schiedam darf ebenfalls nicht fehlen, und ist Dir's nicht unangenehm, alte Gartenratte, so kannst Du mir bis zehn oder elf Uhr Gesellschaft leisten, denn ich weiß nicht, allein schmeckt es doch nicht halb so gut, als eben in angenehmer Gesellschaft."

Der Alte versprach auch das, und Peter Jansen ging dann rasch in das Wirthshaus zurück, in dem er abgestiegen, um sich das Nöthige für seine Nachtwache noch herbei zu holen. Natürlich sprach er aber mit keinem Menschen eine Silbe darüber, denn das war eine Sache, die er mit dem ehrsamen Freule van Geelen ganz allein abzumachen gedachte.

IX.

Die Sonne war etwa seit einer Stunde untergegangen, und hinter ihr her senkte sich die schmale Sichel des Neumondes langsam dem Horizont zu, als Peter Jansen, mit einem großen Korb in der Hand, an die Thür des alten Klaas pochte und von diesem augenblicklich eingelassen wurde. So rasch öffnete sich in der That die schmale Pforte auch nur dem ersten Anpochen, daß der Alte jedenfalls dahinter gestanden und auf seinen späten Gast gewartet haben mußte.

Jansen wollte nun erst noch einmal zu ihm in's Zimmer

treten, aber er ließ ihn nicht, faßte ihn unter den Arm und sagte:

„Ich bringe Euch lieber gleich hinüber, Peter; Ihr seid später gekommen, wie ich glaubte, und wenn nachher einer oder der andere der Nachbarn zu mir herüber käme, könnte ich nicht mit Euch gehen, ohne daß morgen früh die ganze Stadt wieder neue Ursache zu allerlei tollen Geschichten fände."

„Wie Ihr wollt, Klaas," sagte Peter — „sind aber Leuchter drüben? denn Lichter habe ich selber mitgebracht."

„Alles in Ordnung," versicherte Klaas, seine Hausthür hinter sich in's Schloß drückend — „Ihr wißt aber doch, Peter, daß der Polizeidiener, der vor fünf Monaten eine Nacht da drinnen zubrachte, den Verstand verloren hat?"

„Muß erst noch bewiesen werden, Klaas, daß er je welchen gehabt hat," sagte Peter.

„Ihr wollt mir nicht glauben?"

„Und warum nicht, alter Junge?" lachte der heut Abend außerordentlich vergnügte Seemann; „nur neugierig bin ich geworden, verdammt neugierig, und die einzige Angst, die ich habe —"

„Also Ihr habt doch Angst?"

„Ja — aber nur, daß nichts kommt," lachte Peter, „und das wäre ein ganz verfluchter Streich."

Der alte Mann seufzte recht aus tiefster Brust auf und schritt von da an schweigend neben ihm her, die niedere steinerne Treppe hinauf bis zur Hausthür, und dann die dunkle Treppe hinan, bis in das bestimmte Zimmer hinein, wo er zuerst Licht anzündete.

Da oben war es verzweifelt dunkel, und Peter tappte mit leise gemurmelten Flüchen hinter ihm drein. Klaas wollte nun aber einmal die Nachbarschaft unter keiner Bedingung wissen lassen, daß heute Besuch im „Spukhause" sei, und fing erst an, mit einem alten, abgenutzten Stahl Feuer zu schlagen, als er die Thür des Zimmers wieder hinter sich geschlossen hatte. Wie die angebrannten Lumpen in der Blechbüchse endlich einen Funken gefaßt hatten, brachte er ein kurzes Ende Schwefelfaden vor, und Peter mußte diesen jetzt selber auf-

greifen und das mitgebrachte Licht daran anzünden, denn Klaas hatte den scharfen Schwefelqualm in der Dunkelheit eingeathmet und bekam einen richtigen Krampfhusten.

Endlich brannte das Licht, und Peter packte jetzt vor allen Dingen seinen Korb aus, der eine Menge für eine solche Nacht höchst nützlicher Dinge enthielt.

Obenauf lag vor Allem sein alter, scharfgeschliffener Schiffscutlaß, ein kurzes, etwas gebogenes Schwert mit einem eisernen Korb, und in der Hand eines Mannes, der sie zu führen weiß, eine gefährliche und furchtbare Waffe. Dann kamen ein paar gewöhnliche, ziemlich roh gearbeitete Schiffspistolen, an denen er vorsichtig die Pfannen aufklappte und nach dem Pulver sah, ob es dieselben noch fülle und trocken sei; auch selbst das Zündloch wurde sorgfältig untersucht, denn Peter wußte mit derartigen Waffen ziemlich gut umzugehen und dachte gar nicht daran, etwas zu versäumen, was seine eigene Sicherheit betraf.

Als er die Waffen solcher Art im Stande sah — sein kurzes Matrosenmesser führte er noch außerdem an der Seite — legte er sie auf den Tisch und fing nun an, die Provisionen auszupacken, die er ebenfalls mitgebracht.

„Hallo, Klaas," sagte er aber, indem er sich überall umsah, „da ist nur ein Leuchter und die alte, erbärmliche Lampe, die nicht genug Oel hält, um auch nur über eine Stunde zu brennen; Ihr habt doch versprochen, wenigstens zwei mitzubringen."

„Zwei Leuchter! lieber Gott," sagte Klaas, „wie komme ich zu Leuchtern; ich habe mir selbst den einen borgen müssen, und schon dabei fragte mich der Nachbar, ob ich mir Gesellschaft gebeten hätte."

„Na, thut nichts, altes Haus," lachte der Matrose — „bis zwölf Uhr haben wir die eine Flasche jedenfalls leer, und die verrichtet dann den Dienst eben so gut — halt! — blas die Lampe nicht aus, ich muß das Zimmer hell haben, bis ich mich erst einmal inwendig umgesehen — hm, warum ist denn das Bett hier mit den großen Vorhängen eigentlich stehen geblieben? Hat da noch Jemand drin geschlafen?"

„Niemand, seit die alte Vrouw Maatje gestorben ist," sagte

Klaas. „Das Doortje hatte ihr Zimmer nebenan — da drüben nach der Treppe zu."

„Das Doortje? — so," sagte Peter, indem er ein großes Paket mit gekochtem Schinken und einen halben Laib Brod aus dem Korbe nahm und auf den Tisch legte — „was ist denn eigentlich aus dem Mädchen geworden? habe lange nichts von ihr gehört."

„Das arme Ding," seufzte der alte Klaas, indem er einen sehnsüchtigen Blick nach dem gekochten Schinken hinüberwarf, „an der hat die alte Vrouw Maatje, der Gott in ihrem Grabe die ewige Ruhe schenken möge, eigentlich auch nicht gehandelt, wie recht und billig gewesen wäre. Man soll von den Todten wohl nichts Uebles reden, und Gott verzeih' mir die Sünde, aber — was wahr ist, bleibt doch wahr; das arme Kind ist recht nichtswürdig behandelt und von Ihro Gnaden dem Freule van Geelen — ich habe in meinem Leben kein nichtswürdigeres altes Weibsbild gesehen — im vollen Sinne des Worts mit Füßen getreten worden."

„So?" sagte Peter, indem er zwei große Steinkruken mit ganz vortrefflichem Schiedam auf den Tisch und daneben eine kleine Kochmaschine setzte, um rasch heißes Wasser zu machen. „Das sieht dem alten Geizhals ähnlich. Und wo steckt das Doortje jetzt?"

„Lieber Gott, irgendwo in der Stadt — ich hab' sie seit Monden mit keinem Auge wieder gesehen — nährt sich von ihrer Hände Arbeit mit saurem Schweiße, daß ihr das Blut unter den Nägeln hervorspritzen möchte, und hat dabei immer noch dann und wann einen halben Gulden für mich alten Mann übrig, der doch eigentlich nur das Gnadenbrod von den Erben der Vrouw Maatje bekommt. — Lieber Gott! es ist gar ein schwer Ding, sich zu Tode füttern zu lassen."

„Hm, hm, hm," brummte Peter zwischen den Zähnen durch, „aber so viel ich weiß, hatte das Doortje ja einen Schatz, und wie ich zum letzten Mal da war, sprach die alte Vrouw davon, daß sie die Beiden wollte Mann und Frau werden lassen."

„Hinausgehalten hat sie das arme Ding von Jahr zu Jahr," sagte Klaas, „und der Lump, der Schreiber, das brave

Mädchen nachher sitzen lassen, wie er fand, daß sie nicht einen Stüber von Mevrouw geerbt."

„Schuft," zischte der Seemann durch die zusammengebissenen Zähne durch — „was unser Herrgott doch für Gesindel auf der Welt herumlaufen hat. 's ist manchmal nicht zu glauben. — Armes Doortje! — Aber Ihr, Klaas, werft mir nach dem Schinken so verliebte Augen hinüber — langt zu, Mann, langt herzhaft zu, es ist genug für uns Beide, und wenn wir selbst unser Frühstück davon halten sollten; außerdem steckt aber auch da im Korb noch ein capitaler Käse, wenn der Schinken ja ausgehen sollte. — Langt zu, sag' ich, und hier einen Schluck Schiedam kalt dazu. Wenn's nachher spät wird, brau' ich uns einen heißen Grog, der sich gewaschen hat."

„Nichts für ungut denn," sagte Klaas, dem das Wasser schon lange im Munde zusammengelaufen war, und ließ sich von da an auch nicht weiter nöthigen. Peter frug ihn aber, während er aß, nach diesem und dem, besonders nach all' den einzelnen Umständen, die mit Doortje zusammenhingen, nach jenem Musjö Karel — und nach der Art und Weise, wie sich das Freule van Geelen gegen die arme Waise benommen hätte.

Dabei war er aber keineswegs müßig; denn während der Alte sprach und kaute, hatte er die kleine Lampe unter dem blechernen Wassertopf entzündet, und als das Wasser kochte, dampfte dem alten Klaas gleich darauf ein so aromatischer Geruch von Wachholder und Spiritus in die Nase, wie er ihn nur in seinem ganzen Leben eingesogen hatte. Klaas, mit ein paar Gläsern des vortrefflichen Schiedam gesprächig gemacht, und auf sein Lieblingscapitel gebracht: wie schlecht nämlich das gute, brave Doortje von dem alten Freule und allen anderen Menschen behandelt worden sei, erzählte in einem Faden weg. Aber er schien dabei auch noch etwas Anderes auf dem Herzen zu haben, denn er hielt manchmal mitten im Gespräch an, rückte seinen Stuhl, sah zu Peter auf, und that sich dann ordentlich Gewalt an, um das, was ihm schon oft auf der Zunge lag, wieder hinunter zu schlucken. Jansen merkte aber von alledem nicht das Geringste, denn

andere Sachen gingen ihm im Kopf herum, über die er selbst beinahe den Geist vergessen hätte.

Da schlug die Uhr von der nahen Kirche Elf in langsamen, zähen Schlägen, so daß man immer nach jedem Schlag glaubte, sie sei fertig, bis sie wieder von Neuem begann, und als sie wirklich fertig war, immer wartete, daß sie noch einmal ausholen sollte. Es giebt solche Uhren, die einen nur etwas ungeduldigen Menschen beinahe zur Verzweiflung bringen können. — Aber es war richtig Elf — nicht mehr und nicht weniger, und Klaas, der eigentlich bedeutend mehr getrunken hatte, wie er im gewöhnlichen Leben vertragen konnte, war in der letzten Viertelstunde schon über all' dem Grübeln und Brüten so nachdenkend geworden, daß er ein paar Mal die Augen schwerfällig schloß, und nur dann und wann plötzlich und wie erschreckt emporfuhr und Peter versicherte: er sei ein ganz guter, braver Mensch, und wenn er selber eine Tochter hätte, würde er sie ihm mit Vergnügen zur Frau geben.

Jansen merkte bald, wie es mit dem alten Gärtner stand, zündete ihm also seine vorher ausgelöschte Laterne wieder an, nahm ihn unter den Arm, und führte ihn ohne Weiteres die Treppe hinunter bis in den Garten und vor sein Haus. Dort schloß er ihm die Thür auf, schob ihn hinein, und kehrte dann selber wieder in sein für diese Nachtwache gewähltes Zimmer zurück, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob Klaas wirklich heut Abend sein Bett fand oder nicht.

Peter hatte wenigstens noch einmal so viel wie der alte Klaas, und ganz sicher drei Viertheile einer Schiedamkruke ausgetrunken, ohne die Wirkung des starken Getränkes auch nur im Geringsten im Kopf zu fühlen. Er war bei so kaltem Blute, wie nur je in seinem ganzen Leben, und ging jetzt ernstlich daran, sich für den erwarteten Geist zu rüsten.

Vor allen Dingen steckte er noch ein Licht auf die leer getrunkene Kruke, um den überdies etwas düstern Raum so hell als möglich zu haben; dann untersuchte er sämmtliche Thüren, die er vorher fest verschlossen hatte, ob er, falls es nöthig sein sollte, auch rasch hinausspringen könnte, wenn sich vielleicht draußen ein verdächtiger Lärm hören ließ, und als

er sich darüber vollkommen befriedigt, versäumte er auch selber nicht, das mit großgemustertem Kattun behangene Bett der alten Dame zu untersuchen, ob sich nicht vielleicht irgend Jemand darin oder darunter versteckt habe, um ihm einen Schabernack zu spielen.

Peter wußte in der That nicht, was Furcht war, und wäre einer wirklichen Gefahr mit so keckem und leichtem Muth entgegen gesprungen, wie nur irgend ein tollkühnes Menschenkind auf der weiten Welt. Nichtsdestoweniger war es ihm doch ein ganz eigenes, unbehagliches Gefühl, als er den düstern Vorhang von dem Bett der alten Dame zurückschlug und ihm der beklemmende Dunst entgegenwehte, der besonders alten Betten in verschlossenen Zimmern eigen ist. Ganz wunderliche Schatten warf dazu das eben nicht sehr hell brennende Licht auf den gemusterten Hintergrund der Gardinen und über die Kissen hin, und er schalt sich selber einen albernen Thoren, als er im ersten Moment halb zurückprallte, weil er hätte darauf schwören mögen, daß er Jemanden mit einer weißen Mütze im Bett liegen sah.

Täuschung, wunderliche, tolle Täuschung, wie sie uns die etwas erregte Phantasie nur zu oft vorspiegelt und dadurch schon so häufig den Stoff zu Tausenden von Spukgeschichten geliefert hat. Peter war aber wahrlich nicht der Mann, sich durch so etwas zurückschrecken oder einschüchtern zu lassen. Nur so viel näher leuchtete er in das Bett hinein und drückte mit der Hand überall auf die Kissen. Das Bett war vollkommen leer und unberührt, und als er sich davon erst einmal überzeugt hatte, leuchtete er auch darunter und fand die Stelle ebenfalls leer.

Damit im Reinen, ließ er aber doch den Vorhang wieder niederfallen, denn das Licht warf einen gar zu ungewissen, zitternden Schein dort hinein, und — es war ja gar nicht nöthig, dort immer hinzusehen. Hierauf leuchtete er im ganzen Zimmer sorgfältig umher, ob nicht irgendwo vielleicht eine verborgene Thür sei — aber er konnte nicht das Geringste finden. Nur ein einziger kleiner Vorhang hing an der einen Seite der Wand und bedeckte ein paar schmale Regale, die früher zu einem Bücherbrett gedient zu haben schienen — jetzt

waren sie aber leer; an den übrigen Wänden standen schwere, unbehülfliche Commoden und Tische, und ein paar kleine ovale Bilder, die Damen mit ganz entsetzlichen Haarfrisuren vorstellten, hingen rechts und links von dem mit geschnitztem und vergoldetem Rahmen versehenen Spiegel.

Peter schien mit seiner Untersuchung vollkommen zufrieden, setzte das Licht wieder auf den Tisch, trank den Rest des Grogs aus, den er noch im Glase hatte, und stopfte sich eine frische Pfeife.

„Potz Türken und Mohren!" lachte er dabei still vor sich hin — „jetzt bin ich nur neugierig, wie hier ein Geist hereinkommen will, und eine von den Thüren hätte ich ihm eigentlich auf lassen sollen. Puh! und was für einen Tabaksqualm haben wir hier in dem Schlafzimmer der alten Tante gemacht, man kann ja kaum mit einem Säbel durchhauen; öffne ich aber ein Fenster, so sehen die Nachbarn aus den Hinterhäusern das Licht — bah — ich kann's ja eine Weile ausmachen, denn den Qualm verträgt der zehnte Geist nicht einmal."

Gesagt, gethan; Peter, nachdem er aber doch vorher seine Pistolen zu sich gesteckt und seinen Cutlaß umgeschnallt hatte, blies beide Lichter aus, tappte dann zum Fenster, schob den dichten Vorhang zurück und öffnete die beiden Flügel, so daß ihm die kühle Abendluft erfrischend entgegenwehte.

„Ah, das thut gut," murmelte er leise vor sich hin, indem er sich hinauslehnte und in den düstern Hofraum und Garten hinabschaute, „das thut wohl — wenn mich jetzt ein Geist besuchen wollte, so müßte er mich nur einfach auf die Schulter klopfen und sagen —" er fuhr wie von einem Blitz getroffen herum, denn im Zimmer, dicht hinter sich, hörte er deutlich zweimal und mit warnender Stimme seinen Namen nennen: Pieter! Pieter!

Unwillkürlich ließ er den Vorhang wieder herunterfallen und riß eins von seinen Pistolen aus dem Gürtel — aber nichts regte sich, und die Dunkelheit war so dicht, daß er nicht einmal seine eigene Hand sehen konnte, wenn er sie vor den Augen hin und her bewegte.

„Da hätt' ich denn doch drauf schwören mögen, daß ich

eben meinen eigenen Namen rufen gehört," brummte Pete leise vor sich hin, nachdem er wohl zwei oder drei Minuten ohne selbst zu athmen, dem leisesten Geräusch im Zimmer ge horcht hatte. „Merkwürdig — aber in der Dunkelheit ist's unbehaglich, und wie mir scheint, sind die Geister heut Abend ein wenig früher aufgestanden wie gewöhnlich."

Ohne daß er sich selber Rechenschaft geben konnte weshalb, schloß er die Fensterflügel wieder so leise wie nur möglich schob die Gardinen vor, und griff dann nach seinem Feuerzeug, das er neben sich auf dem Fenster stehen gehabt hatte.

Während er noch mit dem Stahl an den Stein schlug — denn der Zunder fängt natürlich nie, wenn ein Mensch einmal recht rasch Feuer haben will — schlug es draußen drei Viertel auf Zwölf, aber merkwürdiger Weise klopfte es auch genau da, wo er stand, mit jedem Schlag einmal leise unter der Diele.

„Daß mich der Henker auch plagen mußte, das Licht auszublasen!" brummte Peter scheu vor sich hin, indem er seine Anstrengungen verdoppelte und einen wahren Feuerregen von Funken über den Zunder streute. Endlich fing einer, und mit einem recht aus voller Brust heraufgeholten „Gott sei Dank" zündete er an dem hineingehaltenen Schwefelfaden seine beiden Lichter wieder an. Ueber diese suchte dabei sein Blick, noch ehe sich die Helle vollkommen verbreitete, das Dunkel überall hin zu durchdringen, um irgend einen vielleicht verdächtigen Gegenstand zu entdecken, aber Alles war wieder todtenstill — und wo zum Henker war nur das Klopfen und der Namensruf hergekommen? Denn daß er sich darin nicht geirrt, hätte er beschwören mögen.

Wenn es ihm aber auch in der Dunkelheit wohl einmal einen Moment mochte unbehaglich gewesen sein, so gewann er mit den brennenden Lichtern auch seinen ganzen kecken Muth wieder, und spöttisch den Kopf schüttelnd, lachte er still vor sich hin:

„Es ist doch merkwürdig, daß die Nacht einen Menschen zum Hasen machen kann. — Zum Teufel noch einmal, Piet, bist Du's denn noch, oder bist Du's nicht, daß Dir das Herz

einen Augenblick wie ein Schmiedehammer gepocht hat, weil eine Maus in der Diele klopfte?"

Mit den Worten griff er eins der Lichter vom Tisch auf und trat damit dicht und keck vor den Spiegel.

„Wo hab' ich denn nur einmal gehört," murmelte er dabei, „daß man, wenn man Nachts gerade in der zwölften Stunde sich so in einem ganz leeren Haus und ganz leeren Zimmer vor einen Spiegel stelle, dreimal seinen eigenen Namen riefe und dann laut auflache, ein Doppelgänger hinter Einem stehen und über die Schultern sehen solle? — Wunderliche Einfälle, die der Mensch hat, aber hier käme jetzt sonderbarer Weise Alles zusammen, was dafür verlangt wäre, und bequemer kriegt' ich's in meinem ganzen Leben nicht, den Versuch einmal zu machen. — Ha! da schlägt's gerade Zwölf — nun, ausschlagen muß ich's erst lassen, um meinem verehrten Doppelgänger Zeit zu geben, herbei zu kommen — vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf. — Wie die alte Glocke nachbrummt, und wie sonderbar das hier in dem geschlossenen Raume klingt; also aufgepaßt da drin, Pieter — jetzt kommt's!" — und mit lauter, deutlicher Stimme rief er gerade in den Spiegel hinein:

„Pieter Jansen! Pieter Jansen! Pieter Jansen!" und dann lachte er sein Spiegelbild so laut und trotzig an, daß der unheimliche Laut wild und geisterhaft von den öden Wänden zurücktönte — dann herrschte Todtenstille im Zimmer.

„Nun? — kommt Niemand?" sagte Piet laut, während ihn aber sonderbarer Weise bei dem Klang seiner eigenen Stimme ein ganz wunderliches Grausen überlief, und er zuckte ordentlich zusammen, als langsam und deutlich ein schwerer Seufzer durch das Zimmer erschallte.

„Wenn das mein Doppelgänger ist," lachte er aber trotzdem mit freilich gewaltsam erzwungener Fröhlichkeit, „so ist er ganz das Gegentheil von mir, so verdammt traurig — aber wo steckt er denn? — Hol's der Böse, mir wär's lieber, er rückte mir ehrlich auf den Leib, als daß er mit Klopfen und Seufzen Versteckens hinter den Wänden spielt."

Fast unbewußt hatte er bei dem Seufzen wieder die Pistole aufgegriffen, aber kopfschüttelnd legte er sie und

die andere mit dem Cutlaß wieder auf den Tisch zurü
und sagte:

„'s ist doch merkwürdig, wie man sich selber zum Beste
haben kann, aber — ein Mensch bleibt doch eben nur ei
Mensch, und wo er nichts Wirkliches, Handgreifliches triff
dem er begegnen kann, stecken ihm die alten Ammenmärche
und Geschichten gewöhnlich noch so fest in den Knochen, da
er gar nicht im Stande ist, sie abzuschütteln. — Hol's de
Henker! ich trink' erst noch einmal einen tüchtigen Schluck
daß ich warm werde, denn die Nacht ist verwünscht kalt ge
worden und — es fröstelt mich ordentlich."

Pieter mochte sich nicht eingestehen, daß ihm bei den
Seufzen ein ganz eigenes Grausen durch's Herz gefahren sei
er schämte sich vor sich selber, schenkte sich deshalb ein Gla
voll Schiedam bis zum Rand, warf sich wieder in den Stuhl
hob es an die Lippen, und wollte es eben auf einen Zu
leeren, als derselbe Seufzer durch das Gemach zitterte un
die Bettgardinen in demselben Moment zu rascheln anfingen
als ob sich Jemand dahinter rühre.

Pieter trank nicht. — Er hielt noch immer unbewuß
das Glas in der Hand, und bemerkte gar nicht, wie ihm
das Naß über die Finger lief und auf den Tisch tropfte
Sein Blick aber hing stier an der Bettgardine, die sich jetz
deutlich und unverkennbar bewegte, als ob Jemand dahinter
im Bett läge und eben im Begriff sei aufzustehen.

Kein Laut kam dabei über seine Lippen; er fühlte, wie
ihm das Blut in den Adern stockte, sein Herz hörte auf zu
schlagen, und die Lichter verschwammen in einem dichten
Nebel von kreisförmigen Regenbogen, durch die hin er das
Bett kaum mehr erkennen konnte.

Jetzt plötzlich theilte sich der Vorhang — eine schneeweiße
Hand wurde sichtbar, die ihn auseinander schob — ein weißes
Gewand drängte sich, vollkommen geräuschlos, aus den
dunkleren und bunten Falten des Kattuns hervor, und Pieter
sah — wenn ihm das Ganze auch wie ein Traum vorkam
— im nächsten Augenblick eine Gestalt hoch aufgerichtet neben
dem Bett stehen.

Die Züge konnte er freilich nicht erkennen, wie ein

Schleier lag es auf dem bleichen Gesicht, aus dem nur ein aar dunkle Augen groß und ernst zu ihm herüber glühten, nd als er sich unwillkürlich und entsetzt von seinem Stuhl mporhob, hob auch die Gestalt langsam und wie drohend egen ihn den Arm, und glitt dann mehr als sie ging, den Blick immer noch auf ihn geheftet, quer durch das Zimmer indurch nach der andern Wand hinüber.

Peter stand da wie verzaubert und starrte ihr nach. Es var ordentlich, als ob das unheimliche Auge der Erscheinung ne magische Gewalt auf ihn ausübe, und so lange sie den Blick auf ihn geheftet hielt, war er nicht im Stande, sich lber zu bewegen, oder nur einen Gedanken zu fassen, was : thun, ob er vorspringen oder sie anreden solle.

Das Ganze war auch in der That so überraschend schnell ekommen, daß ihm gar keine Zeit blieb, um seine Sinne usammen zu nehmen; denn während er fest überzeugt geesen war, daß er die Nacht hier so ruhig und ungestört erbringen würde, wie daheim in seiner eigenen Stube, tauchte n plötzlich gerade vor ihm ein anscheinend wirkliches Geenst auf — denn wie hätte ein körperliches Wesen das fest erschlossene und verriegelte Zimmer betreten können.

Peter stand mit einem Wort wie vor den Kopf geschlagen em geisterhaften Wesen gegenüber, und es war ihm, als ob h der scharfe, stechende Blick desselben fest in sein Hirn ohrte. Gerade auf die Stelle zu, wo der kleine Vorhang ng, hinter dem der Seemann vorher das leere Bücherbrett efunden hatte, bewegte sich die Gestalt, und ihr jetzt ausgereckter Arm faßte schon die grünwollene Gardine und schob e zurück. Sie wandte dabei den Kopf der Wand zu, als ob e hinter dem Vorhang verschwinden wolle. Kaum aber ihlte Peter den ordentlich magnetischen Blick von sich geommen, als es wie ein eisernes Gewicht von seinem Körper el — in demselben Moment hatte er auch wieder nicht llein den alten kecken Muth, sondern auch das ganze Beußtsein seiner Situation gewonnen, und mit einem Satz — hne weder an Pistole noch Cutlaß zu denken — hinter dem isch vorspringend, ergriff und hielt er den linken Arm des Gespenstes, zog die Gestalt zurück, und fühlte in seinem Griff

nicht allein festes Fleisch und Blut, sondern unter dem aus
gestreckten Arm auch den warmen, zitternden Körper — eine
weiblichen Wesens.

X.

„Alle Hagel!“ lachte Peter still vor sich hin, der in den
Augenblick natürlich jede momentane Gespensterfurcht abge
schüttelt, oder vielmehr vollkommen vergessen hatte, „we
haben wir denn hier, der als schreckliches Gespenst die ganz
Nachbarschaft alarmirt, und dem armen würdigen Freule va
Seelen das Haus so verleidet hat, daß sie in ein gan
anderes Stadtviertel gezogen ist? — Meerjungfern und See
schlangen! das fühlt sich doch nicht an wie ein Geist?“ un
damit zog er die Gestalt, die keinen Laut ausstieß und sic
willenlos seiner Hand überließ, den beiden Lichtern zu. E
bemerkte auch jetzt, daß dieselbe einen weißen dünnen Schleie
vor das Gesicht gelegt hatte, der die Züge vollkommen un
kenntlich machte und weiß erscheinen ließ, während die Auger
durch ein paar eingeschnittene Löcher, frei blieben, un
dadurch nur um so mehr hervortraten und stechender schiener

Der ganze Körper, der ihm aber noch immer halb ir
Arm ruhte, verrieth jugendliche Formen, der Knöchel de
Hand, den er umspannt hielt, war zart, und die Hand selbe
weiß und voll. Wer es sei, mußte er aber wissen, un
leise die Hand loslassend und den Schleier ergreifend, fuh
er halb verlegen in der ihm ganz fremden, wunderliche
Situation fort:

„Mit Verlaub, mein allerliebstes Gespenst, wir habe
aber jetzt lange genug Versteckens gespielt, und ich möcht
doch nun auch gern wissen, wem ich die Ehre dieses näch
lichen Besuches verdanke, oder wem ich selber in's Geheg
gekommen bin.“

Die Gestalt leistete nicht den geringsten Widerstand —
sie schien jede eigene Willenskraft verloren zu haben, un
wie er, viel zarter als es sonst seine Art war, den kleine
Schleier von dem Gesicht der Fremden gezogen, sah er da

bildhübsche, jetzt freilich todtenbleiche Antlitz eines jungen Mädchens, das ihm stier, aber zitternd in's Auge schaute.

Einen Moment betrachtete Peter überrascht seine junge Gefangene — aber das Gesicht war ihm bekannt — die Züge hatte er oft und oft gesehen, und fast erschreckt fuhr er plötzlich empor und rief:

„Doortje? — um des Himmels willen — sind Sie denn das nicht?"

Als ob das ein Zauberwort gewesen wäre, was er gesprochen, so verwandelte es im Nu die bleichen Züge des Mädchens. Das Blut schoß ihr in Strömen in Stirn und Schläfe, und ihr Antlitz in beiden Händen bergend, hob zum ersten Mal ein lauter, schwerer Seufzer ihre Brust, und erweckte eben so rasch das Mitgefühl des jungen ehrlichen Seemanns.

„Kommen Sie, Doortje — armes Kind — haben Sie keine Furcht — ich thue Ihnen nichts. — Kommen Sie, setzen Sie sich her zu mir und erholen Sie sich erst, und dann erzählen Sie mir, wie Sie zu dem tollen Streich gekommen sind, hier Gespenst zu spielen. Fürchten Sie sich nicht; ich mein' es wahrhaftig gut mit Ihnen, und wir sind hier vollkommen ungestört — wenn uns nicht noch vielleicht ein wirkliches Gespenst vor ein Uhr besuchen sollte."

Er drückte sie dabei sanft auf denselben Stuhl nieder, auf dem vorher der alte Klaas gesessen hatte; da sie immer noch keinen Laut über die Lippen brachte, bekam er jetzt selber Angst, daß ihr Furcht, Schreck und Aufregung am Ende schaden könnten, und besorgt zu dem Tisch tretend, griff er das vorher halb verschüttete Glas auf und sagte gutmüthig:

„Kommen Sie, Doortje — trinken Sie einmal einen Schluck hiervon — nur einen einzigen, tüchtigen Schluck. Sie sollen einmal sehen, wie gut Ihnen das thut, und die Nerven wieder auffrischt und zusammenhält — Blitz noch einmal, Mädel," fuhr er dann halb lachend, halb verlegen fort, „ich hab's an mir selber vorher erprobt. Die Geschichte fing bei Gott an, ganz natürlich zu werden, und ich bekam schon eine ordentliche Gänsehaut. Wettermädel, Sie haben

Ihre Rolle ganz ausgezeichnet gespielt, und ich bin wahrhaftig der Letzte, der einen guten Spaß verdirbt — aber — Vertrauen müssen Sie zu mir haben, und mir vor allen Dingen glauben, daß ich es wirklich gut mit Ihnen meine — Sie kennen ja doch noch den Peter Jansen von früher her — den wilden Jungen, von dem Vase Maatje immer nichts wissen wollte, und der regelmäßig mit einem Fingerhut voll Madeira und einem Stückchen Backwerk abgefertigt wurde. Na — kommen Sie — thun Sie mir's zu Gefallen und nehmen Sie nur einen einzigen kleinen Schluck."

Doortje nahm die Hände vom Gesicht, sah ihn groß und voll mit den klaren Augen an, als ob sie tief in seiner Seele lesen wollte, und setzte dann das Glas an die Lippen. Aber sie nippte nur davon, wie um Peter's Wunsch zu erfüllen, und flüsterte dann leise und immer noch wie scheu:

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen recht von Herzen — oh — Sie glauben gar nicht, wie unglücklich ich bin!"

„Aber doch nicht deshalb," sagte Peter rasch, indem er das Glas auf den Tisch zurückstellte, „weil ich Ihnen heute in die Quere gekommen bin? Sein Sie deshalb unbesorgt, Doortje — ehe Ihr Name über meine Lippen käme, der alten Jungfer zu Liebe, biß ich mir eher die Zunge selber ab. — Aber ein gefährliches Ding blieb's immer, Schatz, und wenn gerade zufällig ein Anderer —"

„Ich will es in meinem ganzen Leben nicht wieder thun, Mynheer Jansen," versicherte Doortje, in der festen Betheuerung ihre Hände faltend und sie gegen ihn erhebend.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen, Doortje," meinte Peter, „das „Mynheer Jansen" klingt verwünscht häßlich — mir gefällt's wenigstens gar nicht. Früher nannten Sie mich immer nur kurzweg Peter, oder noch besser Piet, und außerdem — reden Geister uns arme Sterbliche gewöhnlich mit Du an, wie ich gehört habe."

„Ich will wieder Peter sagen," erwiderte Doortje leise — „wenn Sie es denn so haben wollen."

„Gut, Schatz," sagte Peter vergnügt, „so weit wären wir denn, und nun erzählen Sie mir aber auch ehrlich und wahr,

as Sie zu dem tollen Streich getrieben hat; denn ich habe
em Freule van Geelen fest versprechen müssen, den Geist
uszutreiben, und muß doch wenigstens wissen, woran ich
n. — Vorher aber," setzte er lachend hinzu, „will ich nur
st einmal den Cutlaß und die Pistolen wieder in den Korb
acken, es sieht gar zu gefährlich aus, und die brauchen wir
och wohl nun heut Abend nicht mehr."

Dabei räumte er die gefährlichen Waffen schnell aus dem
Wege (die aber jetzt eigentlich gar nicht so gefährlich mehr
aren, denn der alte Klaas hatte schon vorher heimlich das
ulver in den Pfannen naß gemacht), rückte sich selber seinen
tuhl dem Doortje's gegenüber, schenkte sich sein Glas
ieder voll, stützte beide Hände auf die Kniee und sagte
rgnügt:

„So — nun kann's losgehen."

Doortje erröthete wieder, aber das offene, ehrliche Wesen
s jungen Seemannes konnte nicht umhin, sie zu beruhigen,
d ihr eigener fester, fast starrer Charakter hatte sich über-
upt schon für den Weg entschieden, den sie einschlagen
ollte: Peter nämlich eben so offen als ehrlich einzugestehen,
as sie zu dem gewagten Schritte getrieben. Es war ein-
al geschehen, er hatte sie entdeckt und erkannt, und Leugnen
er Lügen — wenn das überhaupt nicht ihrer ganzen Natur
tgegen gewesen — konnte die Sache nur noch schlimmer
achen.

„Peter Jansen," seufzte sie, anfangs mit noch leiser,
was schüchterner Stimme, die aber fester wurde, je weiter
kam, „Sie wissen wahrscheinlich nicht, was ich Alles habe
tragen müssen, seit wir uns zuletzt gesehen."

„Doch, Doortje," sagte Peter gutmüthig, „der alte Klaas
t mir noch heut Abend ausführlich erzählt, wie bitterbös
e Welt, wie besonders das Freule van Geelen und —
ch ein Anderer — mit Ihnen umgegangen sind. Machen
ie sich nichts draus," setzte er rasch hinzu, als er sah, wie
oortje seufzend die Augen niederschlug, „ich wußte damals
lerdings noch nicht, daß wir so bald unsere Bekanntschaft
neuern sollten; aber ich gebe Ihnen mein Wort, Doortje,

daß ich recht herzlichen Antheil an Ihnen nehme, und S
dürfen zu mir sprechen wie zu Ihrem Bruder."

„Ich will Ihnen glauben, Peter," sagte Doortje lei
„und weiß es Gott, es ist lange, lange her, daß ich
Jemandem von dem sprechen konnte, was mir auf de
Herzen liegt, ich hätte geglaubt," setzte sie kaum hörbar hinz
„es würde nie im Leben wieder geschehen."

„Dann ersparen Sie sich auch alle die trüben Rü
erinnerungen, liebes Kind," sagte Peter freundlich. „Klaa
kam einmal in's Erzählen, und da ich mich Ihrer ja no
so lebhaft von früher erinnerte, nahm ich selber das lebendigs
Interesse daran. Ich weiß deshalb Alles, was Ihnen geschehe
ist, wenn ich auch nicht weiß, wie ich Ihnen helfen kan
denn ich bin selber ein armer Teufel und muß erst zusehe
wie ich meinen Weg ehrlich durch die Welt finde. Vor alle
Dingen sagen Sie mir aber, was um Gottes willen Sie da
getrieben hat, einen so tollen Spuk auszusinnen und ein ganze
Haus unsicher zu machen? Haben Sie denn nie daran ge
dacht, daß Sie entdeckt werden könnten? — und daß Si
der alte Drache, die Base, dann vor Gericht gebracht hätt
darauf können Sie sich fest verlassen."

„Und was konnte mir noch Schlimmeres geschehen," sag
Doortje mit der alten Bitterkeit im Tone — „und wenn S
mich in das Gefängniß steckten und bei Wasser und Bro
Jahre lang sitzen ließen, der Kummer deshalb wäre Kinde
spiel gegen die Mißhandlung, die ich bis jetzt von Allen er
fahren habe, ohne daß ich je in meinem ganzen Leben eine
Menschen ein Leid gethan hätte."

„Armes Doortje!" sagte Peter.

„Von allen Seiten aber verachtet, geschmäht und miß
handelt," fuhr Doortje, wärmer werdend, fort, „hatten si
das Gute, was noch in mir lebte, erstickt und todt gemacht
und ich beschloß, mich wenigstens an Der, die mich so un
verdient und bitter gekränkt, zu rächen."

„An dem würdigen Freule van Geelen," lachte Peter still
vergnügt vor sich hin.

„Ich wußte, wie sehr sie sich vor jedem Uebernatürlichen
vor Geistern und Gespenstern fürchtet," fuhr Doortje fort

„Thut sie das wirklich?" fragte Peter rasch.
„Wie ein kleines Kind von vier Jahren," sagte Doortje
„sie bekommt Krämpfe, wenn man ihr nur etwas Der-
zes erzählt, und ich bin überzeugt, daß sie nicht um alles
d der Welt dieses Haus je wieder betreten würde, wenn
ie Gewißheit bekäme, daß ein Geist darin umgegangen."
„Hm, hm, hm!" brummte Peter nachdenkend vor sich hin.
„Dies Haus nun," fuhr Doortje fort, „war meine Hei-
h geworden, und die alte Vrouw Maatje hatte mir oft
oft versichert, daß ich es nie verlassen solle. Den Ver-
desselben hätte ich aber trotzdem gern und leicht ver-
erzt — lieber Gott, ich bin daran gewöhnt worden, einem
lingswunsch zu entsagen, und habe, so lange ich denken kann,
etwas Eigenes auf der Welt gehabt, wie meinen Schmerz.
ie Neid würde ich deshalb auch das Freule van Geelen in
Besitz der liebgewordenen Räume gesehen haben, ohne
nd einen gehässigen Gedanken dieselben als fremdes Eigen-
n wieder betreten haben; aber so, verachtet, verhöhnt und
reten von allen Seiten, so hinausgestoßen in die Welt zu
den, das faßte mich hier mit einem mir selber unbegreif-
n bittern Gefühl und stachelte mich auf, ihr das auf
eine oder andere Art zu vergelten. Ich weiß, daß es
cht war, und daß mich die Welt deshalb verdammen
de — was aber lag mir an dem Urtheil der Menschen,
denen Allen es doch kein Einziger der Mühe werth ge-
en, sich um mich zu kümmern.
„Die beiden empfindlichen Stellen nun in diesem starren,
losen Charakter jener Frau waren die Geisterfurcht und
Geiz, und beide konnte ich hier mit einem Schlage treffen;
n daß sie das Haus augenblicklich verlassen werde, sobald
nur das geringste Außergewöhnliche darin kundgab,
ßte ich vorher. Mein Plan ließ sich dabei viel leichter
führen, als ich im Anfang selbst gedacht. Das alte Haus,
en geheime Thüren und Gänge ich alle von meiner Kind-
an genau kannte, bot mir vortreffliche Gelegenheit, und
alte Klaas, den das Freule ebenfalls jeden Tag mit
chdachter Bosheit fühlen ließ, daß er nur das Gnaden-

brod der Erben äße, willigte mit Freuden ein, mich üb zu unterstützen."

„Sieh, sieh, sieh," sagte Peter, mit dem Kopfe nick „und der alte Schalk hat mit im Complot gesteckt, und mich hier so ruhig alle Vorbereitungen machen, und sch mir noch außerdem die Ohren von Geistern und Gespen voll — so ein Strick!"

„Er hat es ja nur mir zu Liebe gethan, Peter," Doortje bittend — „ich wäre unglücklich, wenn dem ar alten Mann ein Schaden aus meinem Leichtsinn erwa sollte."

„Sein Sie nicht bange, Doortje," beruhigte sie lach Peter, „ich bin kein solches Plappermaul, und wäre der L der dem armen Teufel Schaden zufügen möchte — hat doch der alte Klaas selber als Kind oft und oft auf dem herumgetragen und mir manche gute Birne und süße Pfla heimlich zugesteckt. Wir sind alte Freunde zusammen. Erklären Sie mir nur, Doortje, weshalb Sie das gefähr Spiel noch fortgesetzt, seit der alte Drache das Haus wir verlassen?"

„Sie hätt' es gern verkauft," sagte Doortje finster, der ganzen Sache los und ledig zu werden. Das wollt' verhindern, und — habe vielleicht unrecht daran gethan; wenn Sie wüßten, Peter, wie schlecht und wie häßlich sie immer behandelt, wie sie Alles sorgfältig hervorgesucht mich zu kränken und mir weh zu thun —"

Sie sah Peter dabei mit einem so bittenden und reuigen Blick an, während ein leichtes Roth ihre War färbte, und das liebe Auge des Mädchens ruhte so vertrau dabei auf dem jungen Seemann, daß es ihm ganz sonde zu Muthe wurde. Er griff Doortje's Hand auf und herzlich:

„Wenn ich auch nicht Alles genau weiß, kann ich es doch recht lebhaft denken, denn wenn der alte Satan, m Jungfer Base, einmal einen Tück auf Jemanden hat, so ich überzeugt, daß sie recht liebenswürdig sein kann. Ue dies haßt sie schon alle jungen hübschen Mädchen aus Gru satz —"

Doortje hatte ihm die Hand langsam wieder entzogen und
leise:
Erst jetzt sehe ich aber, welches furchtbar gefährliche Spiel
otzdem gespielt, denn nur mit dem einen Ziel vor Augen,
ich mir die möglichen Folgen nie recht ausgemalt. Ich
, daß ich recht, recht leichtsinnig gehandelt habe, und Sie
en sich fest darauf verlassen, Peter, daß ich mich nie wie-
iner solchen Gefahr aussetzen werde. Das Freule van
n mag ihr Haus verkaufen und ihr Geld fortan in Ruhe
ren. Ich will vergessen, was sie mir gethan hat, und ihr
ieder in den Weg treten."
Versprechen Sie mir das, Doortje?" sagte Peter und
e ihr die Hand entgegen — er nahm ihr das Versprechen
enn er hätte aufrichtig sein wollen — nur deshalb ab,
hre Hand wieder in die seine zu bekommen.
Von Herzen gern," sagte Doortje aufrichtig, indem sie
Hand in die seine legte; als sie aber dabei dem Blick
eemanns begegnete, stand sie auf, sah sich scheu um und
te: „aber ich muß fort — es ist spät geworden und —
könnte mich zu Hause vermissen."
Hm — ja," sagte Peter, der sie verlegen losließ —
— allein können Sie doch nicht gehen — ich werde Sie
n Ihr Haus begleiten."
Ich danke Ihnen, Peter," sagte Doortje, „doch das geht
— in D.... sind noch tausend Augen wach, und wenn
n diese Zeit der Nacht in Begleitung gesehen würde —
es geht nicht."
Aber wie wollen Sie denn allein nach Hause kommen?
d — dann möchte ich doch auch gern wissen, wo Sie
n, Doortje, um — um Ihnen doch Antwort zu sagen,
s mit dem Freule abgelaufen. Ich muß doch Rapport
en, Doortje," setzte er treuherzig hinzu, „das wäre ja
gegen Recht und Sitte."
Lieber nicht, Peter," sagte das junge Mädchen traurig,
eide so schon Verfolgung und böse Nachrede genug, um
muthwillig mehr herauf zu beschwören. Nehmen Sie hier
n innigsten, wärmsten Dank für Ihr edles Betragen,
armen, hülflosen Mädchen gegenüber — mag ich auch

über die Ursache erröthen, die mich mit Ihnen zusam
führte — es wird mir doch immer eine der wenigen Eri
rungen bleiben, die nicht mit Kränkungen und Demüthigu
für mich schloß — obgleich ich sie hier gerade zum ersten
in meinem Leben verdient hätte. — Leben Sie wohl
denken Sie meiner auch noch manchmal freundlich, wenn
das Schicksal nicht wieder zusammenführen sollte."

„Nein, Doortje, daraus wird nichts," sagte Peter
ganz entschieden, „allein lasse ich Sie nun einmal auf ke
Fall nach Hause gehen, und wenn Sie mir den gering
Dank schuldig zu sein glauben, so müssen Sie mir erlau
Sie zu begleiten. Es hilft Ihnen nichts," rief er lachend,
sie ihm noch etwas erwidern wollte, „ich habe jetzt ein
meinen Kopf darauf gesetzt, und gegen den können zehn
kleine Trotzköpfe, wie Sie vielleicht einer sein mögen,
an. Die Sachen hier räumt der alte Klaas schon mo
früh in seine Wohnung hinunter; jetzt wird er wahrschei
schlafen, denn ich glaube, er hatte heut Abend einen über
Durst gethan. — Warten Sie einmal einen Augenblick,
kann ja wohl von hier oben sehen, ob er noch Licht in se
Zimmer hat."

Damit trat er zum Fenster, schob die Gardine vors
ein wenig zurück und sah hinaus in die finstere Nacht.

„Es ist Alles dunkel da unten," sagte er dabei —
schläft jedenfalls fest wie eine Ratz und wird mich m
früh —"

Er drehte sich bei den letzten Worten wieder um,
blickte erstaunt und verdutzt im Zimmer umher, denn Do
war spurlos daraus verschwunden.

„Alle Wetter!" rief er und war mit einem Satz am
aber dort hinaus konnte sie nicht sein, denn das stand
am Fenster. Die Thür war ebenfalls noch fest von inner
riegelt — das Bücherbrett, über dem der kleine grüne
hang hing und dem sie vorher zugeschritten, rührte und
sich gleichfalls nicht und stand wie eingemauert.

„Blitzmädel!" sagte Peter und blieb unschlüssig mitt
der Stube stehen, „das heiß' ich Einem doch wirklich
den Fingern davongehen wie ein wirkliches Gespenst,

ch hatte den Kopf ja kaum zehn Secunden zum Fenster hin-
ausgedreht. — Aber die ist heilig fort, denn wenn ich ihr
auch jetzt durch das dunkle Haus nachtappen wollte, fände ich
die Deer'n doch im Leben nicht wieder. — Hm, hm, hm —
ja, vielleicht ist's so eben so gut, und das Doortje war das-
mal die Gescheidteste von uns Beiden — Wettermädel, wie
geschickt sie das Alles gemacht hat, und wie resolut sie dabei
zu Werke ging — hm — hm — hm!"

Peter dachte an gar kein Gespenst mehr. Er ging zum
Tisch, schenkte sich sein Glas wieder voll, stopfte sich eine neue
Pfeife und zündete sie an, und saß dann wohl eine volle
Stunde in seinem Stuhl, ohne auch nur ein einziges Mal
wieder aufzusehen, bis ihn der Kopf ordentlich von dem vielen
Nachdenken und Grübeln schmerzte. Die Pfeife war ihm auch
schon lange dabei ausgegangen, ohne daß er es bemerkt hätte,
und die Lichter waren beide niedergebrannt. Endlich stand er
auf, schnallte langsam seinen Cutlaß wieder um, steckte die
beiden Pistolen in den Gürtel, verlöschte das eine Licht, indem
er es im Leuchter umdrehte, und nahm dann das andere auf
der Flasche mit bis zur Hausthür hinunter. Hier blies er
auch das aus, und schritt dann langsam und noch immer in
tiefem Nachdenken seiner eigenen Wohnung unten an dem
Werft zu.

XI.

Das Freule van Geelen war am nächsten Tag in großer
Aufregung. Bis um zwei Uhr Nachmittags hatte sie ver-
gebens darauf gewartet, daß Peter Jansen sie aufsuchen würde,
und als sie endlich ihre Ungeduld und Neugierde nicht länger
mehr bezähmen konnte, und Boten nach Boten ausschickte, um
sein Quartier in der Stadt aufzufinden, kam einer von diesen
endlich nahe vor Sonnenuntergang mit der Nachricht zurück,
Peter Jansen läge daheim schwer krank in seinem Bett. Er
war, der Aussage der Wirthsleute nach, erst gegen Morgen
nach Haus gekommen, und hätte wahrscheinlich die Nacht ge-
schwärmt, weshalb er heute nicht aufstehen könne.

Das Freule, die das besser wußte, erschrak, daß sie am ganzen Körper zitterte, aber sie durfte sich natürlich nichts merken lassen, und lief den ganzen Abend unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. — Was, um Gottes willen, war vorgefallen in dem alten unseligen Haus, das sie schon zehnmal wünschte in ihrem ganzen Leben nicht gesehen zu haben!

Am nächsten Morgen — es war kaum ordentlich Tag geworden — mußte schon wieder ein Bote fort, „um sich nach dem Befinden Peter Jansen's zu erkundigen", und „ob er nicht einen Augenblick herüberkommen könnte". Der Bote kehrte auch bald zurück und meldete: „Peter Jansen fühle sich noch sehr schwach und angegriffen, aber er wolle nachher versuchen, aufzustehen, und hoffe jedenfalls, gegen Mittag das Freule besuchen zu können.

Auch diese Zeit verging endlich, wenn der alten Dame die wenigen Stunden auch wie eine Ewigkeit erschienen, und gegen zwölf Uhr kam endlich Peter wirklich langsam an.

Die Base, die den Peter augenblicklich in ihr Zimmer heraufführen ließ, hatte sich ihn nun eigentlich bleich und hohläugig gedacht, wie Jemand etwa aussehen müßte, der etwas ganz Erschreckliches gesehen und erlebt hätte, und darin hatte sie sich vollständig geirrt. Peter's blühender, gesunder Teint schien nicht im Geringsten gelitten zu haben, und die Augen lagen ihm ebenfalls nicht tief im Kopf. Nichtsdestoweniger hatte aber sein ganzes Wesen keineswegs mehr das Zuversichtliche, mit dem er früher aufgetreten, sondern weit eher etwas Scheues, Gedrücktes. Er grüßte die gestrenge Fräulein Base, die er sonst stets mit „Wel, hoe gaat het, Juvrouw?" ziemlich ungenirt angeredet, sehr förmlich und fast scheu, und blieb, als sie ihn schon einlud sich zu setzen, noch immer unentschieden an der Thür stehen, als ob er noch gar nicht wisse, ob er reden solle oder nicht.

„Aber Piet, mein Junge," sagte die alte Dame, der es fast das Herz abdrückte, zu erfahren was vorgefallen sei, „wo bist Du denn um des Heilandes willen gestern den ganzen Tag gewesen, daß Du nicht einen Augenblick herüberkommen und mir Nachricht geben konntest?"

„Juvrouw," sagte Peter und warf den scheuen Blick nach

der Thür, und die alte Dame erschrak ordentlich, denn sie glaubte schon, er habe dort wieder etwas gesehen — „wenn Ihnen das passirt wäre, was mir passirt ist —"

„Aber um der Wunden Christi willen, was ist Dir denn passirt, Piet — doch nicht — doch nicht da drüben in —"

Sie wagte das Haus gar nicht zu nennen, Peter aber nickte nur schweigend mit dem Kopf, und die Base wäre jetzt am liebsten gleich in Ohnmacht und ihre gewöhnlichen Krämpfe gefallen, wenn sie die Neugierde nicht bei Besinnung gehalten hätte. „Es hört uns doch hier Niemand?" fuhr er nach einer kleinen Pause flüsternd fort, „denn was ich Ihnen mittheilen möchte, brauchen die Dienstleute nicht gerade zu wissen, wenn es ihnen auf die Länge der Zeit auch kaum verheimlicht werden kann."

„Nicht verheimlicht werden kann?" gab die Juvrouw in tonlosem Echo entsetzt zurück, „aber sprich doch nur, Piet, sprich doch nur, mein Junge, das Suusje und die Klaartje sind unten in der Küche, und es darf Niemand heraufkommen, bis ich klingle. Es hört uns hier kein sterbliches Menschenkind, Piet."

„Gut, Juvrouw," sagte Piet, indem er sich mit dem Tuch den Schweiß von der Stirn trocknete — er hatte kurz vorher einen tüchtigen Schiedam getrunken, und der trieb ihn aus — „dann wollte ich Ihnen nur melden, daß ich — die zweitausend Gulden nicht verdienen kann —"

„Piet!" rief die alte Dame und hob entsetzt beide Hände empor.

„Ich kann's nicht," wiederholte aber Peter entschlossen, „und möcht' es um alle Ducaten der Welt nicht noch eine zweite Nacht versuchen —"

„Aber was ist denn nur vorgefallen, Piet — Du bringst mich ja langsam um mit Deinem verstockten Zögern."

„Sie erfahren's noch zeitig genug," seufzte Piet; „wenn Sie's denn aber absolut wissen wollen, Freule van Geelen, dann darf ich Ihnen freilich kein Geheimniß daraus machen, denn eigentlich — ist's sogar ein Auftrag, den ich bekommen habe."

„Ein Auftrag?" rief die Juvrouw erschreckt — von wem?"

Piet deutete wieder wie vorher mit dem Daumen über die Schulter und sagte leise:

„Von da drüben," und die Jungfer Base hielt sich krampfhaft an ihrem Stuhl fest.

„Wenn wir einen Tropfen Schiedam hier hätten," sagte Peter, „der würde uns Beiden gut thun."

Die Base schien das selber zu fühlen, sie winkte Peter nach einem kleinen Eckschränkchen hin, das dieser ohne weitere Umstände öffnete. Dort standen allerdings nur einige Odeurflaschen mit französischen Etiketten; da Peter aber nicht der Mann war, sich durch eine falsche Flagge so leicht täuschen zu lassen, öffnete er die größte von ihnen, roch daran und hatte die Genugthuung, sich nicht getäuscht zu haben. Ein paar Gläser fand er gleich darunter in einem ebenfalls verschlossenen Gefach, und nachdem er sich vor allen Dingen erst bedient, brachte er der Base gleichfalls einen ganz tüchtigen Schluck, den die alte Dame allerdings mit zitternder Hand nahm, aber nichtsdestoweniger ziemlich wacker leerte. Peter setzte dann Flasche und Gläser der Bequemlichkeit wegen auf den Tisch neben sich und fuhr, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, fort:

„So hören Sie denn, Juvrouw Base, wie es mir in der Nacht gegangen ist und was ich gesehen habe. Nach Dunkelwerden ging ich hinüber in das Haus, ließ mir von dem alten Klaas — der arme Teufel zitterte am ganzen Leibe, als er mit mir hinaufging — Licht geben, verhing die Fenster dicht, so daß von draußen Niemand den Schein sehen konnte, legte meinen scharfgeschliffenen Cutlaß blank auf den Tisch, die geladenen Pistolen daneben, und wartete nun mit ziemlich gutem Muthe auf irgend eine Erscheinung, die sich mir zeigen sollte, denn Furcht kenne ich nicht, und wollte sich hier gar Jemand einen Spaß mit mir machen, so wären ihm der Säbel und die Kugeln bös in die Quere gekommen."

„Aber Du hast doch nicht geschossen, Piet?" sagte die alte Dame erschreckt.

„Es gab nichts zu schießen," flüsterte Peter, „denn was nachher kam, dem thut keine Kugel 'was."

„Piet!"

„Es schlug draußen endlich zwölf Uhr,“ fuhr Peter fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „und ich hatte jetzt auch mein zweites Licht angesteckt, um Alles deutlich sehen zu können, was etwa um mich her vorging, als es in dem Bett der Frau Maatje — ich saß nämlich in ihrem Schlafzimmer — zu stöhnen anfing und sich zu regen begann.“

„Ich sterbe, Piet,“ ächzte die Juvrouw van Geelen.

„Nehmen Sie noch einen Schluck,“ rieth Peter, indem er sich selber zu einem zweiten, tüchtigen Glase verhalf — „und sich zu regen begann,“ fuhr er dann fort, indem er sich den Mund wischte. „Ich griff meine Pistole auf“ (Piet log hier, denn als die Bettgardinen zu rascheln anfingen, hatte er selber vor Schreck nicht einmal an seine Pistolen gedacht) „und schaute gespannt nach dem Bett hin — da öffneten sich langsam die Gardinen, und während mir der kalte Schweiß vor Entsetzen auf die Stirn trat, sah ich, wie die alte Frau Maatje leibhaftig, wie ich sie hundertmal im Leben gesehen, langsam aus dem Bett stieg und sich auf den Rand desselben setzte.“

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ stöhnte die Juvrouw.

„Sie trug die schwarze Kapuze, wie in der letzten Zeit, und den grünen Augenschirm mit dem Drahtrand, faltete dann die dürren weißen Hände auf dem Schooß, sah mich mit den großen glanzlosen Augen stier an und sagte:

„Bist Du das Piet, der mich auch einmal besucht nach so langer Zeit? Das ist recht! das ist recht — Gott sei meiner armen Seele gnädig, ich glaubte schon, sie hätten mich alle da oben vergessen.

„Aber, Vrouw Maatje, sagte ich, und die Zunge klebte mir dabei am Gaumen — habt Ihr denn keine Ruh’ im Grabe, daß Ihr noch jede Nacht auf die Erde kommen müßt, um arme Christenmenschen zu erschrecken?

„Keine Piet, keine, stöhnte die alte Frau — aber ich will Dir die Geschichte erzählen, Piet — Du sollst mir helfen — Du sollst mir helfen — und damit stand sie von dem Bettrand auf und ging — mir lief’s eiskalt über die Haut, als ich’s sah — mitten durch den großen Tisch, durch meinen Cut-

laß und die Pistolen gerade durch und direct auf ihren alten Lehnstuhl zu, auf dem sie immer in der Bibel las, setzte sich hinein, lehnte den Kopf hinten an und fuhr fort, als ob gar nichts Außergewöhnliches vorgefallen wäre: — Siehst Du, Piet, sagte sie — siehst Du, ich habe noch auf Erden eine schwere Schuld zurückgelassen — eine schwere, schwere Schuld, und bis die nicht getilgt ist, habe ich keine Ruh' im Grabe, und muß wandern, wandern mit den alten Knochen, und wenn es bis zum jüngsten Tage wäre. — Ich wollte sie jetzt fragen, was das sei, aber ich brachte vor Angst und Schrecken kein Wort über die Lippen, und sie fuhr endlich, nachdem sie eine ganze Weile geächzt und gestöhnt, langsam fort:

„Ich bin gestorben, sagte sie, und die Stimme klang genau so, als ob sie unten aus dem Boden herauf käme — „ich bin gestorben und habe kein Testament gemacht, und deshalb mein Wort nicht eingelöst, das ich dem Doortje gegeben — jetzt muß ich's büßen — jetzt muß ich's büßen, eine ganze Ewigkeit hindurch."

„Aber was kommt sie denn da in mein Haus zurück?" sagte Juvrouw van Geelen, die der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war, „was geht denn das mich an, wenn sie gefehlt hat, und weshalb soll ich's büßen?"

„Daran dacht' ich auch," sagte Peter und schenkte sich, wie in Gedanken, ein frisches Glas ein, „und ich frug sie deshalb, weshalb sie die Lebenden da störe, da ihr doch Keiner derselben nun zum Frieden verhelfen könne. Das ist's ja eben, Piet, sagte sie da aber, das ist's ja eben, weshalb ich hier herauf komme und meinen Umgang halte — es kann noch gut gemacht, es kann noch nachgeholt werden, und deshalb steige ich ja gerade Nachts aus meinem Grab und komme und komme, bis ich Frieden gefunden habe."

„In meinem Leben zieh' ich nicht wieder in das Haus," stöhnte das Freule van Geelen.

„Ach, gute Vrouw Maatje, fiel ich ihr da in die Rede," fuhr Peter fort, „da können Sie ja aber noch zwei oder drei Ewigkeiten hier oben spazieren gehen. Denn wenn Sie Nachts in dem alten Haus hier umgehen, wird kein Mensch mehr

hineinziehen, und Niemand dann auch mehr erfahren, was Sie wollen. — Da nickte sie lange, lange mit dem Kopf und sah mich mit den hohlen Augen so stier an, daß mir's wie mit einem Messer durch die Seele schnitt; dann fuhr sie leise und flüsternd fort: Das weiß ich, Piet — das weiß ich, aber deshalb bleib' ich auch hier nicht länger, wie bis zu meinem Sterbetag — bis ein volles Jahr verflossen ist, seitdem ich die Augen geschlossen habe, und dann besuch' ich Nachts — jede Nacht denjenigen von meinen Erben, der meinen Fehler wieder gut machen und mich erlösen kann."

„Jesus meine Güte!" schrie Juvrouw van Geelen und fuhr entsetzt in ihrem Stuhl empor, „und wer ist das?"

„Dasselbe frug ich den Geist," sagte Peter mit scheuer Stimme, „genau dasselbe, und da, Juvrouw — mir drückt es noch jetzt das Herz ab, wenn ich daran denke — nannte sie Ihren Namen, und mir schauderte es, wenn ich daran dachte, daß Ihnen einmal Nachts die Gestalt, wie sie da vor mir saß, an das Bett treten könnte."

Das Freule van Geelen hörte nicht mehr; sie stieß einen tiefen Seufzer aus, zuckte ein paar Mal mit Armen und Beinen, und sank dann starr und leblos in ihren Stuhl zurück. Peter dagegen, ohne im Geringsten über die Wirkung seiner Erzählung zu erschrecken, füllte sich erst noch einmal sein Glas und leerte es auf einen Zug, und ging dann ruhig zu der Ohnmächtigen, rieb ihr etwas derb die Stirn und Schläfe mit dem scharfen Genèvre, und goß ihr nachher etwa ein halbes Glas zwischen die Lippen.

Das half. Die Base fing erst an zu husten, dann öffnete sie die Augen, frug, wie stets in solchen Fällen, „wo bin ich?" und setzte sich dann wieder gerade in ihrem Stuhl auf. Was sie gehört, war zu furchtbar, um nicht seine rückwirkende Kraft auf sie zu üben, und sie schien gefaßt genug, auch das Ende zu vernehmen.

„Es ist schrecklich!" sagte Peter, wie er sie nur wieder so weit sah, daß sie ihn verstehen konnte — „aber Sie haben ja doch noch lange Zeit, sich zu überlegen, was Sie thun wollen, denn so viel ich weiß, ist es bis zu dem Todestag der

alten Vrouw Maatje, Ihrer verehrten Frau Schwester, noch eine ganze Weile hin —"

„Gieb mir einmal den Kalender her, der da hinter der Thür hängt, Piet," sagte die Base mit schwacher, kaum hörbarer Stimme. Piet stand auf und holte das Verlangte — es war eine Art von Notizbuch, in dem das Freule van Geelen die wichtigsten Tage notirt hatte, denn man konnte nicht erwarten, daß sie solche Kleinigkeiten im Gedächtniß behalten sollte. Sie schlug jetzt das kleine Buch auf, während ihr Peter mit der unschuldigsten Miene von der Welt gegenüber saß. Der Schelm wußte recht gut, wann der Sterbetag fiel, aber er hütete sich wohl, sich etwas davon merken zu lassen. Juvrouw van Geelen schien es ebenfalls zu wissen, aber sie hatte sich erst davon überzeugen wollen, und während das Buch in ihren Schooß hinabsank, stöhnte sie leise und verzweifelt: „Schon in vierzehn Tagen!"

„Das ist früh," sagte Peter wie erschreckt, „und bis dahin wird es gar nicht möglich sein, den Willen der Todten zu erfüllen."

„Noch dazu, wenn man nicht einmal weiß, was sie will," stöhnte das Freule, indem sie die Hände verzweifelnd rang.

„Das hat sie nun freilich deutlich genug gesagt," meinte Peter, indem er leise mit dem Kopf nickte und starr vor sich niedersah, „aber kein Mensch kann's erfüllen, und wenn ich Einer von den Erben wäre, ich wüßte, ich thät's nicht und ließe es lieber auf das Schlimmste ankommen."

„Und was verlangt sie denn um Gottes Barmherzigkeit willen?" stöhnte die alte Dame, indem sie sich entsetzt auf dem Stuhl wand. „Du bringst mich rein zur Verzweiflung, Piet, daß Du mir das Gift nur so tropfenweis beibringst."

„Wenn ich's nicht selber gehört hätte," sagte Piet, „glaubt ich's gar nicht — dem Ding, dem Doortje, das sich mit dem Gerichtsschreiber verheirathet hat, sagt sie, gehörte das Haus, und achttausend Gulden hätte sie ihr außerdem versprochen. Bis die das nicht bekäm', hätte sie keine Ruh' im Grabe, und käme sogar hier herüber, um Sie, Juvrouw Base, zu bitten, sie doch zu erlösen."

„Dem Doortje — dem Geschöpf!“ rief die alte Dame, erschreckt in ihrem Stuhl auffahrend.

„Es ist unglaublich,“ sagte Peter, „und noch dazu, da sie sich an so einen Federfuchser, so einen Gerichtsschreiber gehängt hat, der sie doch wahrhaftig auch selber wird ernähren können.“

„Aber er hat sie ja gar nicht geheirathet,“ sagte die Juvrouw.

„Nicht?“ frug Peter mit einem so erstaunten Gesicht, als ob er eben die größte Neuigkeit erführe.

„Das ganze Haus?“ stöhnte die Juvrouw.

„Und achttausend Gulden baar Geld,“ setzte Peter hinzu.

„Es ist ganz unmöglich!“ klagte die Base.

„Und ich thät's unter keiner Bedingung,“ wiederholte Jansen. „Die mag ruhig kommen und hier ihren Besuch abstatten; was kann sie denn überhaupt thun, als höchstens einmal ein paar Leute erschrecken?“

„Ich stürbe, wenn ich sie sähe,“ ächzte die Unglückliche.

„Aber das Haus und die achttausend Gulden?“

„Das Geld müssen die anderen Erben von ihrem Erbtheil zahlen,“ sagte die Juvrouw schnell — „und was nützt mir das Haus, wenn ich nicht drinnen wohnen und es auch nicht verkaufen kann?“

„Nicht geschenkt möcht' ich's,“ versicherte Peter, „mit solch' einem Besuch jede gesegnete Nacht.“

„Oh ich arme, geschlagene Frau, was soll ich thun?“ seufzte das Freule und schüttelte verzweifelnd den Kopf.

„Folgen Sie meinem Rath, Jungfer Base,“ sagte Peter, indem er die kleine Schiedamflasche gegen das Licht hielt, den Rest dann in sein Glas goß und auf einen Zug leerte — „lassen Sie die Sache ruhig an sich kommen. Daß ich es ehrlich mit Ihnen meine, davon sind Sie jetzt doch hoffentlich überzeugt. Ich hätte die zweitausend Gulden sicherlich gern verdient, und Gott weiß es, daß ich sie nöthig brauche, aber ehe ich falsch gegen eine so wackere, fromme Dame wäre — nein, da lieber keinen Stüber — lieber ehrlich verhungert, als unehrlich gepraßt, und wenn Sie thun wollen, was ich

Ihnen sage, dann geben Sie dem Doortje keinen Stüber, Testament oder keins, die Sache ist einmal abgemacht."

„Und wenn mir die alte Maatje Nachts erscheint?" rief die Juvrouw entsetzt aus.

„Na, da kommt sie," sagte Peter gleichgültig — „hübsch sieht sie gerade nicht aus in ihrem Sterbekleid, und wie ich sie zuerst sah, glaubte ich wahrhaftig ebenfalls, der Schlag solle mich rühren; aber es ist merkwürdig, wie man sich an Alles gewöhnen kann, und wie ich erst eine halbe Stunde etwa mit ihr zusammen gewesen, war mir's ordentlich zu Muthe, als ob ich mich nicht halb mehr so vor ihr fürchte."

„Ich hielt's nicht aus, Peter, ich hielt's nicht aus!" rief die Juvrouw, indem sie von ihrem Stuhl emporsprang und im Zimmer umherlief — „wenn ich nur jetzt daran denke, ist es mir schon, als ob mich die Angst bei lebendigem Leibe umbringen müsse — jetzt im hellen Sonnenschein — und wenn mir das in der Nacht passirte, mitten in der dunkeln, furchtbaren Nacht, mich träfe heilig der Schlag und ich läge Morgens todt in meinem Bett."

„Aber das schöne, große Haus!" warf Peter ein.

„Und was helfen mir zehn solche alte, baufällige Buden, wenn ich mich jeden Abend in Todesangst zu Bett legen soll?"

„Und die achttausend Gulden baar Geld?"

„Gieb mir Zeit zur Ueberlegung, Piet," stöhnte die alte Dame, indem sie sich ihren Kopf mit beiden Händen hielt — „gieb mir Zeit zur Ueberlegung, denn mir hämmert es jetzt in den Schläfen, als ob es mir die Hirnschale auseinander sprengen wollte."

„Gerade so hämmerte es die Nacht in dem alten Haus da drüben," sagte Peter — „Herrgott, war das ein Geklopf gleich von zwölf Uhr, oben und unten, an der Decke, an den Wänden und unter dem Fußboden, als ob das ganze alte Gebäude lebendig geworden wäre."

„Laß mich jetzt allein, Piet," bat die alte Dame, „und wenn Du hinuntergehst, schick' mir das Suusje herauf — aber räume die Flasche und die Gläser vorher weg."

„Aber, Freule van Geelen," sagte Peter mit tiefem Mit-

jefühl, „ich hoffe doch nicht, daß ich Ihnen mit meiner Er=
ählung wehe gethan habe. Lieber Gott, ich hätte es ja viel
auſendmal lieber verſchluckt und mein Leben lang mit mir
jerumgetragen; wenn ich mir aber ſo dachte, daß Ihnen das
chreckliche Geſpenſt einmal unvorbereitet —"

„Laß mich jetzt allein, Piet — wenn Dir mein Leben lieb
ſt, laß mich nur eine Stunde allein," bat das Freule, „ich
ann nicht mehr — meine Nerven müſſen Ruhe haben, oder
ch ſterbe. — Aber, Piet," ſetzte ſie raſch und ängſtlich hinzu,
„Du ſprichſt mit keiner menſchlichen Seele über das, was
Du mir eben mitgetheilt, ein Wort. Kann ich mich darauf
erlaſſen?"

„Wie auf einen Felſen ſo feſt," verſicherte Piet, „wie auf
inen Pflichtanker."

„Ich danke Dir, Piet," ſagte das Freule, „und werde
Dich wieder rufen laſſen." Damit winkte ſie ihm freundlich
nit der Hand, und Peter ſtand von ſeinem Stuhl auf, ſetzte
rſt, wie befohlen worden, die Flaſche und die Gläſer in den
leinen Eckſchrank zurück und verließ dann mit einer ſtummen
Verbeugung ſein Fräulein Baſe.

Das alte Freule blieb in einer furchtbaren Aufregung
urück, denn ſie behielt nur die Wahl zwiſchen zwei ihr faſt
leich ſchrecklichen Dingen, zwiſchen einem großen Verluſt an
diſchen Gütern, oder der gedachten Erſcheinung ihrer Schweſter,
er alten Vrouw Maatje, und es bedurfte einer langen, für
e qualvollen Zeit, um darüber mit ſich in's Reine zu
mmen.

Als ſie Peter ſo lange auf ſeinen Bericht hatte warten
ſſen, da war ein dunkler Verdacht in ihr aufgeſtiegen, daß
die Sache vielleicht recht gefährlich machen und, wenn mög=
h, noch etwas mehr als zweitauſend Gulden aus ihr heraus=
eſſen wolle. Peter dagegen warf durch ſein Manöver ihren
nzen Argwohn über den Haufen, indem er von vornherein
klärte, daß er die zweitauſend Gulden gar nicht verdienen
nne, indem er nicht im Stande ſei, die Bannung des un=
higen Geiſtes zu bewerkſtelligen. An Doortje ſelber konnte
eben ſo wenig ein Intereſſe nehmen, denn er hatte ja ſogar

geglaubt, daß sie längst mit dem Gerichtsschreiber verheirathet sei, und wenn sie jetzt an einen Traum dachte, den sie vor einiger Zeit gehabt, und der sich mit dem heute Morgen Gehörten recht gut zusammenbringen ließ, lief es ihr mit einem eigenen Frösteln den ganzen Rücken hinunter.

Wie war dem Allen jetzt am besten zu begegnen, ohne daß sie selber zu großen Schaden dabei litt? An dem Haus lag ihr nur sehr wenig; sie wäre nicht um alle Schätze der Welt wieder dort hineingezogen, und mit dem Verkauf sah es unter solchen Umständen eben so schlimm aus — sie hätte es zuletzt wahrscheinlich müssen um einen Pappenstiel verschleudern, um es nur los zu werden, und kam ihr die Erscheinung ein einziges Mal in ihre jetzige Wohnung — sie schauderte zusammen, wenn sie nur daran dachte — sie durfte gar nicht daran denken.

Sie dachte aber daran, daß die übrigen Erben sich bei Uebernahme der Erbschaft fast einstimmig dafür ausgesprochen hatten, dem armen Doortje eine gewisse Summe auszuzahlen, und sie allein hatte sich dem damals so entschieden widersetzt und solche bösartige Anklagen gegen das Doortje vorgebracht, daß auch die übrigen Erben sich endlich überreden ließen, von einer freiwilligen Zahlung abzustehen. Die Menschen sind ja im Allgemeinen überhaupt sehr leicht zu überreden, ihr Geld im Beutel zu behalten. Man hatte die Sache damals wenigstens aufgeschoben, und es war dann natürlich dabei geblieben.

Wenn sie jetzt die Erben noch einmal zusammenrief — wenn sie ihnen zum Beispiel sagte, daß sie seit der Zeit das Doortje hätte genau beobachten lassen und nur Gutes über sie gehört habe — wenn sie sich dann selber erbot, ihr das Haus als Erbtheil zu überlassen? Sie haßte das Doortje in diesem Augenblick mehr, wie sie es je gehaßt hatte, aber die Furcht, die Furcht — was thun Tausende nicht oft aus bloßer Furcht vor einem Gespenst ihrer eigenen Einbildung. —

Das durch Peter heraufbeorderte Suusje kam in diesem Augenblick und unterbrach für jetzt das schmerzliche Sinnen des Freule. Dieses schien übrigens heute ganz ausgewechselt; sie zankte nicht einmal mit dem Suusje, was sie sonst doch

eigentlich jedesmal that, und schloß sich bald darauf in ihr Zimmer ein, aus dem sie den ganzen Tag nicht wieder zum Vorschein kam.

So vergingen acht Tage, und Peter, der geglaubt hatte, daß er den angefachten Brand lieber noch einmal schüren müsse, und sich im Lauf der Woche wieder melden ließ, wurde nicht einmal vorgelassen, aber der durch ihn ausgestreute Same war lustig aufgegangen, und noch am Ende der Woche fanden sich die Erben von dem Freule van Geelen zu einer Generalversammlung bei verschlossenen Thüren eingeladen, zu der sogar gegen Abend ein Notar — zufälliger Weise eben jener nämliche Karel, der sich damals so treulos gegen das arme Doortje betragen — gezogen wurde.

Daß die Versammlung stattfinde, war bald in der ganzen Stadt bekannt, denn Freule van Geelen wäre die Letzte gewesen, die bei einer „guten Handlung" ihr Licht unter den Scheffel gestellt hätte. Schon am andern Abend ließ sie denn auch Peter Jansen rufen, und theilte ihm mit, daß die Sorge um das „Seelenheil" der alten guten Schwester Maatje sie nicht habe ruhen und rasten lassen — daß sie wisse, ihre verstorbene Schwester habe noch eine Verbindlichkeit gegen ein armes junges Mädchen versäumt, welches sie die letzten Jahre treu gepflegt, und daß sie nicht allein jetzt selber ein großes Opfer gebracht, sondern auch sämmtliche Erben noch einmal zusammenberufen und ihnen das Schicksal des armen Mädchens an das Herz gelegt habe. Ihre Worte seien aber dort auf guten Boden gefallen — nachdem sie erklärt und eine Schrift darüber habe aufsetzen lassen, das alte Haus der Vrouw Maatje dem Doortje erb- und eigenthümlich zu überlassen, seien die übrigen Erben noch mit der Erklärung beigetreten, ihr ebenfalls zusammen ein Capital von achttausend Gulden zu bewilligen. Das Schriftstück darüber sei jetzt ausgefertigt und unterschrieben, und dem Doortje heute Nachmittag zugeschickt worden.

Peter Jansen wollte hierauf etwas erwidern, aber Freule van Geelen unterbrach ihn und fuhr fort:

„Ich weiß, Piet, daß Du innigen Antheil an mir nimmst und das schwere Opfer wirst zu würdigen wissen, das ich der

Ruhe meiner seligen Schwester gebracht habe. Du selber hast Dich ja auch in der Sache bemüht, und ich bitte Dich, dies als eine kleine Erkenntlichkeit von meiner Seite zu betrachten."

„Aber, bestes Freule," sagte Peter, wirklich überrascht, als sie ihm eine schwere Rolle in die Hand drückte.

„Geh jetzt, Piet," verhinderte ihn aber die alte Dame an jeder Danksagung — „geh jetzt; meine Nerven sind sehr angegriffen, aber — ich fühle mich doch vollkommen beruhigt, und will jetzt beten gehen, daß der liebe Gott nun meiner armen Schwester die Ruhe gönnen möge, deren sie so sehr bedarf."

Peter machte noch einen Versuch, sich zu bedanken, aber sie ließ ihn nicht dazu kommen, drängte ihn freundlich, aber entschieden der Thür zu, und schloß diese hinter ihm ohne Weiteres ab.

Peter stand oben an der Treppe und hielt die Rolle Geld mit dem höchst unbehaglichen Gefühl in der Hand, sich vor sich selber zu schämen.

„Duivel," murmelte er leise vor sich hin, „die zweitausend Gulden habe ich eigentlich nicht von der Base verdient, und kann sie wahrhaftig auch nicht annehmen. — Doppelt gestraft? nein, das geht nicht, Peter, und das Geld würde dir lebenslang wie ein fauler Fleck auf der Seele brennen. — Rascher Entschluß, guter Entschluß — wenn sie auch schon zugeschlossen hat, um zweitausend Gulden macht sie die Thür schon noch einmal auf."

Mit dem Entschluß drehte er sich auch im Nu wieder auf dem Absatz herum, und wollte eben derb an die gerade verlassene Thür klopfen, als ihm das Gewicht des Geldes, das er in der Hand hielt, auffiel.

„Hm!" dachte er — „für Gold ist die Rolle eigentlich nicht schwer genug, und Silber — na, ich darf doch wenigstens sehen, was sie mir gegeben hat" — und damit öffnete er das festversiegelte Papier, aus dem ihm — fünfundzwanzig neue Silbergulden entgegen leuchteten. Bei dem Anblick derselben schmunzelte Peter aber stillvergnügt vor sich hin:

„Ob ich's mir nicht gedacht habe — fünfundzwanzig

Gulden — jetzt seh' Einer den alten Geizteufel an, der mit anderer Leute Geld seine Schulden bezahlt und mit dem alten Haus den Geist, mich aber mit einem Trinkgeld abgekauft hat. — Oh Freule, Freule — aber ein Trinkgeld soll's sein," setzte er lustig hinzu, „denn um den Quark brauch' ich mir keine Gewissensbisse zu machen." —

Mit drei Sätzen war er die Treppe hinunter, wo er das „Suusje" beinahe über den Haufen rannte, und geraden Weges ging er jetzt — nicht etwa nach Hause, sondern auf Doortje's Wohnung zu, die er indessen von dem alten Klaas erfahren, während er sich jedoch wohl gehütet hatte, ihre Schwelle bis jetzt zu betreten. Erst mußte Alles geregelt und in Ordnung sein, damit die alte Base nicht vorzeitig irgend einen Verdacht schöpfen und kopfscheu werden könne. — Jetzt war aber Alles abgemacht — denn die fünfundzwanzig Gulden lieferten ihm dafür den besten Beweis, und wenn ihm jetzt das Herz ein wenig klopfte, so war es nicht etwa aus Furcht vor einem Geist, sondern im Gegentheil vor einem sehr körperlichen, lebensfrischen Wesen. — Und wie es ihm dort erging? —

Am nächsten Tag liefen drei Gerüchte durch die Stadt und gaben den guten Bewohnern von D.... Stoff für einen ganzen Monat Unterhaltung.

Das erste war, daß das arme Doortje, die sich bis jetzt ihr Brod hatte kümmerlich durch harte Handarbeit verdienen müssen, eine reiche Erbin geworden wäre.

Das zweite, daß der Notar Karel, der seiner Zeit um sie geworben, seine Werbung erneuert habe und mit Schimpf abgewiesen sei, und daß sich,

Drittens, Doortje mit dem jungen Peter Jansen, der in der ganzen Stadt seines muntern, ehrlichen Wesens wegen beliebt war, verlobt habe und nächstens Hochzeit halten würde.

Die ganze Stadt freute sich darüber, nur das Freule van Geelen glaubte, der Schlag rühre sie, als sie die letzte Neuigkeit erfuhr. Jener dunkle Verdacht, der immer dann und wann einmal in ihr gegen den leichtsinnigen Peter Jansen aufgestiegen, gewann plötzlich feste Form und Gestalt, und

ohne Weiteres ließ sie den Peter vor sich fordern. Wer aber nicht kam, war eben der Peter; zu Haus dagegen saß er und schrieb einen langen, ausführlichen Brief; er hatte, so alt er war, noch nie so viel auf einmal geschrieben. — Was aber in dem Brief gestanden, hat Niemand in der Welt je erfahren, denn sowie ihn das Freule bekam, riß sie ihn in tausend Stücke, steckte ihn in den Ofen und legte sich sterbenskrank zu Bett. Schon in der nächsten halben Stunde stand sie aber ganz gesund wieder auf, packte ihre Koffer und reiste am nächsten Morgen zu einer Nichte nach Amsterdam, wohin sie sich später ihre ganze Einrichtung nachkommen ließ.

Drei Monate darauf aber machte Peter Jansen Hochzeit mit dem Doortje und zog in das Spukhaus, stellte jedoch zu gleicher Zeit ein tüchtiges Werft auf, und war bald in ganz D.... als einer der fleißigsten und geschicktesten Schiffsbauer gekannt und geachtet.

Der alte Klaas blieb natürlich bei den jungen Eheleuten Gärtner nach wie vor; man hat aber nie gehört, daß es seit der Zeit dort je wieder gespukt hätte, selbst nicht, als drei Jahre später das Freule van Geelen zu Amsterdam selig verstorben, ohne jedoch weder den Peter noch das Doortje weiter in ihrem Testament zu bedenken.

Drei Tage Carneval in Lima.

Schon als ich am 8. Februar nach Lima aus dem Innern zurückkehrte, sagten mir meine Bekannten: Durch den Carneval können Sie hier gar nichts ausrichten, Sie finden Niemanden zu Hause, denn wer irgend kann, flüchtet aus der Stadt, und in den Straßen darf man sich gar nicht blicken lassen, denn man wird überall begossen.

Ich hielt die Sache für übertrieben, noch dazu, da am 10. Morgens Alles still und ruhig schien, und die Menschen, das heißt die Stadtmenschen, ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Wegen ruhig und ungestört nachgingen. Ich selber stand wie gewöhnlich etwa um sechs Uhr auf, nahm ein Bad, und ging dann in ein benachbartes italienisches Kaffeehaus, um meinen Kaffee zu trinken. Auf dem Rückwege ging ein sehr anständig gekleideter Herr, mit einem feinen Panamahut auf dem Kopfe, dicht vor mir her — eine alte, würdige Dame mit weißen Haaren sah oben aus einem Fenster — der Herr war gerade darunter, als plötzlich etwa ein halber Eimer Wasser wie ein Sturzbad auf ihn herunterkam und ihm ordentlich den Hut antrieb. Die Dame verschwand zugleich mit einem anmuthigen Lächeln vom Fenster, und ich erwartete jetzt nichts Anderes, als daß der also Mißhandelte außer sich sein würde.

Wäre es in Deutschland geschehen, so hätte der Betroffene sich jedenfalls die Hausnummer notirt und wäre in höchster

Entrüstung auf die Polizei gelaufen. Der Herr in dem Panamahut that nichts dergleichen. Er bog den Kopf vorn über, daß das Wasser ordentlich vom Hutrand ablaufen konnte, schüttelte sich dann, wie sich ein nasser Pudel schütteln würde, und ging, ohne auch nur einen Blick nach dem Fenster hinauf zu werfen, aus dem ihm der nasse Gruß geworden, vollkommen ruhig seiner Wege.

Ich fühlte mich dadurch doch etwas beunruhigt, denn „was dem Einen recht, ist dem Andern billig", und auf mich konnte eben so gut hinter einem andern Fenster eine andere würdige Matrone lauern. Ich kam aber trocken nach Hause — eine Menge Damen schritten ebenfalls im höchsten Staat in die Kirche, und das Geschehene konnte auch recht gut ein unglücklicher Zufall sein, der den Herrn in dem Panamahut betroffen.

Von meinem Fenster aus konnte ich einen großen Theil der Straße, auf und ab, übersehen — aus keinem Fenster zeigte sich eine ähnliche Bosheit — Alles blieb still und anständig, und die Menschen gingen ungefährdet ihres Weges.

Um vier Uhr ging ich wieder zum Essen und hatte mehrere Straßen zu passiren. Die Häuser sind meistens mit kleinen Balkonen versehen, die theils durch Glasfenster und Vorhänge, theils durch hölzerne und bewegliche Jalousien geschlossen werden können. Auf einzelnen dieser Balkone, besonders auf solchen, die auf der Schattenseite lagen, sah ich junge Damen, und darunter waren einige verdächtige nasse Flecke. In Lima regnet es nämlich nie, und es mußte also Wasser heruntergegossen sein. Ich war überhaupt mißtrauisch geworden und behielt die Damen im Auge, hatte es auch nicht zu bereuen, denn erstens waren sie sehr hübsch, und dann sah ich auch, wie plötzlich eine von ihnen mit dem Arm eine verdächtige Bewegung machte, der gleich darauf ein blitzender, vortrefflich nach mir gezielter Wasserstrahl folgte. Ich bin übrigens ziemlich gut auf den Füßen, und dem hatte ich es zu danken, daß ich diesem mir zugedachten Bade glücklich entging.

Mit scheuer Vorsicht setzte ich jetzt meinen Weg fort, die Stellen ängstlich vermeidend, wo das nasse Trottoir die

heimtückisch oben lauernden Schönen schon von Weitem verrieth. Dabei konnte mir aber doch nicht ein auffallender Vorrath von Eiern entgehen, der heute in ganz unverhältnißmäßiger Anzahl zu Markte gebracht schien. An allen Straßenecken standen Jungen mit Körben, die Eier feilboten und sie zu „quatro por un real“ ausschrieen. Die Fruchthändler hatten ebenfalls sämmtlich Eier zu verkaufen. Eier standen in großen Kübeln auf allen Ladentischen der Pulperien, in vielen Kaffeehäusern sogar und Cigarrenläden, und ich konnte nicht begreifen, woher diese Masse auf einmal kam — wenn nicht vielleicht eine ganze Schiffsladung von China eingetroffen war. Auch das sollte ich am nächsten Tage erfahren, denn heute schien die Stadt doch noch verhältnißmäßig ruhig, und ich kehrte auch bald wieder in mein Hotel zurück, um einige Briefe für den nächsten Dampfer zu schreiben.

Früh am nächsten Tage war noch Alles trocken auf den Straßen, als ich aber um zwölf Uhr vom Frühstück zurückkam, herrschte ein ganz anderes, höchst eigenthümliches Leben. Der Carneval hatte begonnen, offener Krieg war zwischen Balkon und Trottoir erklärt worden, und die schönen Belagerten hielten die verschiedenen Balkone besetzt, zwischen einer Anzahl von wohlgefüllten Eimern, einen Blechbecher mit Henkel in der Hand, auf den Feind und zugleich auf Beute zu lauern. So gut es ging, waren sie dabei hinter Jalousien oder Gardinen versteckt, um ahnungslos Nahende nicht vor der Zeit schüchtern zu machen, und sie hätten sich am besten mit Spinnen, in ihrem Neste zusammengekauert, vergleichen lassen, wenn dieser Vergleich nicht eben zu häßlich für so junge, liebe, von Neckerei und Uebermuth, Schadenfreude und gespannter Erwartung strahlende Gesichter gewesen wäre.

Die Eier, wie ich jetzt ausfand, gehörten ebenfalls zu dem Fest und waren Munition für die Angreifer, dann und wann auch für die Belagerten selber. Es waren ausgeblasene, von denen die Zuckerbäcker schon durch das ganze Jahr den Vorrath für diese Tage anhäufen und aufspeichern, ausgeblasene und von gewissenhaften Menschen mit wohlrie-

chendem, von gleichgültigen mit einfach reinem, von gewissenlosen oder boshaften mit Straßenrinnen-Wasser gefüllt, um nach allen Richtungen hin, geschickt oder ungeschickt, versandt zu werden. Die Eier werden dann, wenn sie gefüllt sind, mit Pech oder Wachs verklebt, und zerplatzen natürlich, sobald sie beim Wurf den geringsten Widerstand finden.

Wohlriechende Wasser standen ebenfalls überall zum Verkauf aus, theils in kleinen zierlichen Fläschchen, in den verschiedenen Läden, theils in Ale- und Porterflaschen, mit der Etikette Eau de lavande, auf den offenen Ständen der Plaza und in den abzweigenden Straßen. Draußen in den Vorstädten, wo meistens Neger wohnten, wußten die Verkäufer recht gut, daß sie keine Eau de lavande brauchten oder absetzen konnten.

Und der Kampf begann! In den Straßen schlichen junge Burschen und Männer, theils verdächtig aussehende Zinnspritzen, theils lange messingene Instrumente der Art unter dem Arme, kleine Negerjungen hinter sich, die große Eimer mit reinem Wasser schleppten. Andere trugen Körbe mit Eiern am Arm, Reiter sprengten mit eben solchen munitiongefüllten Flechtwerken über das Pflaster, und bald eröffnete sich hier und da ein kleines Tirailleurgefecht, das gewöhnlich mit einem Sturzbad von einem der Balkone auf einen völlig harmlosen Wanderer niederbrach und von der lauernden Rächerschaar begierig aufgenommen wurde.

Voraus bemerken muß ich, daß die Damen sowohl wie die Belagerer auf diesen Kampf völlig vorbereitet sind. In den Häusern, in denen „gespielt" werden soll (wie diese Sündfluth scherzhafter Weise genannt wird), sind die vorn heraus liegenden Zimmer total geräumt, Spiegel und Bilder entfernt, selbst die guten Möbel hinausgetragen, und die Damen haben sich leichte Kleider angezogen, die wieder gewaschen und nicht leicht verdorben werden können.

Auch die Herren wissen, was ihnen bevorsteht, und der älteste Poncho oder Hut wird vorgesucht, um dem drohenden Sturme damit Trotz zu bieten. Auf der Plaza wurden sogar ordinäre Hüte zu vier Realen das Stück ganz besonders

erkauft, und so ziehen die Kämpfer gleich gewappnet in's
Gefecht, und nur die Zuschauer, „die Neutralen", bezahlen ge-
wöhnlich die Zeche mit einem neuen Rock oder Hut, und Grimm
in Herzen.

Aber selbst an diesem zweiten Tage hielt sich noch Alles
in seinen Schranken. Unzählige Eimer Wasser wurden zwar
auf Alles niedergegossen, was sich in Gießens Bereich solchen
Fenstern oder Balkonen näherte, unzählige Eier flogen, bald
gut, bald schlecht gezielt, nach den neckischen Schönen hinauf,
die ihr Gesicht so gut wie möglich hinter Knickschirmen oder
Fächern vor dem oft gar nicht sanften Wurf schützten, gossen
ihren Inhalt über ihre Kleider, oder klatschten harmlos gegen
die Fenstersimse oder im Innern der Stube gegen die Tapeten
an — aber es gab doch noch Plätze, wo man dem Unwesen
ausweichen konnte; es gab noch Straßen, in denen man mit
einiger Vorsicht, bald diese, bald jene Seite benutzend, durch
die besseren Theile der Stadt kommen konnte. In die Vor-
städte hätte man sich freilich schon da nicht mehr wagen dürfen.
Am dritten und letzten Tage waren aber alle Schrecken los-
gelassen, und wer da ausging, konnte sich auch fest darauf
verlassen, daß er nicht ungewaschen wieder sein stilles Haus-
asyl erreichte.

Ich mußte an diesem Tage nach Chorillos, dem dicht bei
Lima gelegenen Badeort, hinaus, nach dem sich der größte Theil
der ruhigen Bewohner Limas geflüchtet hatte. Schon um
sechs Uhr ging ich an die Eisenbahn, denn dort hinaus führt
ein Schienenweg, frühstückte ganz in der Nähe und kam glück-
lich durch. Um elf Uhr kehrte ich zurück, und zwar wieder
erster Klasse, in einem durch Fenster verschlossenen Wagen,
denn der Zug geht eine Strecke durch die Vorstadt, und ich
hatte eine Ahnung, daß man in den offenen Wagen zweiter
Klasse nicht so ganz ungestört bleiben würde. — Ich hatte
mich nicht geirrt.

Als wir durch dieses Viertel wieder in Lima einliefen,
ließ der schon darauf abgerichtete Ingenieur den Zug ganz
langsam gehen, und furchtbares Geschrei und Lachen verrieth,
daß vorn am Zug etwas Außergewöhnliches vorgefallen.
Gleich darauf passirten wir eine ganze Reihe mit rother und

blauer Farbe beschmierter, wie mit Mehl beworfener und durc
und durch begossener Negerweiber, die alle, mit leeren Eimer
und feixenden Gesichtern, an der Bahn standen. Als ich dan
am Bahnhof ausstieg, sah ich Ursache und Wirkung diese
Fröhlichkeit in dem traurigsten Coupé menschlicher Passagier
das mir je vorgekommen.

Der erste an den Seiten vollkommen offene Wagen zweite
Klasse — lange, unförmige Kästen, etwa 32 Fuß lang un
9 Fuß breit —, der mit Passagieren gefüllt war, hatte de
ganzen Angriff bekommen. Triefend und bis auf die Hau
naß, Manche in guten Kleidern, um in der Stadt einen Be
such zu machen, stiegen und kletterten die Leute heraus. Da
Wasser hatte sich außerdem mit dem Staub der Fahrt ver
mischt und konnte nicht dazu dienen, ihr Aussehen zu ve
bessern, und zwei derselben, die ihrem Aerger in Worten Lu
machen wollten, wurden noch außerdem von den Umstehende
ausgelacht. Das ganze Coupé schwamm im wahren Sinn
des Worts, und das Wasser lief über die eisernen Treppe
stufen in's Freie.

Das war ein guter Anfang; glücklicher Weise begünstig
aber eine mehrere Quadres lange Conventsmauer meinen We
ein gutes Stück in die Stadt hinein, und jetzt begann ich de
schönen Theil der Bevölkerung dadurch einen passiven Wider
stand entgegen zu setzen, daß ich die verschiedenartigsten Liste
gebrauchte, um theils durch einen maskirten Anlauf die Au
merksamkeit Derer abzulenken, die meinen Weg besetzt hielte
theils durch rasche Seitensprünge den Güssen zu entgehe
suchte, in deren Bereich ich nothgedrungen kommen mußt
Nur ein einziges Mal wurde ich auch wirklich getroffen, abe
noch ziemlich gnädig, und zwar von einer alten hellgelbe
Fettgeschwulst, die mir den Rücken zudrehte und unter dere
Balkon hin ich mich schon ganz sicher fühlte. Sie hatte abe
gut genug aufgepaßt, und ich konnte nur von Glück sage
daß ich nicht die ganze Ladung bekam, in der ein mäßige
Fleischerhund recht bequem hätte ersaufen können.

Natürlich konnte ich nicht den geraden Weg nach mein
Wohnung gehen, sondern mußte mir die Straßen aussuche
die am wenigsten gefährlich aussahen, um auf Umwegen d

in zu gelangen. So war ich auch in die Nähe der Plaza
ekommen, wo die besseren Häuser stehen und es eigentlich am
illsten zuging. Dennoch wurde auch hier gekämpft, und ich
ah mich genöthigt, auf kurze Zeit unter ein Portal zu treten.
Mir gegenüber stand ein junges, reizendes Mädchen auf einem
ffenen Balkon, die keinen Theil an dem Spiel zu nehmen
hien. Sie stützte den linken Ellbogen auf die Balustrade
nd hatte ihre Wange leicht auf die gebogene Hand gelehnt,
e sah allerliebst aus. An diesen Tagen ist ihnen aber allen
icht zu trauen, und ich betrachtete sie mir eben, ob ich es
agen dürfe, an dem Balkon vorbei zu springen, als ein junger
Bursche von etwa fünfzehn Jahren aus einem der Häuser
rat, einen Blick hinauf- und gleich nachher ein Ei nach der
Schönen warf. Er hatte aber so schlecht gezielt, daß es wohl
wei Fuß seitwärts und unter ihr gegen die Balkonwand schlug,
nd er sprang lachend über die Straße hinüber.

Das junge Mädchen hob kaum etwas den Kopf, aber ihr
echter Arm streckte sich aus, und dem jungen Burschen schoß
n demselben Moment ein scharfer Wasserstrahl dermaßen in
en Nacken, daß er ordentlich zusammenknickte. Von Allen,
ie diese Scene geschaut, mich nicht ausgenommen, erscholl ein
autes Bravo, denn das Ganze war zu graziös ausgeführt;
as junge Mädchen rührte sich aber nicht weiter, und nur ein
eichtes triumphirendes Lächeln zuckte ihr durch die schönen
Züge. Ich habe nie ein reizenderes Bild gesehen.

Etwas weiter oben bereitete sich indessen eine andere Scene
or. Ein Mulatte, ein Paket mit Lichtern in der Hand, kam
n bloßen Kopf die Straße herunter. Eins der Häuser dicht
n der Plaza mußte ein öffentliches Gebäude sein, denn zwei
Soldaten standen dort Schildwache; seitwärts oben nur ein
leiner schmaler Balkon. Auf diesem stand eine lange Negerin
nit einem großen gelben Blechgefäß, das vielleicht drei oder
ier Flaschen Wasser halten mochte. Wie der Mulatte unter
em Balkon durchging, hob sie es über ihn und wollte es
usgießen; ungeschickt aber glitt es ihr aus der Hand und
chlug dem Mulatten mit seinem vollen Gewicht dermaßen
uf den Kopf, daß er halb in die Kniee sank — einen Wei-
en hätte es todtgeschlagen. Natürlich wurde der Mulatte

ärgerlich, denn so etwas kann den besten Menschen kränke
die Umstehenden aber lachten, und die Negerin entschuldig
sich oben auf dem Balkon mit vielen Gesticulationen, daß
eine casualidad — ein Zufall — gewesen wäre. Der M
latte ging auch bald darauf seiner Wege, und strich sich m
den Kopf und besah dann seine Finger mißtrauisch, ob s
nicht blutig wären. Natürlich war er außerdem auch durch un
durch naß.

Eine Patrouille ritt gerade vorbei, denn wie das al
Jahre geschieht, war das Gießen auch diesmal durch die P
lizei verboten worden. Sie nahm aber selbstverständlich nic
die geringste Notiz davon, und weiter unten bekam der Offici
der Patrouille selber einen Guß auf den Rücken, nach dem e
sich nicht einmal umsah. Die Soldaten lachten; die Officie
dieser Patrouillen werden am meisten begossen.

Vom Fenster des Hauses, wo ich zu Mittag speiste, sa
ich noch eine andere Variation dieses Spiels. Schräg geger
über war das ganze Trottoir trocken, mehrere Mädchengestalte
konnte ich aber hinter den niedergelassenen Jalousien erkenner
Ein ältlicher Herr ging darunter durch, als etwas aus der
Balkon stürzte und dicht über ihm mit furchtbarem Geprasse
hängen blieb. Der gute Mann, der jedenfalls dachte, de
ganze Balkon krache über ihm zusammen, fuhr mit dem Kop
zwischen die Schultern, verlor den Hut und prallte mit einen
weiten Satz auf die Straße hinaus, während Alles um ih
her laut aufjauchzte. Es war ein mit Blech, Porzellanstücken
Glas und Eisen gefüllter Sack gewesen, der an einem feste
Seil an den Balkon gebunden ist und, bis etwa sieben ode
acht Fuß noch über der Straße hängend, herunter geworfe
wird. Natürlich klirrt und rasselt der Inhalt toll zusammen
sobald er in seinem Fall so plötzlich aufgehalten wird, un
während der Sack für ein neues Opfer in die Höhe stieg
ging er beschämt zu seinem Hut zurück, um ihn aufzuheben
Den bekam er allerdings, mit ihm aber auch einen halbe
Kübel Wasser, das mit tödtlicher Sicherheit über ihn ausge-
schüttet wurde.

Um fünf Uhr war ich glücklich und ziemlich trocken wie
der in meiner Wohnung angelangt und beschloß, heute nich

mehr auszugehen, sondern den Rest des Tages in Sicherheit zu verbringen. Ich schob mir den Schaukelstuhl auf den Balkon, zündete eine Cigarre an und betrachtete mir die Straße, auf der jetzt die wunderlichsten Gruppen vorüberzogen. Masken hatte ich bis jetzt nur wenige gesehen, obgleich einige der Damen — zwar nicht die hübschesten — Masken trugen, um nicht von den geworfenen Eiern in's Gesicht getroffen zu werden. Jetzt kam auch ein Maskenzug die Straße herab, und zwar niemand Geringeres als Garibaldi mit seinem Generalstabe, die dreifarbige italienische Fahne auf dem Pferde. Er trug Federhut und Blouse, etwa so, wie der alte Haudegen abgebildet wird, Pistolen im Gürtel und den Säbel an der Seite; am linken Arm aber ebenfalls einen Korb mit Eiern, von denen seine Officiere (einige mußten von der Sonne verwünscht im Nacken verbrannt sein, oder es waren Neger) ebenfalls einen ganz erklecklichen Vorrath bei sich führten.

Mir gegenüber steht ein elegantes Haus, in dem zwei sehr hübsche Mädchen wohnen. Die Eine von ihnen mag vielleicht zwanzig oder zweiundzwanzig, die andere siebzehn Jahre alt sein. Aus dem Hause war die ganzen drei Tage noch kein Tropfen Wasser geschüttet worden. Die jungen Damen standen sehr nett gekleidet am Fenster, und die dicke Mama in einem gelben Hauskleide neben ihnen. Ein junger Mann ging vorüber — es war jedenfalls ein Bekannter — und grüßte hinauf. Die jungen Damen unterhielten sich mit ihm und mußten ihn eingeladen haben, denn er ging gleich darauf in's Haus, und ich konnte ihn wenige Minuten später oben in der Stube, deren breites Fenster weit geöffnet war, seinen Hut im Arm, sehr steif und ehrbar sitzen sehen. Eine junge Negerin brachte bald darauf eine Flasche Ale oder Porter; er wurde zum Trinken genöthigt und nahm mit zierlicher Verbeugung ein Glas. Er war sehr elegant gekleidet und gehörte jedenfalls der besseren Gesellschaft an. Jetzt saßen sie Alle wieder ehrbar zusammen, als die ältere Schwester langsam aufstand, durch das Zimmer ging und dem jungen zierlichen Herrn in der nächsten Minute — ein großes Blechmaß Wasser hinten in den Nacken goß. [Ich hatte mich vorher geärgert, daß da drüben zu Fastnacht eine so steife Staatsvisite

abgehalten wurde — ich sollte nicht mehr den geringsten Grund dazu haben.

In der nächsten Minute war da drüben Alles in Verwirrung. Der junge Gesell, so hölzern er im Anfang ausgesehen, war in diesem Spiel keineswegs so ungeschickt, denn im Nu hatte er sich des Blechbechers bemächtigt, den hinter der Thür versteckten Eimer mit Wasser entdeckt, und goß jetzt Fluthen nach allen Seiten aus, bis er sich den Rückweg deckte. Zwar bekam er den halben Eimer voll noch nachgeschickt, als er unten aus dem Hause sprang, aber ein Eierhändler war nahe, und „doch einmal naß", begann er jetzt seinerseits den Angriff. Freunde fanden sich außerdem dazu, und eine wahre Kanonade von Eiern flog zu dem weit geöffneten Fenster hinauf, an dem sich die Damen mit kleinen Knickschirmen, den Blechbecher in der Hand, postirt hatten und wacker Stand hielten.

Jetzt kam Garibaldi wieder mit seiner Suite zurück, und ein gutgezielter Wurf sandte ihm einen Becher Wasser gerade auf den Hut. Im Nu machte die Schaar Front gegen das Haus. Eine offene Droschke kam ebenfalls vorbei, in der vier junge Leute mit einem riesigen Eierkorb saßen. Die Droschke hielt, um den allgemeinen Angriff zu unterstützen, und ein wahrer Regen von Eiern flog nach dem Fenster hinauf. Von allen Seiten kamen sie, von jeder Richtung — klatsch, klatsch ging es in der Stube selber gegen die Tapeten, klatsch gegen die Fenstersimse, und zwanzig, dreißig trafen in derselben Minute ihr Ziel so, daß die schönen Belagerten wohl getränkt wurden. Das kam ihnen aber denn doch zu arg, denn ich bin fest überzeugt, daß in weniger als fünf Minuten mehr als zwanzig Dutzend Eier in und um das eine Fenster geworfen wurden. Sie traten deshalb in's Zimmer, schlossen es, wie die inneren Läden, die Fensterscheiben den Würfen preisgebend, und zogen sich dadurch von dem Kampf zurück, um den ärgsten Sturm erst einmal vorüberziehen zu lassen.

Garibaldi sprengte jetzt mit seiner Schaar davon, neuen Abenteuern entgegen, und die Droschke folgte; die jungen Leute hielten aber Stand und beschlossen sogar, die Festung durch einen kühnen, lustigen Handstreich zu nehmen. Eine

er Leitern, mit denen Abends die Gaslaternen angezündet
)erden, befand sich in der Nähe; rasch griffen sie diese auf,
)rangen damit über die Straße, lehnten sie an den Balkon,
on dem aus eine Glasthür in das Innere führte, und der
orher oben im Zimmer Durchweichte war wie der Blitz
aran in die Höhe. Vom Fenster aus war er indessen doch
urch den ein wenig geöffneten Laden entdeckt worden, wenn
ıan auch vielleicht nicht ganz seine verrätherische Absicht ahnte.
'aum war er die Leiter halb hinauf, als sich dieses wieder
ffnete, und ein ganzer Eimer voll Wasser sollte seine Kühn-
:it abkühlen. Aber er war eben „doch einmal naß", hielt
st, bis der Guß über ihn wegströmte, und hatte im nächsten
Moment den Balkon erstiegen.

Jetzt fiel den Damen allerdings die offene Balkonthür
n, aber — zu spät. Ehe sie diese schließen konnten, stand
:r Sieger schon mit dem Fuß dazwischen, und sein Hülferuf
– denn dieser wurde ihm nicht wenig gequetscht — rief rasch
e Genossen herbei. Drei Andere folgten, wenn auch nicht
:it gleicher Behendigkeit, die Glasthür wurde forcirt, daß die
Scheiben zusammenprasselten — aber was liegt im Carneval
ı ein paar Fensterscheiben! — und die Festung war ge-
ommen — aber die Belagerten gaben sich noch lange nicht
:fangen. Eine halbe Minute etwa blieben sie hinter der
Band verdeckt, daß ich sie nicht sehen konnte, gleich darauf
ber wälzte sich der ganze Knäuel, die beiden jungen Damen,
e dicke Alte und die drei jungen Burschen, an dem Fenster
)rbei, alle bis auf die Haut naß — alle mit hoch
nnoberrothen Gesichtern, und zwar nicht vor Aufregung,
ındern mit einer weit scheinenden grellen Farbe bemalt, die
: sich in der Geschwindigkeit gegenseitig angestrichen. Ein
ahrhaft gellendes Lachen und Kreischen tönte dabei herüber,
ıd nie habe ich eine tollere Scene von Verwirrung und
ebermuth gesehen.

Und ein ähnliches wildes, ausgelassenes Leben schien an
esem Tage die ganze Stadt erfaßt zu haben. Gegen Abend
ıtten sich ganze Reitertrupps organisirt, die wahre Fluthen
ın Eiern in die Häuser und an die Köpfe von deren schönen

Bewohnerinnen schleuderten. Kein Mensch auf der ganz
Straße war mehr trocken — Viele liefen grün, roth und bl
gemalt umher — unter vielen Balkonen lagen die Eierschal
auf Haufen, und Lachen und Jauchzen schallte von jeder Ec
und dazwischen durch ritten langsam die Reiterpatrouille
die von der Polizei ausgesandt waren, das Gießen zu ve
bieten, ließen sich selber naß schütten und hatten ihre grimm
Freude daran.

Erst mit völliger Dunkelheit hörte das „Spiel" auf, od
wurde vielleicht nur noch in den Vorstädten von den Nege
und Cholos (Abkömmlingen der Indianer und Weißen) for
gesetzt — aber in den anständigeren Straßen goß Nieman
mehr. Außerdem scheinen bestimmte Gesetze stillschweige
zwischen den Kämpfenden zu bestehen: kein Mann gießt zu
Beispiel mit Wasser auf die Straße nieder. Er darf ei
mächtige Wasserspritze mit herumschleppen und deren Stra
hinsenden, wohin er will — vorausgesetzt, daß er nicht d
Wasser der Straßenrinnen benutzt, die allen möglichen Unra
mit sich führen — aber er darf sich nie hinter den Fenste
oder dem Balkon eines Hauses schirmen. Den Damen ste
dagegen Alles frei, wie auch von ihnen kein noch so derb
Scherz übel genommen wird — sie suchen ihn eben, so g
wie es geht, zu erwidern. Balkone und Häuser werden de
halb sehr häufig erstürmt, und gnade Gott dann den arm
Frauen, denen man nun im Innern die Wasserfluthen m
Interessen zurückgiebt. Fensterscheiben scheinen ebenfalls vog
frei, und Tapeten der nach den Straßen gelegenen Zimm
zeigen überall Spuren der dagegen geschleuderten Eier. W
liegt an einer Glasscheibe oder Tapete!

Damen lassen sich natürlich an diesen Tagen gar ni
auf der Straße blicken, es müßte denn Morgens früh sei
in die Messe zu gehen, und dann werden sie verschont.

Diese drei Abende war ebenfalls Maskenball im Theat
und die Masken trieben sich schon gleich nach Dunkelwerd
in den benachbarten Kaffeehäusern umher, ohne daß man v
Notiz von ihnen nahm. Es waren aber lauter fade, alltä
liche Masken, denn der Südamerikaner kann wohl in toll
Uebermuth einmal seiner Laune den Zügel schießen lasse

ber er hat keinen wirklichen Humor und Witz, und die Fein=
eit des Maskenspiels ist für ihn ein völlig unbekanntes
errain. Sie laufen herum, sprechen mit verstellter, sehr
iner und hoher Stimme, und — das ist eben Alles. Uebri=
ens herrscht völlige Maskenfreiheit, denn die Gesellschaft ist
hr gemischt, und wer in Rock oder Paletot, ja selbst in
emdsärmeln den Maskenball betreten will, ist eben so will=
mmen wie der schönste Altspanier oder Türke — voraus=
esetzt, daß er seinen Dollar Entrée bezahlt.

Ich wohnte dem Theater gerade gegenüber, wo ich das
ilde Treiben die ganze Nacht vor meinem Fenster hatte,
nd einen wunderlichen Abstand machte das fröhliche Leben
er verkleideten Menschen und Zuschauer auf den Straßen,
 denen die rauschende Musik heraustönte, mit den Patrouillen
r Cavallerie, die, den geladenen Carabiner in der Hand,
t Stunden lang vor dem Theater hielten, und deren eiserne
ufe das Pflaster tönend schlugen.

Nicht die geringste Ungebührlichkeit kam vor; aber die be=
affnete Macht war die ganzen drei Tage und Nächte auf
n Füßen, denn General Castilla hat schon zu bittere Er=
hrungen mit den peruanischen Republikanern gemacht, als
ß er ihnen vollkommen trauen sollte.

Am nächsten Tage war Aschermittwoch, und mit ihm der
lle Spuk vorbei. Von allen Kirchen gaben die einzelnen
lockenschläge, die hier die Stelle des Läutens versehen, das
ichen zum Gebet, und die frommen Schönen — es schienen
er wirklich nur Frauen in die Kirche zu gehen — eilten in
 Messe, manche mit Aschenkreuzen auf der Stirn und zwi=
en den gestern noch vor Uebermuth funkelnden Augen.
s ich übrigens früh am Morgen aufwachte, hörte ich noch
 Ueberreste des gestrigen Gelages. In einem der gegen=
er liegenden Kaffeehäuser wurde noch ein Piano ganz forte
nißhandelt, eine Männerstimme sang dazu mit heiserer,
chtdurchwachter Stimme irgend welche Couplets, und eine
haar von unsichtbaren Zuhörern schrie und klatschte ihm
elnden Beifall zu.

Ich trat an's Fenster, und es war ein wunderlicher Ab=
nd, dieses wüste, übernächtige Treiben in der italienischen

Schenke, mit der sonntäglichen Stille draußen auf der Straß
mit den frommen, schwarzgekleideten Frauen, die zur Kirch
gingen, mit den einzelnen Glockenschlägen und der reine
Morgensonne. Ich mußte unwillkürlich an die Scene i
„Robert der Teufel" denken, wo draußen das Kreuz in de
Nähe der Gnadenarie steht, und drin in der benachbarte
Hölle die Teufel ein Banket halten und sich trefflich zu amü
siren scheinen.

Am Aschermittwoch ist nun allerdings ein solches Lebe
streng verboten, und ein anständiger Mensch würde es auc
ohne Verbot nicht begehen, schon um die Kirchgänger nicht z
stören. Die Polizei ist aber hier die nachsichtigste, die ma
sich auf der Welt denken kann. Sie scheint nur zum Staa
Nachts die verschiedenen Ecken zu besetzen, und wird nur dan
— aber auch natürlich jedesmal zu spät — im Ernst requirirt
wenn eine Revolution die Sicherheit des Staates (das heiß
des Oberhauptes) zu gefährden droht.

So unschuldig der ganze tolle Fasching aber auch in Lim
zu verlaufen schien, sollte er doch nicht ohne Blut ende
und wie man mir gesagt, fallen fast jedes Jahr einige Un
glücksfälle vor. In einer der Vorstädte verkaufte eine Halb
indianerin am Morgen des dritten Tages Fleisch, und wa
eben beschäftigt, ein Stück abzuschneiden, als ihr ein Mulatt
von hinten einen Eimer Wasser über den Kopf goß. Di
Cholofrau war aber jedenfalls an dem Morgen böser Laun
denn ohne sich umzudrehen, rannte sie dem Mulatten ih
langes Messer in den Leib, daß er wenige Minuten späte
starb.

Auch in Callao sollen einige Mordthaten vorgekomme
sein; doch erfährt man nichts Genaues darüber, und erzähl
sich wohl auch häufig mehr, als geschieht.

Am Aschermittwoch ist nun der Carneval vollständig be
graben, und Die, die gestern noch am ärgsten getobt un
vielleicht bis spät in die Nacht hinein getanzt haben, laufe
heute mit auf die Stirn gemalten Aschenkreuzen in die Kirche
um zerknirscht zu ihrem Gott zu beten. Manchmal zuck
ihnen vielleicht noch ein fremder, sündiger Gedanke durch Her
und Sinn — die Erinnerung an die letztverlebten wilde

Tage — aber Chorgesang und Glockenläuten übertäubt, tödtet ihn, und die tolle, übermüthige Zeit ist vorbei.

Auch draußen auf den Straßen geschah Alles, um selbst die letzten Spuren dieses wunderlichen Festes zu vertilgen. Die Eierschalen wurden von den Balkonen und Straßen gekehrt, auf den Balkonen lagen außerdem überall die gestern durchnäßten Frauenkleider zum Trocknen aus; die Eierverkäufer waren mit den Eau de lavande-Bierflaschen von der Straße verschwunden, und die Stadt nahm wieder ihr stilles, nüchternes Aussehen an.

Nur die durch die Straße Wandernden hatten noch nicht ganz die letztverflossenen Tage vergessen, und mancher scheue Blick flog unwillkürlich nach irgend einem Balkon oder Fenster hinauf, an dem sich vielleicht eine Gestalt bewegte. Aber kein diesen Tag entweihender Tropfen Wasser kam von dort mehr hernieder. Man war überall vollkommen sicher.

Wie viel Eier aber an diesen drei Tagen verworfen waren, läßt sich kaum berechnen. Drei junge Leute meiner Bekanntschaft versicherten mir indeß, daß *sie allein* in den drei Tagen zwischen tausend und zwölfhundert gebraucht hätten. Wenn man nun bedenkt, daß die ersten Tage nur vier, später fünf und sechs für einen Real verkauft wurden, also höchstens achtundvierzig bis fünfzg für den Dollar, so kann man sich denken, was für ein Capital in dieser kurzen Zeit in die Luft geworfen wird — Eau de lavande noch gar nicht gerechnet.

Mein erster Hase.

Ich habe in meinem Leben manch Stück Wild geschosse
und eine außerordentliche Freude über meinen ersten Hirsc
meinen ersten Bären, Wolf, Panther, Truthahn, Pfau, me
erstes Känguru, Guanaco, meine erste Gemse rc. rc. gehab
Wenn ich aber all' die schönen, herrlichen Tage überdenke, d
ich im freien, wundervollen Wald und auf der Jagd verleb
wenn ich mir all' die Scenen — und sie bilden die Lich
blicke meines Lebens — wieder in's Gedächtniß zurückru
und diese lieben Bilder daran vorüber gleiten lasse, kommt do
nichts der Freude gleich, die ich über meinen ersten Hase
empfunden habe.

Ich war damals achtzehn Jahre alt und hatte erst wenig
Monate früher die erste Flinte in die Hand bekommen, m
der ich leichtsinnige Spatzen und vertrauensvolle Lerchen e
schreckte, ohne gerade weiteren Schaden anzurichten. D
Jagdteufel stak aber in mir, wenn er auch lange Jahre g
schlafen hatte und durch keine Gelegenheit, ihm Beschäftigur
zu geben, geweckt war. Ich fühlte das Bedürfniß in mir, z
schießen — auf was, blieb sich vor der Hand gleich —
und keine Ratte im Hof, kein Spatz, kein Finke selbst wa
mehr sicher, eine Ladung Hagel, wo sie sich blicken ließen, a
sich vorüber sausen zu hören.

Ich erlernte damals Oekonomie auf einem Gute unwe
Grimma in Sachsen, auf Haubitz, das zu Döben gehör

nd in der Verwalterstube dort hing eine alte Flinte, die igentlich keinen Herrn hatte und in dem Ruf stand, ihre igene Schwanzschraube nicht mehr halten zu können. Eine adurch drohende Gefahr kannte ich aber nicht, oder mißachtete ie gründlich, lud das alte Gewehr wieder und wieder mit ngemessenen Ladungen von Schrot und Pulver, und muß hm das Zeugniß geben, daß es mein Vertrauen nie getäuscht at. Sie versagte allerdings sehr häufig, streute das Schrot ber ganze Aecker und stieß, daß ich permanente Zahnschmerzen orschützen mußte, meine steten dicken Backen zu entschuldigen, ber sie knallte doch manchmal, und das war mir vor der Hand vollkommen genügend, sie für die werthvollste Waffe er Christenheit zu halten.

Nach und nach lernte ich aber doch besser schießen. Ich chloß die Augen nicht mehr beim Abdrücken, zitterte nicht nehr so entsetzlich, und begann einzusehen, welchen Zweck as Korn oben am Lauf hatte.

Mein erster glücklicher Schuß war, daß ich eine Goldammer lügellahm schoß, und beinahe den Hals, eine Mauer hinab, rach, sie mir nicht entgehen zu lassen — die Goldammer ostete mich etwa vier Pfund Schrot. Dann streute ich den Spatzen im Winter Futter, legte mich heimtückischer Weise azu in den Hinterhalt, und richtete, jetzt schon gewitzigt, wie u zielen, Verwüstung unter ihnen an.

Mein nächster glücklicher Schuß war eine kleine Eule. Dicht bei Haubitz stand damals ein kleines Kieferstangen-wäldchen, etwa hundert Schritt lang und sechzig Schritt breit, uf einem Sandkopf, dessen Dämmerlicht, wenn ich es mit er Flinte betrat, mich stets mit einem angenehmen Waldes-chauer erfüllte. Ich hatte den kleinen Platz auch so lieb ewonnen, daß ich in späteren Jahren, als ich die Gegend vieder besuchte, hätte weinen mögen, als ich es ausgerodet ind verschwunden fand — und damals war es auch für neine Jagdlust eine wahre Fundgrube.

Krähen und Elstern setzten sich gern des Nachts dort ein, is ich sie durch mein hartnäckiges Anschleichen und Feuern wang, sich eine andere Schlafstätte zu suchen. Pirole und ndere Zugvögel kehrten dort im Frühjahr ein — einem

Hasen war ich sogar einmal im Morgengrauen darin be
gegnet, und ich übte dort selbst keine Gnade gegen di
Hauskatze, die ich an einem Sonntagmorgen da erwischte
und ihr den Pelz so voll Schrot schoß, daß sie vier Wochen
auf drei Beinen ging. — Draußen „im Wald“ hatte si
nichts zu suchen.

Zuletzt entdeckte ich in einem der Wipfel sogar ein Eulen-
nest — dicht unter dem merkwürdiger Weise auch ein Spatzen-
paar sein Nest hatte — und jetzt versäumte ich mit fabel-
hafter Geduld keinen Morgen- noch Abendanstand, bis ich
die eine Eule wirklich schoß und mit großem Jubel an das
Scheunenthor nageln konnte. — Und wie oft bin ich später,
innerlich stolz, an dem Thor vorübergegangen, mit einem ver-
stohlenen Blick die erlegte Eule suchend!

Erst einmal so weit im Schießen, verlangte ich aber noch
mehr; ich wollte „ein Stück Wild“ erlegen, und ein Hase
war damals für mich der Inbegriff all' meiner Sehnsucht.
Der Monat April genirte mich dabei nicht im Geringsten,
denn eine Schonzeit kannte und achtete ich nicht; aber der
Revierjäger, der in Döben — etwa eine Stunde entfernt
— wohnte, genirte mich, denn da er von meinem steten
Knallen hörte und mich auch manchmal auf meinen Bürsch-
gängen um die Scheunen herum antraf, hatte er mir streng
verboten, auf Hase oder Rebhuhn zu schießen — mit dem
Versprechen jedoch, mich im Herbst dann selber einmal mit
auf die Jagd zu nehmen.

Wie sehnte ich damals den Herbst herbei, aber zwischen
jetzt und dann — und wie lange Jahre liegen jetzt da-
zwischen — lagen noch lange Monde, und einmal Blut ge-
kostet, konnte ich nicht widerstehen.

In dem Folgenden muß ich mich freilich selber als Wild-
dieb und Aasjäger denunciren, aber, lieber Gott, welcher
leidenschaftliche Jäger würde nicht wilddieben, wenn er keine
andere Gelegenheit zum Schießen hätte. Sie mögen alle,
wie sie eine Büchse oder Flinte führen, an ihre Brust greifen
und sich einmal fragen, ob sie selber noch nie in jungen
Jahren unter den oder jenen mildernden Umständen — ge-
wilddiebt haben. Es liegt einmal im Blute, und wir sollten

deshalb auch mit solchen Frevlern Nachsicht haben, die nur aus Leidenschaft uns einmal in's Gehege gerathen. Nur wo der Wilderer des Gewinnes wegen schießt, wird er auch zum Dieb.

Von dieser Zeit an begann ein neues Leben für mich, denn nicht allein die Jagd fing an ihren Reiz auf mich auszuüben, nein, auch das Verbotene lockte mich, und ich hielt damals den alten Mende, der jetzt lange unter der Erde ruht, für einen schmählichen Tyrannen, weil er mir verbot, im April einen Hasen zu erlegen.

Wo ich ging und stand, hatte ich die Flinte bei mir — denn der Pachter, der das nicht geduldet haben würde, wohnte ebenfalls, wie der Jäger Mende, in Döben, eine Stunde von uns entfernt, und der Verwalter zu Haubitz, wie die Wirthschafterin, waren, im Interesse eines etwa zu erlangenden Hasens, ganz auf meiner Seite.

Aber was für Fährlichkeiten war dabei die alte Flinte ausgesetzt! Wie oft habe ich sie, wenn ich Jemand über das Feld kommen sah, vollkommen gleichgültig dagegen, ob sie losgehen könne oder nicht, in den nächsten Busch geworfen; wie oft sie sogar, wenn sie bei mir vorne im Pflug lag und der Pachter herübergeritten kam, oder Mende mit dem eigenen Gewehr über der Schulter von Weitem sichtbar wurde, in eine Furche vor mir eingelegt und rücksichtslos untergeackert, wobei ich mir den Platz dann sorgfältig mit schon bereit gehaltenen Stücken Holz merkte. Einmal warf ich sie sogar in den Teich, als ich von Weitem einen Mann erblickte, der, wie mir schien, ein Gewehr über der Schulter am Riemen trug, und den ich irriger Weise für Mende hielt; denn wie er näher kam, erwies es sich, daß es ein Arbeiter mit einer Schrotsäge war, und ich hatte später eine heillose Arbeit, die Flinte erst wieder zu finden und dann auf's Neue schußgerecht zu machen.

Dabei befand ich mich, wie sich der Leser denken kann, stets in doppelter Aufregung, als Jagender und Gejagter, und träumte sogar die Nacht von nichts als Haser. Uebrigens gab es selbst damals in unserer Gegend nicht so viel, oder waren vielleicht ungünstige Jahre daran schuld gewesen, kurz

ich frequentirte den Anstand mit entschieden ungünstigem Erfolg, fehlte noch dazu einigemal, wo ich wirklich zu Schuß kam, und ging vergebens in den Mittagsstunden — die uns zum Ausruhen gestattet waren — bürschen.

So verging der April, ohne daß ich meinen Zweck erreicht hätte, und noch am Letzten des Monats griff ich in der Mittagsstunde, wo die Tagelöhner beim Essen waren, und die Knechte fütterten, mein altes Gewehr auf und ging hinaus.

Etwa zehn Minuten vom Gute entfernt lag ein großes Saatfeld mit Winterfrucht. Dort entdeckte ich bald wieder das gesuchte und so heiß ersehnte Wild — zwei Hasen, die sehr vergnügt in der beinahe fußhohen Saat herumhoppten, jetzt Männchen machten, jetzt einander haschten und allerlei andere Kurzweil trieben. Oben über den Hang des etwas coupirten Terrains kam sogar noch ein dritter dazu. Er hatte die beiden von oben aus jedenfalls bemerkt, und lief was er laufen konnte, bis er sie erreichte, um sich ihrem unschuldigen Spiel anzuschließen.

Der Platz war zum Anbürschen etwas ungünstig, denn wenn ich guten Wind behalten wollte — und den Vortheil des Windes hatte ich schon begriffen — stand dort weder Busch noch Strauch, mich zu decken. Nur die Furchen liefen quer am Hang hin, und trotz dem etwas feuchten Zustand derselben zögerte ich doch keinen Augenblick, eine derselben anzunehmen. So nahe ich konnte, drückte ich mich an das Feld hinan, kniete dann in eine der Furchen nieder und fing nun an, die Entfernung, die etwa bis zu den Hasen dreihundert Schritt betragen konnte, auf den Knieen und Ellbogen, ja oft auf dem Bauch abzukriechen.

Das war ein sauer Stück Arbeit, noch dazu, da ich die Flinte stets in Acht zu nehmen hatte, daß sich die Mündung nicht mit weicher Erde füllte. Näher und näher kam ich aber heran — das Herz schlug mir wie ein Schmiedehammer in der Brust — und war endlich mit einer fabelhaften Ausdauer bis auf etwa dreißig Schritt an die noch immer ahnungslos spielenden Lampes herangekrochen. Jetzt endlich hielt ich die Entfernung für nicht allzu groß mehr und hob langsam die

Flinte, um mir ein Opfer auszusuchen. Zwei der Hasen kauerten gerade am Boden und äs'ten sich — ich konnte nur die Rücken erkennen, aber der dritte machte ein Männchen — der Lauf meines Gewehres war auf ihn gerichtet, mein Finger am Drücker — aber ich zog nicht ab — warum nicht? — weil ein paar Halme des jungen Korns zwischen mir und dem Wild emporragten und ich mir in den Kopf setzte, diese würden den Schuß ablenken. Ich hatte schon so oft gefehlt, daß ich jetzt nur schießen wollte, wenn ich ganz sicher wäre.

Wie ich also noch dalag und unschlüssig zielte, sprang plötzlich die Häsin auf und davon, und die beiden anderen hetzten hinterdrein. Sie hatten mich übrigens noch nicht bemerkt, obgleich sie fast hätten können mein Herz schlagen hören; die Platzveränderung schien nur in Folge einer Laune der jungen Dame geschehen zu sein — aber sie wurden mir auch in dem Augenblick entrückt, denn in der Flucht wagte ich nicht zu schießen, und meine Verzweiflung kannte keine Grenzen.

Etwa dreißig Schritt weiter hetzten sie sich jetzt wieder umher, und ich hatte die Aussicht, auch heute ohne Beute zum Hof zurückzukehren.

Noch lag ich da auf meiner alten Stelle, knieend im weichen feuchten Erdboden; ich sah nach meiner Uhr, die schon halb ein Uhr vorbei zeigte, und seufzend nach den unerreichbaren, höchstens sechzig Schritt entfernten Hasen hinüber — als einer von ihnen plötzlich ein Männchen machte und nach mir herüber äugte. Jedenfalls hatte er meinen dunkeln Kopf in dem lichtgrünen Getreide entdeckt. Ich glaubte jetzt die Jagd vollständig beendet, denn zu einer frischen Bürsche hatte ich keine Zeit mehr, und die einmal gewarnten Hasen wären zu weit gelaufen. Da kam der Männchen machende Bursche plötzlich wieder auf die Vorderläufe herunter und mit vollen Sätzen gerade auf mich zu.

Neugierig wie die Hasen sind, mußte er irgend eine meiner Bewegungen gesehen haben, und wollte nun untersuchen, was es wäre, hielt mich auch vielleicht für einen andern Hasen. Darin hatte er sich aber geirrt. Bis auf fünfzehn Schritt kam er an mich heran, zitternd hob ich die Flinte — dort

machte er ein Männchen und äugte neugierig nach mir herüber — kein einziger Kornhalm war zwischen mir und ihm — in dem Moment berührte mein Finger den Drücker, und der arme Lampe wälzte sich in dem schweißgefärbten Getreide.

Was weiter wurde — was die anderen Hasen machten — wie die Welt in dem Augenblick um mich her aussah, weiß ich nicht mehr, nur dessen erinnere ich mich, daß ich mich mit einem wahren Jubelschrei auf die noch zappelnde Beute warf und den Todeszuckungen des Armen mit Kolbenschlägen ein Ende machte. Dann faßte ich den Hasen auf und lief mit ihm, was ich laufen konnte, dem nächsten Gehölz zu, wo ich ihn in einen Busch versteckte, denn am hellen Tage durfte ich mich nicht mit ihm im Hofe sehen lassen, Mende hätte es jedenfalls von Einem der Leute erfahren.

„Herr Gott, wie sehen Sie aus?" schrieen mich aber die Leute an, als ich — wohlweislich ohne Gewehr — aber nichtsdestoweniger mit nasser Erde und Schweiß bedeckt, den Hof erreichte. Ich sah in der That aus, als ob ich ein Handgemenge mit einem Bären und nicht mit einem unschuldigen Hasen bestanden hätte. Ich ließ mich aber auf keine weiteren Erörterungen ein, behauptete, gefallen zu sein, ging oben hinauf in mein Zimmer, wusch mich, zog mich um und war der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Was ich den Tag getrieben, weiß ich selber nicht mehr, aber ich sah nichts als verendete Hasen vor meinem innern Auge, ich wußte mich als den glücklichen Schützen — weiter verlangte ich ja nichts. Abends, als es dann dunkel geworden war, schlich ich mich mit einem alten Getreidesack unter dem Arm heimlich hinaus, dem Gebüsche zu, wo meine Beute lag — und mit welcher Genugthuung fand ich sie noch an der alten Stelle. Dann nahm ich mein Gewehr auseinander, steckte den Hasen und die beiden Gewehrstücke in den Sack, und überraschte daheim — mein größter Triumph an dem Abend — die Wirthschafterin auf das Angenehmste mit dem unerwarteten Braten.

Drei Tage darauf verzehrten wir den Hasen — es war ein alter Rammler und zäh wie Leder, mit nicht einem Korn Feist auf dem dunkelbraunen, fast schwarzen Körper — aber

ich hätte ihn gegessen, und wenn er von Gummi-elasticum oder Guttapercha gewesen wäre, denn es war die erste Jagdbeute, die ich je erlangt, und mir wenigstens schmeckte er wie Zucker.

Wie oft — wenn ich in späteren Jahren am Lagerfeuer lag und feistes, selbsterlegtes Wildpret am Feuer brodelte — hab' ich an jenen alten, zähen Hasen zurückgedacht, und ob ich auch von später erlegtem Wild weit mehr Ehre hatte, wie von dem alten April-Hasen — mehr Mühe hat mich keins gekostet — größere Freude habe ich an keinem erlebt.

Ein Anstand auf Fischotter.

Es giebt wohl kaum ein scheueres und schlaueres Wild, wie die Fischotter, die sich immer und trotz allen Nachstellungen noch ziemlich zahlreich in unseren Gewässern findet und dort den Fischen entsetzlichen Abbruch thut.

Die Fischotter braucht zum Leben schon eine ganz ansehnliche Quantität Nahrungsstoffe, und verwüstet dabei fast noch mehr, wie sie selbst verzehrt. Hat sie einen großen Fisch gefangen und war ihr der zu viel für eine Mahlzeit, so läßt sie den Rest am Ufer liegen, kehrt aber dazu nur im äußersten Nothfall zurück, und fängt sich zur nächsten gewiß wieder einen andern.

Daß Fischer wie Jäger solchen Raub nicht gern sehen, läßt sich denken, und Selbstschüsse wie Eisen werden in künstlicher Weise am Ufer und im Wasser gelegt und versteckt, um den schlauen Dieb damit zu überlisten — aber nur selten erreichen sie das ersehnte Resultat. Die Otter trägt ihren Pelz fast immer sicher gegen die Strömung hinauf und mit der Strömung wieder hinab, umgeht oder sprengt die Eisen und Fallen, weicht den Selbstschüssen aus, bis diese Feuchtigkeit angezogen haben und ohnedies versagen, und fischt ärger als je.

Auch in unserem Wasser, einem kleinen Bergstrom, der aus dem Thüringer Wald herunter kommt und später in den Main mündet, hatten wir umsonst den verschiedenen und oft

gespürten Ottern mit allen nur erdenklichen Künsten nachgestellt, ohne jedoch ein günstiges Resultat zu erzielen. Dazu kam noch, daß im eigentlichen Winter, wo man sie mit gehöriger Geduld und Ausdauer in mondhellen Nächten doch erlegen kann, unser Theil des Flusses fast vollständig zufror, und die Ottern sich dann höher hinauf und aus dem Revier zogen, wo sie warme Quellen und eisfreies Wasser fanden.

Nichtsdestoweniger gab unser Fasanenmeister mit wahrhaft deutscher Geduld die Hoffnung nicht auf, spürte *jeden* Morgen das ganze Terrain ab, und fand richtig eines Tages im Januar frische Fährten im Schnee, die eine sehr starke Otter leichtsinniger Weise dort hinterlassen und sich dann irgendwo in die Uferbank gesteckt hatte.

Ganz genau wußten wir allerdings nicht, wo der schlaue Fischdieb vielleicht seinen Bau oder sein zeitweiliges Absteigequartier hatte; nichtsdestoweniger war keine Gefahr, daß er schon über Tag den Ort wieder verlassen würde. Mit rasch aus dem nicht weit entfernten Zeughaus herbeigeholten Netzen wurde nun der kleine Fluß ober- und unterhalb der Fährten zugestellt — und zwar reichlich weit, um vollkommen sicher zu sein, die Otter nicht *auszuschließen* — und Seitenwände sperrten dann den ganzen Raum vollständig ab, so daß sich die Otter jetzt mit gutem Gewissen als vorläufig gefangen betrachten konnte.

Ich sage *vorläufig*, denn mit dem *Einstellen* einer Otter hat man sie auch noch nicht immer gewiß. Plötzlich eintretendes Thauwetter mit dem raschen Anschwellen des Wassers konnte sie noch befreien, irgend eine fehlerhafte Masche sie durchlassen, ja was hinderte sie, sich selber mit ein paar scharfen Bissen frei zu machen? — So lange die Fischotter aber noch *weit* umstellt ist, thut sie das in der Regel nicht, und das Wetter — mit wachsendem Mond und vollkommen reinem Himmel — versprach ebenfalls kein Thauwetter; es war im Gegentheil bitter kalt.

Mit äußerster Spannung erwarteten wir jetzt den nächsten Morgen, der uns die Gewißheit bringen sollte, daß wir die Otter richtig innerhalb der Garne hätten; denn wenn auch kein neuer gefallen war, lag doch noch tiefer alter Schnee, um

die Spuren deutlich genug zu verrathen. Mit Tagesanbruch waren wir draußen, aber kurzes Absuchen genügte. — Wir hatten ihren Aufenthalt richtig errathen, und an zwei Stellen war sie die Nacht schon ausgestiegen, um den entdeckten Netzen zu entgehen, die sie daran verhinderten, ihren Rückweg den Strom hinauf anzutreten. Eine Strecke war sie dort auch am Netz hingegangen, und erst als sie keinen Ausweg fand, wieder in den Fluß zurückgekehrt.

Den Bau, in dem sie gegenwärtig stak, vermutheten wir nun nach den verschiedenen Anzeichen im untern Theil des eingestellten Platzes, und um diesen mehr zu beschränken, wurde jetzt noch ein Netz quer durchgezogen, das denselben in zwei gleiche Theile schied. Dann richteten wir einige Stände her, setzten ein paar alte Stühle hinaus, spannten schmale Streifen weißer Leinwand davor, die gegen den Schnee wenig oder gar nicht abstachen, und erwarteten dann die Nacht, um unsere Wachen zu beginnen.

Es war in den letzten Tagen des Januar und, wie schon gesagt, bitter kalt. Nach Sonnenuntergang sank das Thermometer bis zu dreizehn oder vierzehn Grad hinab, aber kein Luftzug ging und der Mond stand, fast gefüllt, hell und klar am sternfunkelnden Himmel.

Der Otteranstand ist nun allerdings ein sehr interessantes, aber auch ein sehr langes Vergnügen, und ein einzelner Jäger bei kalter Nacht keinenfalls im Stande, es allein zu erzwingen. Ablösungen sind deshalb nöthig, und zwar alle zwei Stunden, etwa gerade so viel, wie ein Mann in warmer Kleidung regungslos bei solcher Kälte sitzen kann.

Aus der Nachbarschaft hatten sich nach ergangener Aufforderung aber schon einige „Hülfsschützen" mit Filzschuhen, Fußsocken, Pelzen und wollenen Decken eingefunden; das nächste Wirthshaus, in einem nur wenige Minuten von dem Platz entfernten Dorfe, war als Rendezvous bezeichnet worden. Gleich nach Sonnenuntergang begann deshalb die erste Wache von drei an verschiedenen Stellen postirten Schützen.

Da ich die starke Vermuthung hegte, daß die Otter, nach schon entdeckten Netzen, gleich nach Dunkelwerden einen neuen Versuch machen würde, irgendwo einen Ausweg zu finden,

ıeldete ich mich zur ersten und dritten Wache, und setzte mich leich nach Dunkelwerden in warmer Kleidung, ein Paar Filz- huhe über den hoch heraufgezogenen langen Tuchstiefeln, erade dort an, wo das Quernetz gesteckt worden. Hinter ıir hatte ich einen steilen, mit hohen Kiefern dichtbestandenen Berghang, der bis zum Fluß hinunterlief, und über dem ıum zwölf Schritt breiten Wasser drüben dehnte sich eine ıit im Mondlicht blitzenden Schnee bedeckte Wiese aus.

Rechts von mir konnte ich im Dorf die Lichter funkeln hen, und ein paar Hunde schlugen an, als der Fasanen- ger, der zweien der anderen Schützen ihre Plätze gezeigt ıtte, in's Dorf zurückkehrte.

Jetzt war Alles ruhig — nur die Mühle klapperte, und r schwache Luftzug trug das Rauschen der durch die Räder peitschten Fluth dumpf und melancholisch zu uns herüber. ber noch ein anderer Laut hielt die Aufmerksamkeit des War- nden fortwährend gespannt.

Das Wasser war ziemlich niedrig und, einzelne Löcher ısgenommen, vollkommen mit Eis bedeckt. Wie aber das ehr oben geschützt oder freigelassen wurde, fiel oder stieg es vas und hielt dadurch das Eis in fortwährender Bewegung. ıld knackte es hier, bald da, und im Anfang stach Einem er solcher Ton wie ein Messer durch's Herz und unwill- rlich suchte die Hand aus dem warmen Muff heraus den ten Drücker.

Das war freilich stets vergeblich, denn die Otter ließ sich ıht sehen, und umsonst schweifte der Blick nach jedem dunkeln ck im Eis wieder und wieder hinüber, unter den Schatten s düstern Nadelholzes hin und über das schneeige Feld, auf n sich die Linie der weiterhin gesteckten Netze nur an ihren eckhölzern erkennen ließ.

Ha! dort drüben regte sich etwas — im Nu haftete der ick darauf — aber es war nur ein Hase, der langsam ppend über die Wiese kam und jedenfalls zum Fluß hinunter lte. Lampe schien aber ganz in Gedanken — oder hatte l vielleicht das Mondlicht auf dem Schnee geblendet? — n er hüpfte ruhig gegen das Netz an und machte einen

erstaunten Seitensprung, als er hier mitten auf seinem ge
wöhnlichen Spaziergang solch unerwartetes fremdartiges Hin-
derniß im Wege fand. Eine Weile blieb er jetzt vor den
Netz sitzen, das er aufmerksam zu betrachten schien, dann
sprang er ein Stück davon hinauf, und wie er dort keinen
Durchweg fand, zurück, und nahm endlich seinen Rückwechse
wieder an. Er hatte sich wahrscheinlich einen frischen Trun
holen wollen, oder wußte dort unten irgendwo ein paar weich
rindige Schößlinge, die er in aller Bequemlichkeit abzunagen
gedachte. Jetzt war ihm die ganze Freude verdorben, und er
kehrte mißmuthig auf ein altes Saatstück zurück, von dem er
herabgekommen war.

Jetzt war Alles ruhig. Der Müller veränderte den Stand
des Wassers nicht, das Eis hatte aufgehört zu krachen, und
kein Laut unterbrach die Todtenstille der Nacht. Nur unter
dem Eis gurgelte und quoll die Fluth. Wo eine wahrschein
lich etwas wärmere Quelle eine Oeffnung im Eis freigehalten
hatte, schoß sie dunkel, und im Mondlicht wie mit silbernen
Sternen besäet, rasch vorüber und stach gar scharf und wun
derlich gegen die schneebedeckte Kruste ab, die den übrigen
Strom fest umspannt hielt. Nur hier und da knackte und
brach es leise, wo eine schwere, niederlaufende Eisplatte ih
eigenes Gewicht nicht mehr tragen konnte, und ein eigenthüm
liches Knistern und Rauschen ließ die Aufmerksamkeit des
geduldig harrenden Jägers schon nicht erschlaffen.

Aber es war bitter kalt dabei. Wenn manchmal ein Luft
zug über die Wiese herüberstrich und die hartgefrorenen Nadeln
der Bäume klappernd aneinander schlug, schüttelte Einem der
Frost ordentlich das Herz unter Rippen und wollener Decke
und die Zehen fingen auch schon an in den Stiefeln zu ar
beiten, um sich nur ein klein wenig zu erwärmen. Und doch
schlug die alte Dorfuhr die Viertelstunden viel zu rasch hinter-
einander, denn die zwei Stunden waren schon verlaufen, und
die Otter konnte jetzt jeden Augenblick zum Vorschein kommen

Von Weitem schallte der schwache Laut menschlicher Stim-
men herüber, und wie sich der Kopf vorsichtig — um keine
zu rasche Bewegung zu machen — dorthin drehte, ließen sich
dunkle Gestalten auf dem Schnee, in der Richtung des Dorfes

. erkennen. Es war die Ablösung, die ihre Zeit viel zu
nktlich hielt. Schon konnte das Gehör die knarrenden
hritte im festgefrorenen Schnee unterscheiden, und wenige
inuten später glitten die Jäger, so wenig Geräusch als
öglich machend, hinter den Schirm.

„Nichts gesehen?" frug die leise flüsternde Stimme.

Ein Schütteln der Hand war die einzige Antwort, und
Decke und Filzschuhe aufgreifend, das Gewehr über der
hulter, wanderten wir Ersten mürrisch dem Rendezvous —
er in Glühhitze schwimmenden Wirthsstube — zu.

„Ich wette darauf, Die sitzen keine Viertelstunde, und die
tter kommt," sagte mein Kamerad endlich, als wir außer
ehörweite waren, immer aber noch mit gedämpfter Stimme.

„Sollte mich gar nicht wundern — ich hätte noch recht
t zwei Stunden aushalten können."

„Ich auch — na, wenn sie sie jetzt nicht bekommen, haben
r sie in zwei Stunden gewiß."

Im Wirthshaus saßen noch sechs oder acht verschiedene
hützen in Reserve, die theils herübergekommen waren, um
enfalls ihre paar Stunden Wache mit abzuhalten, theils
ne Partie Skat in der warmen Stube zu spielen.

„Nichts gesehen?" lautete auch hier der erste Ruf.

„Nicht die Probe."

„In dieser Nacht kommt sie," meinte der Fasanenjäger,
r erst eine spätere Wache übernehmen wollte.

„Oder auch nicht," lautete die trockene Antwort eines
dern Schützen. „Straf' mich Dieser und Jener, wenn ich
ht schon oft fünf Nächte hintereinander auf die Racker
wartet habe, ohne auch nur ein einziges Mal das Gewehr
die Backe zu nehmen."

„Dann hast Du wohl geschlafen?"

„Ja, schlaf' Du einmal bei vierzehn Grad Kälte draußen,
d sieh dann, wo Du bleibst."

„Glück muß der Mensch haben," lachte ein Förster vom
achbarrevier — „wißt Ihr noch, wie wir oben bei Mittel-
rg die fünf Nächte hintereinander beim Wehr saßen? —
d die Kälte — aber keinen Schuß, bis der Derks 'naus-
ng. Hatte in seinem Leben noch keine Otter geschossen —

ich glaube, nicht einmal gesehen; hockt auch bis Zwölf
Wirthshaus und spielt seinen Skat, und setzt sich dann drau
an. Wie er aber die Flinte auf die Kniee nimmt, bleibt
mit dem Hahn irgendwo am Riemenzeug hängen, und — p
fährt ihm der Schuß 'naus. Wir gleich hingestürzt; w
er uns weismachen, man hätte in der Nachbarschaft geschoss
er wüßte nicht wo; aber im Schnee saßen die Schrote.
wir aber kaum wieder drin am Tisch sitzen, knallt's noch e
mal, und ich will verbrannt werden, wenn er nicht z
Minuten später mit der Otter ankam."

„Vor drei Jahren ging's **uns** hier schmählich," sagte
der Fasanenjäger, der sich indessen dem doppelten Gen
eines Glases Bier und des warmen Ofens hingab. „
hatten auch so einen Racker von Otter gespürt und ein
quer durch den Fluß, an einem ihrer gewöhnlichen Wech
gestellt. So wie sie herauf wollte, **mußte** sie dort aussteig
und da es scharf fror, glaubten wir sicher, daß sie komm
würde. Vier Nächte hintereinander saßen wir aber für
Katz'! Wer nicht kam, war die Otter, und wer zuletzt a
blieb, waren die Schützen, denn sie kriegten's alle satt.
selber wurde so caput, daß ich die Augen nicht mehr a
halten konnte. In der vierten Nacht um zwei Uhr sollt'
abgelöst werden, aber es war Niemand mehr da, und
Pätz — ein Bursche aus dem Ort — der aus reiner Passi
für die Jagd oder das Bier alle vier Nächte — aber drin
der Stube — mit ausgehalten hatte, kam endlich heraus u
meinte, die Geschichte sei aus — sie wären Alle nach Ha
gegangen. Aufgeben wollt' ich's aber nicht, und beredete
Pätz, daß er sich ein paar Stunden hinsetzte, bis ich
bischen geschlafen hätte. Er wußte ungefähr, wie man
Gewehr abdrückt, und hatte auch kaum zwanzig Schritt
schießen, wenn die Otter wirklich kam. Ich gab ihm de
auch mein Gewehr, meine Decke und meinen Fußsack und gi
meiner Wege, war aber noch nicht in der Stube drin, wi
draußen knallte. Umdrehen und wieder hinlaufen war Ein
und da stand der Pätz, hielt das Gewehr in der Hand u
guckte bald mich, bald das Schießeisen an.

„War sie da?

„Zwei, sagte er, und konnte das Wort kaum über die
pen bringen.

„Zwei? schrie ich.

„Eine von oben und eine von unten.

„Hast Du denn eine geschossen?

„Es ging mer vorher los, stammelte jetzt der Bursche,
) ich hätt' ihn in den Schnee hineintreten können, den
kkermenter! — Aber es war richtig. Auf dem Schnee spür-
sich deutlich zwei starke Ottern, von denen eine von oben
te hinunter und die andere hinauf gewollt. Am Netz waren
an einem Punkt zusammengekommen, und der Schnei-
r hätte sie beide vielleicht mit einem Schuß schießen können
geht ihm's Gewehr los und in's Blaue hinein, und wie
Donnerwetter und ehe der mit dem andern Lauf fertig
rde, waren die Ottern wieder rechts und links abgefahren
) in's Wasser, unter's Eis hinein."

„Und kriegtet Ihr sie später."

„Gott bewahre! Am nächsten Morgen schlug der Wind
Der Himmel bewölkte sich, und gegen Mittag goß es
mit Kübeln, die nächste Nacht war stockdunkel, der Schnee
g überdies fort, und wie es wieder kälter wurde und
frischer neuer fiel, ließ sich keine der Ottern mehr spüren."

Andere Geschichten wurden jetzt erzählt, wie Der eine
er verpaßt, ein Anderer eine gefehlt hatte, und sämmtliche
ultate lauteten eben nicht besonders günstig für den so
vissen Fang der Otternjagd. Nichtsdestoweniger hatten
Alle guten Muth. Das Wetter sah nicht danach aus,
ob es bald umschlagen würde, der ganze Platz war ein-
ellt; einmal mußte der schlaue und scheue Fischdieb heraus-
men, und dann, wußten wir recht gut, war er auch
oren.

Jetzt schlug die Stunde der zweiten Ablösung, und dies-
ließen sie uns drei volle Stunden sitzen, ohne daß sich
nur das Geringste gezeigt hätte. Um zwölf Uhr ging ich nach
use, denn fünf Stunden in einer Nacht bei vierzehn Grad
te ist etwa gerade so viel, wie Jemand ohne Bequemlichkeit
ißen absitzen kann. Am nächsten Morgen war ich aber
Tagesanbruch wieder draußen, um das Resultat zu hören:

Die Otter lebte noch, war also „noch einmal zu gebrauch
und hatte sich die ganze Nacht bei keinem der Schützen
wie der Bericht lautete — sehen lassen.

Nichtsdestoweniger war sie ausgestiegen, und zwar
zwei Orten, ohne jedoch das Flußbett zu verlassen. Mögl
daß sie vielleicht der dunkle Schatten der Erlen gedeckt
möglich, daß der gerade auf Wache Sitzende sie verträu
hatte. Jeder der Schützen versicherte jedoch am näch
Abend, daß sie auf seiner Wache auch nicht die Nasensp
hätte über Wasser zeigen können, ohne entdeckt zu werden

Daß sie überhaupt herausgekommen, hatte jedoch
Gute, ihren eigentlichen Aufenthalt näher zu bezeichnen,
wieder wurde jetzt ein Netz quer durchgezogen, das die
gefangene Otter nun auf eine Strecke von etwa hundertfün
Schritt beschränkte. In der nächsten Nacht mußte sie
schossen werden.

In der nächsten Nacht nahm ich wieder die erste
dritte Wache. Im Anfang ließ sich gar nichts sehen; ge
zwölf Uhr aber sah ich den dunkeln Schatten des sche
Fischdiebes, wie er blitzschnell gegen die Strömung an,
durch ein kleines, gerade mir gegenüber befindliches Wasser
schwamm, ohne jedoch auch nur den Kopf über dem Eis
zeigen — dann war Alles ruhig; der über mir stehe
Schütze bekam ihn gar nicht zu sehen, denn er war kein
falls ausgestiegen. Später erfuhr ich die Ursache, wesh
die Otter so scheu gewesen war.

Unter mir stand ein sogenannter „Jäger", ein Bur
der als „Förster" auf einem benachbarten Privatreviere an
stellt war, und einen Fasan nicht von einem Habicht un
scheiden konnte. Dem hatte der Anstand etwas zu lange
dauert, und um sich zu erwärmen — anstatt hinter
Ofen zu gehen, wohin er gehörte — war er an den Ne
ein wenig auf= und abmarschirt. Bei dieser Beschäftig
traf ihn unser Fasanenjäger, als er ihn um zwölf Uhr
lösen wollte, und schickte ihn mit den schönsten Grobhe
heim.

Dadurch war aber die Otter so scheu gemacht, daß si
dieser Nacht gar nicht mehr zum Vorschein kam.

Jetzt wußten wir übrigens ganz genau, wo sie stak, und am dritten Abend nach Sonnenuntergang wanderte ich schon wieder auf meinen Stand hinaus. Heute war es indessen noch kälter als die vorigen Abende, denn von Nordwesten strich ein recht scharfer, wenn auch eben nicht starker Luftzug herüber — und wie der Schnee heute knarrte, und das Eis wieder, je nachdem das Wasser fiel oder stieg, knisterte und knackte! Aber die Otter mußte heute kommen — und sie kam.

Eine Stunde mochte ich etwa gesessen haben, die drei Wasserlöcher, die ich übersehen konnte, scharf im Auge behaltend, als an dem entferntesten ein dunkler Punkt sichtbar wurde, den ich vorher noch nicht bemerkt hatte. Wohl täuscht das Mondlicht auf dem Schnee außerordentlich, und sieht man lange auf irgend einen dunkleren Punkt, so flimmert und flirrt es zuletzt so vor den Augen, daß man darauf schwören möchte, jener Gegenstand bewege sich. Die meisten Gespenstergeschichten sind ja auch auf solche Art entstanden. Hier war jedoch keine Täuschung möglich; der Punkt — das wußte ich gewiß — mußte in diesem Augenblick erst nach oben gekommen sein, und während ich noch hinsah, verschwand er wieder — es war der runde Kopf der Fischotter gewesen.

„Komm Du mir nur auf's Eis," dachte ich bei mir selber, „Dir will ich die lange Sitzung heimzahlen" — aber sie kam nicht. Eine Viertelstunde blieb Alles ruhig, nur das Eis knackte wie toll. Der Müller hatte das Wasser wieder gestemmt, und es krachte und brach an allen Seiten. Der Mond stand aber hoch und fast voll am Himmel, und der Schnee um mich war tageshell. Ich konnte selbst die Netze erkennen, die längs dem Wasser hinliefen, und die ich rechts und links recht gut im Stande war zu beschießen.

Die Hände im Jagdmuff, das Gewehr auf den Knieen, den Lauf aber der Richtung zu, wo ich die Otter zuletzt gesehen hatte, saß ich regungslos und fror. — Ich zitterte wenigstens an allen Gliedern, vielleicht vor Aufregung, vielleicht vor Kälte, und mußte die Zähne ordentlich auf einander beißen.

Da plötzlich — ich zuckte zusammen, als ob ich einen Stich bekommen hätte — tauchte die Fischotter dicht vor mir aus

dem mir nächsten Wasserloch mit halbem Leibe auf, hob sich vorn auf das Eis und äugte und windete vorsichtig umher. — Ich war kaum zwanzig Schritt von ihr entfernt und durch die weiße Leinwand vollständig gedeckt, auch der Wind war vortrefflich. Das ewige Knacken des Eises hielt das scheue Raubthier aber auch auf steter Wacht, und es drehte rasch den klugen Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite. Da hustete der Schütze unter mir, und im Nu war es im Wasser wieder verschwunden.

Ich habe schon manchmal in meinem Leben — ich muß es zu meiner Schande gestehen — geflucht. Herzlicher aber wohl kaum je, wie in diesem Augenblicke, aber auch nie geräuschloser. Ich dachte mir nur entsetzliche Dinge, und war noch nicht einmal fertig, als die Otter in dem nächsten, etwa sechs Schritt weiter entfernten Wasserloch wieder zum Vorschein kam. Sie schien entschlossen, der unheimlichen Nachbarschaft und den beengenden Netzen sobald als möglich zu entgehen.

Eine Weile blieb sie sichernd mit dem Vordertheil des Körpers auf dem Eise liegen, ohne Ahnung von dem drohend auf sie gerichteten Rohr, aber — ich durfte noch nicht schießen. Daß ich sie auf die Entfernung todtschoß, war keine Frage, aber sie wäre jedenfalls in's Wasser und unter das Eis zurückgestürzt, und wie sie dann finden? Möglich, daß sie die Strömung gegen das weiter unten durchgespannte Netz führte; behielt sie aber noch Kraft, irgendwo einzukriechen, so war sie für uns verloren.

Jetzt schlug im Dorf ein Hund an, und sie horchte einen Moment dort hinüber, schien aber an den Laut gewöhnt, auf den sie nicht weiter achtete. Wieder brach da das Eis mit einem ordentlichen Knall dicht neben ihr, und mit dem Geräusch selbst war sie blitzschnell in den dunkeln Fluthen verschwunden.

So lange hatte ich indessen die bloßen Finger am Gewehr gehalten, daß sie mir fast erstarrt waren und ich damit in den Muff zurück mußte. Drüben im Dorf schlug die alte Uhr zugleich Sieben — die Ablösungsstunde — und mir kam es vor, als ob ich, trotz der Kälte, kaum fünfzehn Minuten

auf meinem Platz gesessen hätte — so rasch war mir die Zeit vergangen. Jetzt brachen die anderen Schützen da drinnen auf, und jetzt, wo die Otter jedenfalls kommen mußte, wurden wir abgelöst — es war zum Verzweifeln!

Noch aber hatte ich jedenfalls zehn Minuten, vielleicht eine Viertelstunde Zeit, und wenn ich Glück haben sollte — da war sie wieder! — Am untern Wasserloch, wo sie sich zuerst gezeigt, tauchte sie auf's Neue empor, und wie sie eine Weile in der alten Art auf dem Eise gelegen hatte, stieg sie plötzlich empor, und ich traute meinen Sinnen kaum, als sie länger und immer länger wurde. Die Fischotter war plötzlich etwa dritthalb Fuß hoch geworden und saß, vollständig aufgerichtet, kerzengerade auf dem Eise — und was für einen wundervollen Schuß hätte ich jetzt gehabt. — Ich richtete langsam das Gewehr nach ihr hin und hob es an die Backe — da knarrte der verwünschte Stuhl, und die Otter drehte rasch den Kopf nach mir um.

Ich rührte und regte mich nicht, aber — ich durfte auch nicht schießen — sie saß so, daß ihr der Schwanz noch wie zur Stütze in's Wasser hing, dicht am Rande des Eislochs. — Wenn sie es nur zwölf Zoll weit verließ, drückte ich ab. —

Das Knarren des Stuhls hatte sie wohl gehört, aber das Eis knarrte und knackte auch, und sie achtete nicht weiter darauf. Sah sie sich nach einem Platz um, auf dem sie bequem an's Ufer kommen konnte? oder äugte sie nach den Netzen oder den unteren Schützen hinüber? Der Zeigefinger war mir so kalt geworden, daß ich den Drücker kaum fühlte. — Jetzt verließ sie das Loch — der dunkle Körper ließ sich wieder auf das Eis nieder, und nun? — was der Racker für ein Vergnügen daran finden konnte, bei der Kälte im Wasser herumzubaden — war sie im Nu wieder in der Fluth verschwunden.

Die Ablösung! — Jedenfalls hatte sie die knarrenden Schritte der nahenden Jäger gehört, die ich in diesem Augenblick auf den Mond oder in irgend eine andere freundliche Gegend wünschte. Aber an der Sache ließ sich nichts ändern, die nächste Wache hatte das Recht, ihre Sperrsitze einzu-

nehmen, und eben nicht in bester Laune fügte ich mich dem Unabänderlichen.

„Nichts gesehen?" flüsterte mein Nachmann.

„Sie ist da — hab' Acht!" und so geräuschlos als möglich kehrten wir in das Wirthshaus zurück.

Dort waren indessen, nach dem Gerücht, daß wir die Otter gestern gesehen und mit Netzen fest eingestellt hätten, eine Menge von Schützen eingetroffen, die alle „gern einmal eine Fischotter schießen wollten". Wir Drei, die wir bis jetzt die Wache gehabt, erquickten uns indessen mit einem Glas heißen Grog und sahen den Kartenspielern zu, die unverdrossen um den alten Tisch herumsaßen und sich die Knöchel mit Trumpf wund schlugen.

Es schlug Acht — und noch war kein Schuß gefallen — es schlug halb, es schlug drei Viertel auf neun Uhr — die versammelten Jäger hatten indessen eine Menge von alten abgenutzten Jagdanekdoten erzählt — manche aus dem Meidinger, andere aus den fliegenden Blättern und Petermann's Jagdbuch — und machten Glück bei ihren Zuhörern. Ich kannte sie aber alle schon seit Jahren, und während ich mich schmählich langweilte, konnte ich die Zeit nicht erwarten, daß der Zeiger wieder auf Neun deutete. Daß die Fischotter noch vor Mitternacht auf die Wanderung ging, war ja gar keine Frage.

Endlich schlug es Neun. Ich sprang auf, griff nach meinen Sachen und eilte der Thür zu.

„Na, solche Eile hat's nun auch nicht," meinte ein Anderer, nicht ganz so hitzig auf die kalte Wache wie ich. „Eine halbe Stunde hätten wir die da draußen noch immer können frieren lassen."

„Ach was," sagte aber der Dritte — „er hat Recht, ich sitze auch lieber draußen, wie hier drinnen in dem heißen Qualm."

Draußen wurden die Gewehre aufgegriffen, und wir schritten rasch durch's Dorf, über die schmale steinerne Brücke hinüber auf die Wiese. Der Fluß zog sich dicht an dem mit hohen, düsteren Kiefern bewachsenen Hügelhang hin, und wir konnten, so wie wir nur die letzten Bäume des Pacht-

gartens hinter uns ließen, den ganzen Platz vollkommen übersehen.

In dem Augenblick zuckte in der Gegend, wo ich die Schützen wußte, ein scharfer, kurzer, rother Strahl durch die Nacht, und ich hatte im Nu meinen Nachbar am Arm.

„Na?" sagte dieser erstaunt — aber ich brauchte nicht zu antworten, denn der dumpfe Knall des Schusses hallte dröhnend an dem Bergrücken hin.

„Alle Teufel! — jetzt können wir dableiben."

„Da kracht's noch einmal!"

Wieder sahen wir den Feuerstrahl und rührten uns nicht, bis der Schall des Schusses zu uns drang.

„Heh! holla! ho ih! — Habt Ihr sie?" schrie jetzt mein Gefährte mit einer Stimme, daß alle Hunde im Dorf wach wurden, und fluchte dabei vor sich hin aus Leibeskräften.

„Hurrah!" tönte aber gleich darauf der Schrei zurück — „hier ist sie!"

Die Geschichte war aus, und piff, paff! ließen wir jetzt unsere Gewehre das Signal in's Dorf hineintragen — piff, paff! — und dann Decken und Filzschuhe von uns werfend, sprangen wir, was wir laufen konnten, dem glücklichen Schützen zu.

„Hurrah! Hurrah!" jubelte uns dieser schon entgegen, und in der Linken das abgeschossene Gewehr, in der Rechten die erlegte Otter haltend, kam er in langen Sätzen uns entgegen. Vor lauter Freude, Jubel und Laufen hatte er aber schon keinen Athem mehr, und nur stückweis bekamen wir von ihm heraus, wie Alles gekommen — und jetzt in's Dorf!

Das ganze Dorf war indessen schon lebendig geworden, da drinnen schrie und tobte und knallte es gegen jede polizeiliche und Feuerordnung aus einer unbestimmten Anzahl von Gewehren. In wenigen Minuten waren wir drin, und wer noch einen Schuß im Rohr oder in der Geschwindigkeit noch einmal geladen hatte, knallte auf's Neue ab. Aus allen Thüren kamen die Bauern und Bauerweiber, einzelne im höchsten Negligé, herausgestürzt, um „das Thier" zu sehen, das jetzt seit drei Nächten das ganze Dorf in Aufruhr ge-

bracht, und dicht vor der Schenke krachten die Schüsse noch einmal.

„Klirr, klirr," kamen ein paar Fensterscheiben heraus, die der Luftdruck der dicht davor abgebrannten Gewehre auf die Straße geworfen hatte, und der Fensterschütze drückte sich in dem Schatten des Hauses hin und rasch durch den Thorweg hinein, um seine freudige Aufregung nicht durch zweimal vierundzwanzig Kreuzer Glasscheiben abgekühlt zu sehen.

Nur die Kartenspieler waren an ihrem Tisch ruhig und unbewegt sitzen geblieben; aber es half ihnen nichts, denn Curtius, wie der glückliche Jäger hieß, der die Otter erlegt, warf ihnen das nasse Wild auf den Tisch, mitten in ein prachtvolles Eichelsolo hinein.

Der Besitzer desselben wollte protestiren, aber umsonst. Alle Bande der Ordnung waren gelöst; der grüne Wenzel mit der Eichelzehne schwammen in Schweiß, und Jeder wollte jetzt nur erst einmal die Otter betrachten, und dann hören, „wie sie gekommen wäre".

Sie hatte es ihm gerade so gemacht, wie mir, und zwar zwei volle Stunden lang: war bald hier, bald da auf das Eis gekommen, ohne den Rand der Löcher zu verlassen — hatte manchmal auf dem Eis eine Viertelstunde lang mit halbem Leib gelegen, dann wieder, vollständig draußen, aufrecht dagesessen und umher geäugt. Endlich aber mußte ihr die Sache doch zu lange gedauert haben, denn sie verließ das Loch und lief die Uferbank hinauf, um dort wahrscheinlich einen Ausweg zu suchen. Wie aber Curtius, schon halb erstarrt, das Gewehr an die Backe hob, glitt sie von einer schräg liegenden Eisscholle nieder und gerade wieder in's Wasser hinein. Diesmal blieb sie jedoch nicht lange unter Wasser. Kaum zwei Minuten später kam sie wieder zurück und stieg jetzt mehr seitwärts aus, wo ihr eine hartgefrorene Schneewehe besseren Weg zeigte. Wie sie aber vier oder fünf Schritt vom Loch entfernt war, traf sie die volle Ladung des sichern Schützen, und sie fiel um, auf den Rücken. — Aber noch zeigte sie Leben, und aus Furcht, daß sie sich doch am Ende noch in das Wasserloch zurückarbeiten könne, gab ihr

Curtius den zweiten Schuß, der ihrem irdischen Fischfang ein Ziel setzte.

Mit drei Sätzen war er dann unten auf dem Eise; erst aber, wie er seine Beute bei einem Hinterlauf und sicher auf der festen Uferbank im Schnee hatte, beruhigte er sich und antwortete jetzt auf unser ihm hinüber gerufenes „Hallo!"

Es war eine starke Otter und wog dreiundzwanzig Pfund.

In Gastein.

Welches ist die schönste und interessanteste Jagd in der Welt? Ein prächtiges Thema für eine Preisfrage, die doch Niemand im Stande wäre zu lösen, denn Vieles kommt immer dazu, was für den einzelnen Jäger bald diese, bald jene Jagd interessant und verlockend macht.

Meiner Meinung nach gehören die Jagden zu den schönsten, die außer dem Reiz des Jagens auch den der Gefahr haben, und je mehr körperliche Anstrengung, je mehr Muth und Ausdauer sie erfordern, desto mehr verdienen sie den Namen Jagd.

Einen gewissen Reiz üben alle Jagden aus, von der Bärenhetze nieder bis zum eingestellten Jagen und den Hasenschlächtereien; aber viel, sehr viel kommt außerdem noch darauf an, wie verwöhnt der Jäger eben ist.

Der noch sehr junge „Waidmann" bürscht mit nicht geringerem Hochgenuß hinter einem mit ihm Verstecken spielenden Eichkätzchen drein, wie der alte hinter einem schreiend von ihm fortziehenden Sechzehnender, und vorher habe ich schon einmal erzählt, daß mir mein erster Hase viel mehr Freude gemacht hat, wie mein erster Hirsch.

Was für eine prächtige Jagd ist unserer Meinung nach die Auerhahnsbalz — und weshalb? Weil sie die erste wieder ist im neuen Jahr — weil das knospende Grün des Waldes, das Schlagen der ersten Frühlingssänger, der Reiz

der Dunkelheit, der geheimnißvolle Laut des Vogels, die ängstliche Sorgfalt, mit der er angesprungen sein will — kurz eine Menge Dinge zusammenkommen, um dieser, kaum eine halbe Stunde dauernden Jagd unser Interesse so lebhaft zuzuwenden.

Mit welchem Behagen stellen wir uns auf den Schnepfenstrich, oder waten hinter rücksichtslos zickzack davonfliegenden Becassinen drein; ja mit welchem Feuereifer stehen wir sogar hinter irgend einer alten Scheune, in der eine Anzahl von Bauern und Knechten mit Ketten rasseln, mit Glocken läuten und mit Stöcken klopfen, um einen dort eingekreisten Marder auszutreiben. Es ist Alles Jagd, und der richtige Jäger giebt sich dem Einen wie dem Andern mit gleicher Liebe hin, wenn er eben einmal drin ist.

Das Alles sind aber doch immer nur Zeitausfüllungen, in Ermangelung eines Besseren, und welches ist da die beste?

Die Jagd auf Gemsen! Unbedingt die Jagd auf Gemsen, wenn ich nach meinem Geschmack urtheilen darf — wenigstens hier für Deutschland, wo, die seltenen Fälle einer vereinzelten Bärenhetze einmal ausgenommen, kein großes Raubwild mehr vorkommt.

Ich habe allerdings hier in Deutschland noch keinen sehr starken Hirsch geschossen, und es mag das ein lohnendes und gar herrliches Gefühl sein, einen solchen alten Burschen mit mächtigem Geweih im Schuß zusammenbrechen zu sehen; aber kommt es der Freude gleich, einen alten schlauen Gemsbock in seiner eigenen Felsenburg zu beschleichen und zu überlisten? Und macht uns der zusammenbrechende Hirsch das Herz so schnell schlagen, wie in dem Moment, wo der zum Tod getroffene alte Bock auf seiner sicher geträumten Höhe zusammenzuckt, mit den Schalen in das Geröll eingreift und mit dem rollenden Gestein, die rothe Schweißspur hinter sich, nach unten bricht? — Ich weiß es nicht, und kann es mir nicht denken — und dann fehlt auch der Hirschjagd die Gefahr.

Mit der blauen Tiefe unter uns — jetzt an einer Laatsche hängend, jetzt an bröcklichem Gestein, den eisenbeschlagenen Schuh fest einrandend, den Stachelstecken in die Wand gebohrt

und immer weniger den Abgrund wie ein unvorsichtiges Geräusch fürchtend, so bürscht der Gemsenjäger seine Bahn, und nie, auf keiner Jagd hab' ich mich glücklicher gefühlt als da, wo ich die schwere, mühsam gewonnene Beute selber im Bergsack auf dem Rücken mit einbrechender Nacht zu Thal tragen durfte. — Und wie manchmal ist mir schon verstattet gewesen, dieser freien, herrlichen Jagd obzuliegen!

Ueberhaupt gehöre ich zu jenen glücklichen Menschen, denen Gott seine wunderbar schöne Welt nach allen Richtungen hin ausgebreitet und gezeigt hat. Ich durfte dem Rauschen der Palmen, wie dem der Gletscherwasser, dem donnernden Sturz des Niagara, wie der Brandung der Südsee über den Korallenriffen lauschen, durfte dem Hirsch und Bär im amerikanischen, dem Rhinoceros im indischen Urwald, dem Känguru im australischen Busch, dem Guanaco in den Cordilleren folgen, und selbst in Deutschland, wo sich großentheils die Jagd noch Gott sei Dank in sicheren Händen befindet — denn die Bauern hätten der Sache lange ein Ende gemacht — ist es mir gegönnt worden, dem edlen Waidwerk nicht blos von Weitem zuzuschauen.

Unter den wirklichen Jägern herrscht eine Art von Freimaurerei. Wer uns die edle Jagd, woher auch immer, mit einfachen, aber treuen Worten schildert (und der wirkliche Jäger findet bald heraus, ob es auch in der That einfach und treu ist), mit dem fühlen wir seine Erlebnisse, seine Erfolge und Täuschungen, und bringen ihm von vornherein unsere Theilnahme entgegen — wie ich das so oft und von so wackeren Herzen erfahren. Dem allein habe ich es auch zu danken, daß mich der edle Waidmann, Se. Hoheit der regierende Herzog von Coburg-Gotha, so freundlich bei sich aufgenommen und mir so manche unvergeßliche Lust in Wald und Berg bereitet hat — dem allein, daß vor einiger Zeit der Nestor unserer Jäger, Se. Kaiserl. Hoheit der Erzherzog Johann, mir gestattete, in dem wundervollen Gastein die Freuden seiner Gemsjagd mit ihm zu theilen, und wenn ich an all' das Schöne und Herrliche zurückdenke, das ich in der weiten Welt gesehen und erlebt, weilt die Erinnerung neben manchem andern lieben Platz doch immer wieder mit herz-

inniger Freude bei jenen prachtvollen Tagen in Tyrol und Gastein.

Daß die Jagd ein wirklich edles, männliches Vergnügen ist, bedarf wohl keines Beweises, und bedürfte es dessen noch, so gäbe ihn denn der Geifer jener ausgetrockneten engherzigen Menschenseelen, die das edle Waidwerk auf ihren eigenen Standpunkt herabzuziehen suchen und denen jeder Hase ein Dorn im Auge ist. Daß solch Gesindel auf die Jagd schimpft, weil es die Poesie derselben nicht fassen und begreifen kann, bleibt natürlich und darf uns deshalb nicht wundern — ja, es gehört im Gegentheil mit dazu. Der Nußhäher ärgert sich auch, wenn ihn der leise durch den Wald bürschende Jäger überrascht, fliegt davon, setzt sich in einen sicher geglaubten Baumwipfel und raisonnirt. Der Jäger lacht und zieht vorbei, und hat deshalb nicht weniger Lust an seinem Walde.

Aber wir wollen uns nicht die schöne Zeit mit jenen armseligen Jäger- und Jagdfeinden verderben. Daß sie die edle Lust entbehren müssen, ja, wenn sie ihnen selbst einmal geboten würde, nicht das Gefühl dafür in der Brust tragen, sie zu genießen, ist schon ihre Strafe. Wie die Kröte nach dem vorbeisprengenden Roß, mögen sie deshalb ihr Gift danach spritzen – sie thun keinen Schaden.

Gastein! Welch' ein wundervoller Fleck der Schöpfung ist dies von riesigen Bergmassen eingegrenzte, von stürzenden Gletscherwassern durchtobte Thal, und wie verschwenderisch von der Natur mit ihren schönsten, aber auch wildesten Gaben ausgestattet. Hier donnert die Achse viele hundert Schritt lang in einem einzigen schäumenden Katarakt ihre stürmische Bahn entlang. Während aber der ganze gährende Wassersturz dem zagenden Menschenherzen Vernichtung zu künden scheint, quellen heimlich und still, wie dem unmittelbaren Verderben entspringend, die heilkräftigen Wasser hell und warm zu Tage.

Doch keine Beschreibung Gasteins will ich hier versuchen — das ist erschöpfend schon von besserer Seite geschehen als der meinen, und den mir verstatteten Raum würde ich doch nur nutzlos damit vergeuden, das zu schildern, was sich nun einmal nicht mit Worten schildern läßt: ein solches Gebirgs-

thal, von Gottes Sonne warm übergossen und durchglüht, vo
riesigen Jochen umschlossen, von weiß scheinenden Gletscher
massen überschaut, und doch im Innern, trotz Wassersturz un
schroffem Bergeshang, mit traulichen Hütten und saftig-grüne
Triften ein Bild des Friedens und der Ruhe bietend. Nein
so verlockend es auch sein mag, den vielleicht geduldigen Lese
mit der wunderbar großartigen Scenerie des Naßfeldes, de
Reizen des Schleierfalls, dem Grausen der Schreckbrücke un
des Kesselfalls zu unterhalten: ich versage es mir doch; den
diese Joche tragen wackere Gemsen, und es ist merkwürdig
wie bald der Jäger, mag sein Stand so herrliche Aussich
bieten wie er will, über einen kollernden Stein, über ein plötz
lich auftauchendes Paar Krickeln so rasch alles Andere um sic
her vergißt — weshalb sollte ich davon eine Ausnahme machen

Dem Erzherzog Johann, der nebenbei noch so Manches zu
Verschönerung des Bades, wie zur Bequemlichkeit der Bade
gäste gethan hat, gehörte damals die dortige, einen enorme
Flächenraum umfassende Jagd, und daß sie ächt waidmännisc
gehegt und gepflegt wurde, brauche ich dabei wohl kaum noc
zu erwähnen. Die verschiedenen Reviere wurden nicht einma
zwei Jahre hintereinander bejagt, sondern blieben ein Jah
wenigstens vollkommen ruhig und ungestört.

In dieser Jahreszeit wurden aber nicht einmal alle zu
Jagd bestimmten Plätze besucht, denn leider war das Wette
fast durchaus ungünstig, so daß wir in den zwei Wochen nu
drei Jagdtage herausbekommen konnten.

Das ist eine böse, böse Zeit, wo der Nebel draußen di
Berge deckt, der Regen an die Fenster peitscht und die Büchs
müßig in der Ecke lehnt. Und wie sehnt man sich an solche
Tagen hinaus — wie unzählige Male schweift der Blick nac
den Richtungen hinüber, in denen man die hohen, jetzt dicht
verhüllten Joche weiß, ob sie die riesigen Leiber noch nich
wieder dem blauen Himmel entgegenrecken wollen! Wie vie
Mal des Tages wird das Barometer befragt und immer wie
der kopfschüttelnd verlassen, wie oft ein Buch genommen un
mißmuthig bei Seite geworfen; denn wer hat die Geduld zur
Lesen oder Schreiben, wo man die kostbaren und jetzt so nutz
los vergeudeten Minuten zählen muß!

Erst die Dämmerung bringt den Geist wenigstens in
was zur Ruhe. „Jetzt," sagt man sich, „wäre es doch vor=
ei" — es ist kein „Büchsenlicht" mehr draußen, und „wenn
s sich nur die Nacht wenigstens tüchtig ausregnen wollte!"
Das Bad selber bot in der Zeit nur noch wenig Unter=
altung. War das Wetter nur halbwegs gut, wenn auch der
lebel zäh noch in den Schluchten lag, so ließen sich doch
enigstens kleine Ausflüge machen. — Goß es aber in Strö=
ten vom Himmel nieder, eine damals sehr gewöhnliche Er=
heinung, so blieb man einzig und allein auf das Billard=
nd Lesezimmer des Straubinger'schen Hotels angewiesen, um
en langen Abend vielleicht mit einer Partie Whist umzu=
ringen.

Es war im Monat September, und die Badegäste hatten
im großen Theil die Berge schon verlassen oder standen im
bziehen begriffen, denn täglich verließen den Ort schwer=
packte Wagen und kamen leere an, um sich neue Fracht an
lenschen und Koffern abzuholen. Nur ein kleiner Rest von
äſten hielt noch Stand, darunter einige sehr liebenswürdige
nge Russen und einige sehr langweilige preußische Barone,
on denen sich der Eine ein Geschäft daraus machte, falls wir
irklich einmal in die Berge hinaus konnten, an irgend einem
assirbaren Punkte des Weges zu stehen und den Vorbei=
ehenden auf das Freundlichste „Glück zu wünschen". War
m das gelungen, so zog er mit dem Regenschirm hintennach,
is keinem andern Grund, als um sich die „Jagd" so nahe
s möglich mit anzusehen und den untersten Schützen zur Ver=
eiflung zu bringen.

Da endlich theilten sich die Wolken — der Gamskahrkopf,
ich dem wir ach! so sehnsüchtig und oft hinaufgeschaut, wird
ll und zeigt sein frisch angeschneites Joch — hoch oben im
orden lichtet sich die Wetterwand, ihre kühn ausgeschnit=
nen Scharten scharf und rein gegen den blauen Himmel
igend, und „Morgen früh um Sieben" heißt das Zauber=
ort, das uns das Blut jetzt rascher durch die Adern jagt.

Und mit der Morgendämmerung sind die Schützen auf, die
reiber haben schon lange vor Tag das Thal verlassen, und
f derben, grobknochigen Pferden ziehen wir hinaus, den

Stutzen und Lodenmantel auf dem Rücken — denn der Henk
traue dem Wetter —, hoch über die Schreckbrücke weg, unt
der tief unten die Ache in's Thal hinunterstürzt, und an de
Berghang hin in's Götschachthal.

Tief unten liegen schon, dicht um die schäumenden Wass
der Ache gedrängt, die in dem engen Raum fest zusamme
geschmiegten Wohnungen Gasteins. Wie sich aber der Ber
strom in seinem jähen Sprung so mitten zwischen die Häus
hineinwirft, sieht es fast aus, als ob er sie vom Boden feg
müßte, und unwillkürlich sucht das Auge weiter unten i
Bett nach schwimmenden Balken und Trümmern — doch u
sonst. Seinen Wasserstaub schleudert er hinauf, und zu Zeit
hoch über die Häuser hinweg, aber sonst ist seine Bahn fest
die bestimmte Schlucht gegrenzt, und keck, bis an den Ra
hinein stehen die Gebäude.

Freundlich breitet sich vor uns das grüne Thal aus, das
dem hier fast geraden Lauf der Ache direct nach Norden hi
auf mündet und Hofgastein, wie manche andere kleine Or
in sich liegen hat. Ueberhaupt zeigt nach dorthin die gan
Scenerie einen weit sanfteren Charakter, wie nach Süden z
und selbst die höheren Kuppen des Gamskahrkopfs, bis ob
hin grün, scheinen nicht so schroff, steil und wild zerrissen, n
der Gletscher Spitzen. Es sieht ganz so aus, als ob man d
Gamskahrkopf recht bequem in ein oder zwei Stunden, v
welcher Seite man gerade Lust hat, besteigen könne — ab
fangt nur an!

Von Weitem sehen die Berge alle nicht so gefährlich au
aber versucht es sie zu besteigen, und das, was aus der Fer
sich als grüne ebene Fläche zeigte, wird in der Nähe zur st
len, mit schlüpfrigem Moos bewachsenen Platte, die klein
dunkeln Schattenstreifen wachsen zu riesigen, in den Berg g
rissenen Schluchten an, die zu umklettern man Stunden la
gebraucht, und weiter, immer weiter rückt der Gipfel fort,
mehr man danach steigt.

In dieser reinen freien Luft werden uns die entferntest
Gegenstände merkwürdig nahe gerückt, und was für Streck
muß man oft durchwandern, um einzelne, scheinbar ganz na
und bequem liegende Punkte zu erreichen!

Doch jetzt biegen wir rechts hinein in's enge Thal; hier
ehen die Gemsen, und das Auge hat jetzt kein Ziel mehr, als
as scheue Wild.

Richtig, dort ist auch der Baron; wo der Weg die schroffe
iegung macht — er muß eine Stunde vor Tag aufgestan=
en sein —, dort lehnt er an seinem Regenschirm, verbeugt
ch ehrfurchtsvoll vor dem auf einem Maulthier den Zug er=
fnenden Erzherzog, und ruft uns Anderen ein herzliches —
Wünsch' Ihnen recht viel Glück!" nach.

Und weiter im Thal hinauf liegt die Bahn — der Baron
ie das böse Verhängniß hinterdrein — bis wir endlich den
gentlichen Fuß der Berge, wo jeder Reitpfad aufhört, erreicht
iben, und nun das eigentliche Steigen beginnt.

Die wenigen Tage, die wir dort jagen konnten, ließ
ch gar kein Bürschgang machen, denn zwei schöne Tage hinter=
nander gab es schon gar nicht. Es wurden deshalb nur die
ichstgelegenen Joche abgetrieben, und in die Schlucht hinauf,
e sich irgend eins der tollen Bergwasser aus den Granit=
assen herausgerissen, stiegen und kletterten die Schützen —
er Erzherzog voran.

Eine Freude war's, den alten Herrn zu sehen, wie rüstig
noch manchen schweren Steg emporklomm. In die gewöhn=
che Jägertracht gekleidet — graue Loden mit grünen Auf=
hlägen, mit festen Schuhen und den Bergstock in der Hand,
n treuen einläufigen Stutzen selber auf dem Rücken, so
eigt er ruhig und sicher in die Berge hinauf. Mag die Bahn
och so steil biegen, er giebt seine Büchse nicht aus der Hand,
lbst auf dem Maulthier vertraut er sie keinem Andern an,
nd wenn die Jüngeren auch vielleicht rascher von der Stelle
icken könnten, es bleibt die Frage, ob sie's länger aushielten,
ie der alte Jäger.

So giebt es kaum einen Paß in den Alpen, den er nicht
estiegen, kein Joch, das der alte Herr nicht mit Namen kennte,
nd auch dabei kein Blümchen, das ihm fremd, kein Stein,
er ihm unbekannt wäre. Er war in den Alpen fast daheim,
o er schon über fünfzig Jahre die scheue Gemse
igte — schon über fünfzig Jahre dem edlen Waidwerk oblag.

Wie manchen glücklichen Schuß hat der fürstliche Jäger in

der Zeit zwischen diesen Wänden und Jochen abgefeuert, un
ist es dann ein Wunder, daß er die Berge so lieb hat, w
jeder Hang fast Zeuge einer frohen Jagd gewesen?

Der Erzherzog war dabei ein Jäger noch von altem Schro
und Korn, und so leicht es sein Alter entschuldigt hätte, wen
er sich hier und da Erleichterung verschafft, so fühlte er, da
er es noch nicht brauche, und verschmähte jede fremde Hülfe
Wie er seinen Stutzen selber trug, lud er ihn auch selber nac
dem Schuß, und selbst über die einfache Büchse waren sein
Ideen die eines ächten Jägers.

„Ich muß gestehen, mir selber ist die Doppelbüchs
lieber, denn manches Stück habe ich schon mit dem zweite
Rohr erlegt, was ich mit dem ersten fehlte.“

„Das ist gerade, was ich sage,“ meinte aber der alte Herr
wie ich ihm das einwarf. „Wer eine einfache Büchse führt
fehlt auch nicht so leicht mit dem ersten Rohr, denn er weiß
daß er nur eine Kugel zu versenden hat, und feuert keine
Schuß leichtsinnig ab, wie es nur zu oft mit einer Doppel
büchse geschieht.“

„Aber ist es nicht auch ein Genuß, eine Doublette au
Gemsen machen zu können, was mit der einfachen Büchse un
möglich bleibt?“

„Das ist Luxus,“ sagte der Erzherzog lächelnd. „Eine
Gemsbock im Feuer zusammen zu schießen, ist eine so groß
Freude, wie sich ein ächter Jäger nur wünschen kann — eine
zweiten dazu zu legen, gleich nach dem guten Schuß, is
reiner Luxus und kann die Freude nicht erhöhen.“

Alle seine Jäger führten auch nur einfache Stutzen, ebens
all' die Herren, die mit ihm die Freuden der Jagd theilten
und ich fühlte mich bald mit meiner Doppelbüchse, die ic
allein trug, so unbehaglich zwischen den schlichten Stutzen
als ob ich die quittirte Rechnung darüber nicht zu Hause
sondern das gute Gewehr irgendwo gestohlen und nun Angs
vor Entdeckung hätte, sobald irgend Jemand den Blick darau
warf.

Der Gemsstand in diesen Gebirgen muß ein sehr bedeu
tender sein, denn für die geringe darauf verwandte Zeit ge
wannen wir ein verhältnißmäßig sehr günstiges Resultat, un

sahen außerdem sehr viel Gemsen. Wo aber sonst sollten sie auch stehen, wenn sie sich hier, unter solcher Pflege und in solchen Bergen nicht halten wollten?

Die Alpen um Gastein, der mächtige Tauren und wie sie alle heißen, sind fast lauter Urgebirge. Doctor v. Muchar sagt darüber:

„Der Kern dieses mächtigen Taurenstocks ist bis auf die höchsten, windumstürmten Zinken aus primitivem Granit und Granitgneiß bis zu 12,000 Fuß über der Meereshöhe aufgethürmt; große Massen Schiefergebirge mit untergeordneten Lagern von Kalken, Trappen und Eklogiten (Thonschiefergebilde mit der Grauwacke, dann rothem Sandstein ꝛc.) umgeben ihn zunächst bis auf 8000 Fuß, und gewaltige Berge aus Kalk bis zu 9000 Fuß begleiten entfernter die Taurenkette im Norden und Süden."

Wir hatten es an den Stellen, wo wir jagten, ausschließlich mit Granit zu thun, und ich fand hier, an die Tyroler Kalkgebirge gewöhnt, einen enormen Unterschied im Steigen.

Es ist merkwürdig, wie viel schwieriger und gefährlicher das Fortkommen in diesen Urgebirgen ist, als in der Kalkformation. In dieser verwittert die Oberfläche, und fast überall, senkrechte Wände ausgenommen, kann sich der Jäger mit dem scharf beschlagenen Bergschuh einkrallen und den Stachelstock zur Stütze in das Gestein hineinstoßen. In jenen Granitmassen ist das unmöglich. Die Hänge sind außerordentlich steil, und wenn auch bewaldet und bewachsen bis oben hin, liegen doch überall riesige, mit nassem, glattem Moos überzogene, schräg abschießende Platten, auf denen der Bergschuh vergebens festen Halt sucht, und in die der Stock so wenig Eindruck macht, als ob sie von Eisen gegossen wären.

Was in den Kalkgebirgen selten oder nie vorkommt, geschah in den drei Tagen, die wir dort jagten, zweimal: daß sich nämlich getriebene und nicht etwa angeschossene Gemsen auf der Flucht versprangen und von einer Schroffe abstürzten.

Von angeschossenen Gemsen haben wir auch nicht eine einzige bekommen, denn diese finden überall Schlupfwinkel, was in den Kalkgebirgen ebenfalls nur selten der Fall ist,

in die ihnen hier selbst der kühnste und beste Bergsteiger nicht folgen kann.

Nirgends findet man den Unterschied zwischen Granit und Kalk aber deutlicher und auffallender, wie beim zu Thal Steigen. Auf dem weichen Kalkboden geht das verhältnißmäßig leicht — hier aber muß jeder Schritt ängstlich bewacht werden, und der harte Fels staucht dabei den Körper auf das Unerbittlichste.

Die Krummholzkiefer oder Laatsche, diese Hülfe des Kletternden, denn der einmal erfaßte Zweig bricht nicht ab, gedeiht ebenfalls lange nicht so gut auf dem Granit, wie auf dem Kalkboden; denn während in Tyrol die Laatschenbüsche bis zu den Ufern der Ströme — in den bairischen Hochlanden sogar bis in das Flußbett der Isar hinunterlaufen und dort zu gerade aufsteigenden kleinen Stämmen emporschießen, muß man in diesen Urgebirgen schon ein ganz tüchtiges Stück emporklettern, ehe man den Laatschenbusch mehr als vereinzelt findet.

Die Zirbelkiefer, mit ihrem angenehm und kräftig riechenden und sich trefflich zu Tischlerarbeit eignenden Holz, befindet sich hier am wohlsten und steigt von Bäumen am höchsten auf diese riesigen Kuppen hinauf.

Und was für Wände haben diese Berge, aus festem Granit wie mit dem Meißel glatt gehauen, meist senkrecht und zu schwindelnder Höhe emporragend! An denen kann nicht einmal die Schale eines Gemsbocks haften, und der Jäger wendet schaudernd den Kopf, wenn er, an ihrem Rand hinwandernd, einen scheuen Blick in solche Tiefe wirft.

Diesen Granitbergen fehlen natürlich auch ganz die „Reißen" der Kalkgebirge. Von solchem Urstock wittert kein Geröll ab, lehnt sich allmälig an die Wand an und wächst langsam aber sicher, die schroffen Hänge nach und nach auszugleichen. Sturm und Wetter mag dagegen peitschen, die donnernde Lavine darüber rollen, was schadet's dieser Felsenmasse, die den Jahrtausenden schon unverändert die harte Stirn geboten, und eben so trotzig kommenden Jahrtausenden entgegensieht.

Diese feste, hartnäckige Gebirgsstructur ist auch die natür-

liche Ursache der engen, von den schroffen Wänden fest eingeschlossenen Thäler, und stellt dem regsamen Menschenvolk die größten Schwierigkeiten in den Weg, sich so, wie es wohl möchte, auszubreiten.

Der Badeort Gastein leidet besonders darunter, und dicht um die Quellen her sind dem starren Felsen nur mit der größten Mühe die nothwendigsten Stellen zur Ansiedelung abgerungen worden.

Auch der Erzherzog hatte sich hier, trotz der Terrainschwierigkeiten, ein freundlich einfach Häuschen hergebaut, natürlich mit wundervoller Aussicht und einem vortrefflich eingerichteten eigenen Bad, wie einem kleinen Garten, in dem alle Alpenflanzen, selbst das Edelweiß, üppig wachsen. Ganz Gastein erkannte ihn übrigens als seinen Protector an, und die Leute alle, unter denen er in seiner schlichten, anspruchslosen Einfachheit umherging, sind ihm von Herzen ergeben.

Aber was hilft dem Jäger die reizende Lage eines Ortes, wenn ihm die Wolken unerbittlich den Krieg erklären!

Die Jagd gab, wie schon gesagt, reiche Ausbeute, aber das immer wieder einsetzende Regenwetter hinderte jede dauernde Verfolgung derselben. Ein Ausflug in die Berge blieb stets nur ein den Regenschauern mit ängstlicher Hast abgewonnener Tag, und der nächste Morgen fand sicher wieder die Höhen aus Sicht, die Thäler mit dichtem Nebel und zähen Schwaden erfüllt.

Dazu kam noch, daß die Barometer in Gastein eben so verschieden gingen und zeigten wie die Uhren. Während eins mit der größten Zuversicht heitern Himmel verkündete, und ein anderes sich mürrisch hinter die unbestimmte Drohung „Veränderlich" zurückzog, läutete das dritte gleich mit beiden Händen „Sturm", und der Erzherzog gab endlich den Kampf gegen beide — Barometer wie Wetter auf.

Ein interessanter Fall kam aber noch, ehe wir Gastein verließen, vor — der bis jetzt vielleicht einzig in der Geschichte der Jagd dasteht: Ein „Bäuerlein" — und die Lederhosen bleiben sich überall gleich — kam nämlich, gerade wie ich drüben war, zu Sr. Kaiserl. Hoheit, und bat mit etwas

verlegener Miene, es ist wahr, aber sonst doch mit so klaren Worten, wie irgend möglich, um einige Gulden — Wildschaden für die Gemsen. — Es war das einzige Mal, daß ich den alten Herrn böse gesehen habe, obgleich er gleich nachher über die Unverschämtheit des Burschen lachte, und er schickte den Bauer zu seinem Jäger, sich von dem abfertigen zu lassen.

Bäuerlein ging auch wirklich zum Jäger, und daß er dort nichts wie höchstens Grobheiten bekam, versteht sich wohl von selbst.

„Und was haben Dir denn die Gemsen für Wildschaden gethan?" frug ihn dieser.

„Schaden? — hm!" — meinte Bäuerlein — „Schaden wohl eigentlich noch nicht, aber — ich dachte nur so." —

Ein Bürschgang auf Gemsen.

Schon ein Bürschgang an und für sich, und wenn es auf einen Rehbock wäre, ist ein wonniges Gefühl, und mit der schußfertigen Büchse im Arm, das Auge überall, das Ohr auch dem geringsten fremden Laut horchend, der eigene Fuß ängstlich jedes Geräusch vermeidend, und fortwährend dabei auf Wind und Deckung achtend, vergißt der Jäger in der Zeit die Welt, und hat nur Sinn und Gedanken auf einen Punkt gerichtet — auf seine Jagd. Und nun gar ein Bürschgang auf Gemsen!

Die wundervollen Berge um uns her, die Mühseligkeit, ja oft selbst Gefahr der Jagd, das scheue, mit den schärfsten Sinnen begabte Wild zum Ziel, das alles erhöht nur und mehrt den Reiz solcher Lust, ja die Erinnerung daran ist fast so schön, als der Moment selber — und wie viele solcher Erinnerungen trage ich im Herzen!

Und kann der Nichtjäger sich in solche Bergesfreude hineindenken? — Ich will versuchen, ob es möglich ist, ihm einen richtigen Begriff davon zu geben, und konnte er nicht Theil an der Jagd, soll er doch Theil an der Erinnerung nehmen.

Es war im Herbst vorigen Jahres, am 21. October, und ich selber mit einem andern Schützen von der Jagdgesellschaft in der Riß detachirt worden, die Scharnitzberge auf eigene Hand zu bejagen.

Schon am ersten Tag dort, als wir nach verschiedenen

Richtungen hin von dem kleinen Ort Scharnitz aus zu unserem Lager in den Bergen aufbrachen, gelang es mir, einen dreijährigen Bock zu schießen. Die nächsten Tage dagegen durchstreifte ich vergebens mit einem der dort stationirten Jäger die Berge. Wir sahen wohl hier und da an den steilen Wänden einzelne Böcke, aber es war nicht möglich, an sie hinan zu kommen, und unstäter Wind, der einsetzte, machte endlich sogar jede Jagd vergeblich.

Bei keiner Jagd der Welt hängt mehr vom Wind ab, als gerade bei der auf Gemsen; denn hat das scheue Wild die geringste Witterung vom Jäger bekommen, so mag er nur ruhig seine Büchse schultern und heimkehren. Die Gemse nimmt nämlich ohne den geringsten Verzug eine Stellung ein, von der aus sie das ganze benachbarte Terrain vollkommen überschauen kann, und ist ihr dieses nicht offen genug, sind besonders Felsvorsprünge und Schluchten in der Nähe, durch die gedeckt ein Feind doch möglicher Weise anschleichen könnte, so verläßt sie die bedrohte Nachbarschaft ganz und steigt in irgend eine unzugängliche Wand hinein, in die ihr kein Jäger folgen kann.

Bei gutem Wetter weht nun in den Bergen ein vollkommen regelmäßiger Luftzug, und zwar im Sonnenschein die Berge gerade hinauf, im Schatten aber die Hänge hinab, und man kann sich beim Bürschen vollkommen gut und sicher darauf verlassen. Ist das Wetter dagegen unbeständig, so fackelt auch der Wind, weht bald das Thal herauf, bald hinab, bald an den Hängen hin, bald her, und ein Anbürschen wird zur Unmöglichkeit.

Wir sahen am 20. ein Rudel Gemsen und wollten, da es mit der Bürsche nichts war, wenigstens versuchen, ob wir sie treiben könnten; aber der unten gebliebene Jäger, der sie beobachten sollte, während ich dem mir bestimmten Stand zustieg, gab bald das verabredete Zeichen zur Rückkehr. Noch wenigstens eine Stunde Weges von ihnen entfernt, hatten die Gemsen schon durch den umschlagenden Luftzug Wind von mir bekommen und waren unruhig geworden, und es blieb deshalb das Beste, sie nicht weiter zu stören. Einen Erfolg konnten wir uns doch nicht davon versprechen. An dem Tag

ließ sich deshalb nichts weiter vornehmen, und wir gingen in unsere Almhütte, die wir gemeinsam bewohnten.

Am Tag in einer Almhütte liegen, während man draußen nach Gemsen jagen könnte — es ist das ein trauriger Gedanke, und die Hütte selber bot eben nicht viel Anziehendes, um darüber die versäumte Jagd zu vergessen. Das Innere derselben war rauchgeschwärzt, verräucherte Heiligenbilder mit hier und da einem Schmuck zerknitterter und verblichener künstlicher Blumen hingen an den Wänden. Der Boden bestand aus hartgestampftem, jetzt aber feuchtem Lehm; das eine kleine Fenster hatte so trübe Scheiben, daß es sich hartnäckig weigerte, auch die geringsten Umrisse der draußen liegenden Landschaft zu verrathen, und der in der Milchkammer stehende eiserne Blechofen sandte den Qualm in dicken Stößen durch das niedrige Gemach.

„Hol' der Henker den Wind!“ dachte ich und warf mich auf die in der Ecke bereitete Heustätte, daß eine wahre Wolke von Staub um mich her aufstieg. — Schlechtes Wetter in den Alpen — es giebt nichts Trübseligeres.

Die Nacht heulte der Sturm nur so durch das offene und ziemlich hoch gelegene Thal, aber gegen Morgen wurde es ruhiger, und noch vor Tag kam der eine Jäger, der Franzel, herein und meldete, draußen sei das schönste Wetter, und wir möchten aufbrechen, sobald wir wollten.

Das war eine Freudenbotschaft — in wenigen Minuten waren wir angekleidet, ein Kaffee und Schmarren wurde rasch gekocht und verzehrt, und mit einem kleinen Frühstücksvorrath und einem Schluck Branntwein im Bergsack standen wir fast noch eine Stunde vor Sonnenaufgang im Freien draußen, um unsere Jagd zu beginnen.

Vorher genommener Verabredung nach brachen wir Beiden, je mit einem Jäger, nach verschiedenen Seiten auf, unser Glück heute getrennt zu versuchen, und ich wanderte mit meinem Begleiter eine Strecke das Thal hinab, um etwa eine halbe Stunde von dort entfernt einen Berghang zu erreichen, an dem wir gestern Gemsen gesehen hatten. Das Wetter war heute still und ruhig, und wenn wir sie noch an der-

selben Stelle oder doch in nächster Nachbarschaft trafen, konnten wir uns ohne große Schwierigkeit an sie anschleichen.

Diese Schlußfolgerung war ganz richtig — nur standen die Gemsen nicht auf dem frühern Terrain, sondern hatten sich unglückseliger Weise auf die höchste Spitze des Gebirgsrückens hinaufgezogen, wo ein Anbürschen zur Unmöglichkeit wurde. Ehe wir nur die Hälfte der Höhe hätten ersteigen können, war die Sonne voll heraus; die Luft zog dann aufwärts, und wir wären den Augenblick verrathen gewesen. Ueberdies sind die Scharnitzberge vollkommen kahl, nur ziemlich tief von einem Laatschengürtel umgeben, und dabei theils zerklüftet, theils von Reißen (Geröllhänge) angefüllt. Das aber blieb sich hier gleich und der Luftzug die Hauptsache, dem wir nun einmal nicht ausweichen konnten.

In solchen Fällen, wo eine Bürsche zur Unmöglichkeit wird, bleibt nichts Anderes übrig, als das Wild zu riegeln, und das geschieht auf folgende Art und Weise: der Jäger, der sich dabei aber sorgfältig hüten muß, den Gemsen in den Wind zu kommen, besetzt den Wechsel, den die Rudel gewöhnlich in der Flucht nehmen, und sein Begleiter, sobald das geschehen ist, „geht die Gemsen an". Ein wirkliches Treiben findet nicht statt; der, dem das sogenannte „Riegeln" überwiesen ist, hat sich nur an irgend einer Stelle zur richtigen Zeit dem Wild zu zeigen, und dieses zieht sich dann langsam von der gefährdeten Nachbarschaft fort, stets den täglich genommenen Wechsel einhaltend. Keineswegs dabei auf der Flucht, kommt es dem im Hinterhalt liegenden Schützen gewiß vor die Büchse, und er hat gewöhnlich auch Zeit, selbst wenn kein einzelner Bock anzieht, sich das beste Stück für seinen Schuß herauszusuchen.

Mit den Gebirgspässen und Wechseln dort noch von früher her genau bekannt, bedurfte ich keiner weiteren Führung, sondern schickte meinen Begleiter ohne Weiteres ab, das Wild zu umgehen, während ich selber im Thal noch ein Stück fortschritt, dann eine aufwärts führende Schlucht annahm, die mich den Blicken des Rudels vollkommen entzog, und nun, so rasch ich konnte, zu der Stelle hinaufstieg, wo ich wußte, daß mir das Rudel anlaufen mußte.

Den Platz erreichte ich auch, tüchtig warm geworden, nach etwa anderthalb Stunden, nahm vor allen Dingen einen Schluck aus der Feldflasche, richtete mir dann mein Versteck an der vollkommen strauchlosen Felswand mit Steinen und Geröll, so gut es gehen wollte, her, und erwartete, in den grauen Kleidern auf einige Entfernung überhaupt nicht von dem gleichfarbigen Boden zu unterscheiden, geduldig das Nahen des Wildes.

Eine volle Stunde hatte ich so gelegen, und nicht das Geringste rührte sich. Ein Jochgeier strich einmal mit schwerem Flügelschlag hoch über die Kuppen hin, das Thal hinauf — an den gegenüberliegenden Wänden jagte sich ein Schwarm pfeifender Alpendohlen, und ein Paar Schneefinken zwitscherten dicht um mich her und suchten sich ihr Futter in dem lockern Geröll — der abgeschickte Jäger mußte schon auf die Gemsen getroffen sein, und hatten sie sich etwa doch, gegen alle Gewohnheit, thalab gewandt? — dann kreuzten sie weit unter der Stelle, an der ich lag, den Hang, und ich kam hier oben nicht zum Schuß.

Da poltert ein Stein — rasch fährt der Blick zu der Kuppe empor, über die sie kommen müssen, wenn das ganze Riegeln nicht verfehlte Arbeit bleiben sollte, und richtig, über die Höhe nieder springen sieben — acht — neun dunkle Punkte — nicht größer wie die Ameisen — aber in wilder Flucht. Den Berg rasseln sie nieder, daß lockeres Steingeröll nach allen Seiten umherfliegt und mit dumpfem Fall in die Schlucht hinabrollt, oder zischend die Luft durchschneidet — näher und näher, ohne anzuhalten, ohne ein einziges Mal zurückzuäugen — gerade in tollen Sprüngen auf mich ein.

Mir schlug das Herz wie ein Schmiedehammer in der Brust, und vergebens bemühte ich mich jetzt, unter dem wild durcheinander fahrenden Rudel einen Bock herauszufinden. Noch gab es aber vielleicht ein Mittel, sie, wenn auch nur auf einen Moment, zum Stehen zu bringen — ein scharfer Pfiff nämlich, wenn sie sich in Schußnähe befanden, aber ich mußte dann schon wenigstens wissen, auf welches Stück ich schießen wollte.

Voran sprangen die Kitzgaisen mit den Kitzen — die

waren frei — aber die letzte Gemse im Rudel mußte ein Bock sein — dicker kurzer Hals und breiter Rücken — die Krickeln ließen sich freilich nicht erkennen, denn weil das Rudel bergab gestürmt kam, verschmolzen die Umrisse der schwarzen Krickeln in den dunkeln Körpern.

Jetzt waren sie etwa auf achtzig Schritt heran — und, die Büchse von der Backe, pfiff ich, so laut ich konnte — Gott bewahre! — keine dachte daran, zu halten — vorwärts stürmten sie, und ließ ich sie bis dicht heran, so wußte ich vorher, daß ich fehlte. Ueberdies durfte ich nicht länger zögern, denn die erste Kitzgais sprang eben dicht über mir weg, bekam Wind, pfiff und schnellte seitab den Hang hin. Das andere Rudel folgte zum Theil, theils wollten sich einige unter mir fortziehen, um die herangesprungenen rascher einzuholen; denn daß hier nicht Alles richtig sei, hatten sie jetzt wohl gemerkt. Ich selber sah nur die eine, die ich mir ausersehen, und auf etwa siebzig Schritt hielt ich eine gute Hand breit vor und feuerte.

Die Gemse zeichnete, und das Rudel stob bei dem Schuß, der eigentlich mitten zwischen ihnen abgefeuert wurde, wild auseinander. Ich richtete mich jetzt rasch empor und nahm mit dem zweiten Rohr eine der anderthalbjährigen auf's Korn, die mir wie ein junger Bock aussah — sie mochte jetzt etwa hundert Schritt entfernt sein. Es ist aber kein leichter Schuß, mit der Kugel eine flüchtige Gemse zu fassen, und er gelingt nicht immer. Ich schoß zwar, aber die Thiere setzten ihre Flucht unaufgehalten fort und waren im nächsten Augenblick schon hinter dem nächsten Hang verschwunden — die jedoch ausgenommen, auf die ich zuerst gehalten.

Diese hatte sich — schon ein vortreffliches Zeichen — vom Rudel abgethan und zog langsam gerade zu Thal nieder, und als ich hinüber auf den Anschuß sprang, fand ich reichlich hellrothen Schweiß.

Vor allen Dingen lud ich nun meine Büchse wieder, mich nicht weiter um die schwer kranke Gemse kümmernd, und wie ich dabei nach oben sah, entdeckte ich meinen Franzel, der schon halbwegs den steilen Hang, mit Steigeisen und Bergstock einkrallend, halb rutschend, halb laufend, herunterkam.

Er mußte ganz dicht hinter den Gemsen gewesen sein, und darum schien das Rudel in solch erstaunlicher Eile.

Wie Franzel herankam, erzählte er die Geschichte. Die Gemsen hatten, ohne ihn jedoch zu wittern, freiwillig ihren Stand gewechselt, waren ihrem gewöhnlichen Wechsel zugegangen, und wären ohne Störung jedenfalls langsam und vertraut zu mir herunter gekommen. So aber glaubte er, daß sie sich gleich von dort aus zu Thal gezogen hätten, und wollte ihnen den Weg dahin abschneiden, und erst als er sie nirgends finden konnte, verfolgte er seine zuerst eingeschlagene Bahn, um mich abzurufen. Oben nun auf der Bergkuppe rannte er plötzlich unversehens mitten in das Rudel hinein, und daß die Gemsen jetzt über Hals und Kopf den Hang hinabstürmten, war natürlich.

Wir suchten vor allen Dingen den zweiten Anschuß ab, aber ohne Erfolg. Es war kein Tropfen Schweiß, kein abgeschossenes Haar zu finden, und ich hatte mit dem zweiten Lauf gefehlt. Die kranke Gemse fanden wir dagegen, kaum vierhundert Schritt entfernt, verendet neben einem großen Felsblock liegen, und es war richtig eine Gais, aber ein altes geltes, außerordentlich feistes Thier, das mit dem kurzen Hals und dem gedrungenen Körper kein Mensch in nur mäßiger Entfernung von einem Bock hätte unterscheiden können. Gelte Gaisen sind aber jagdbar, und ich war deshalb mit meinem Erfolg — wenn mir ein alter Bock auch lieber gewesen wäre — zufrieden.

Wir waideten die Gemse aus, packten sie in Franzel's Bergsack, und setzten uns nun an den Hang, unser mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Ein Stunde ist nämlich in den Bergen gar bald verstiegen, und es war indessen Mittagszeit geworden, bis wo der Mensch in der leichten reinen Luft einen enormen Hunger fühlt. Dabei unterließen wir jedoch nicht, sowohl sämmtliche benachbarte Berge, wie die gegenüberliegenden Hänge sorgfältig mit unseren Teleskopen abzuäugen, und hier und da wurden nach und nach Gemsen entdeckt, und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit besprochen, an sie hinan zu kommen — war es doch noch früh genug am Tage, eine zweite Jagd zu versuchen.

Dem Hang gegenüber, an dem wir uns befanden, lag das sogenannte Kaltwasserkar, in das Carvendelgebirge hineingedrückt, und auf den hohen und weißen Reißen derselben stand ein Rudel von fünfzehn Stück. Es waren aber, wie sich mit meinem vortrefflichen Glas recht deutlich erkennen ließ, fast lauter Kitzgaisen, und auf den vollkommen offenen Reißen selber war überdies gar nicht an sie anzukommen.

Unter den Reißen lag — wie es von dort aussah — ein schmaler Streifen coupirten Terrains, mit Büschen und Gras bewachsen, und mit dem bloßen Auge ließ sich nichts Lebendiges darauf unterscheiden. Mit dem Glas fand ich aber bald verschiedene einzelne Gemsen, die sich dort theils äs'ten, theils niedergethan hatten und in voller Ruhe schienen. Und war dort hinüber zu kommen?

„Ja, hinüber zu kommen wär' schon," sagte Franzel, der mit seinem Glas die Gemsen nicht hatte ausmachen können, und jetzt das meinige nahm, um sie erst einmal zu betrachten „wir hätten aber schon zwei gute Stunden zu marschiren, bis wir nur unter den Hang kämen, und müßten dann über eine vollkommen offene Lanne hinüber, recht in Sicht von den Böcken."

Und was waren zwei Stunden? — Die Hänge drüben lagen überdies an der Nordseite, also im Schatten — bis wir hinkamen, trat außerdem die Abendkühle ein und der Wind schlug ab; in dieser Hinsicht konnten wir es uns also nicht besser wünschen. Und die Lanne? Wenn wir dorthin kamen, fand sich auch vielleicht ein Ausweg, sie zu umgehen und der Versuch sollte jedenfalls gemacht werden.

Franzel, überhaupt sehr wortkarg, aber ein vortrefflicher Jäger, war mit Allem einverstanden, sah nach der Sonne und nach seiner Uhr, schob sein pappenes Teleskop zusammen, beendete sein Frühstück, stand dann langsam auf, schulterte die Gemse und sagte: „Wollen wir?" Ich war ohne Zögern an seiner Seite, und so rasch es der rauhe Boden erlaubte stiegen wir den Hang hinab zu Thal.

Franzel hatte die Entfernung keineswegs überschätzt. Erst ging es tief hinab, dann wieder eine Strecke in die Höhe, dann wieder nieder, und so abwechselnd, bis wir endlich eine

treifen Wald erreichten, von dem aus wir die Kaltwasserkar,
er wenigstens deren Reißen, vollkommen gut überschauen
nnten. Das Rudel stand auch noch ruhig da — einige
tück hatten sich niedergethan, die Kitzen spielten mit ein=
der, und ein paar alte Gaisen äs'ten sich an der süßen
emskresse, die auf solchen Reißen in Masse wächst. Es war
uter Mutterwild und junges Zeug, wegen dessen es der
lühe nicht gelohnt hätte, den weiten Weg zu machen. Von
n vermutheten alten Böcken in den Büschen war aber hier
ten nichts mehr zu sehen, denn breite Lagen Geröll hatten
h, die Aussicht verdeckend, vorgeschoben, während trotzdem
gend ein alter Bock recht leicht hinter den Büschen am Rand
rselben stehen konnte. Die größte Vorsicht blieb deshalb
ch immer nöthig.

Von den Bäumen gedeckt, konnten wir allerdings noch ein
tück vorwärts rücken, dann aber lag, wie Franzel ganz recht
hauptet hatte, eine breite, vollkommen baum= und strauchlose
atte Lanne zwischen uns und den Laatschen des nächsten
anges, und das Rudel auf den Reißen mußte uns sehen,
enn wir dieselbe überschritten. Von jenem Rudel waren wir
lerdings noch fünfzehnhundert bis zweitausend Schritt entfernt,
er was ist das in jener reinen Luft, die alle Gegenstände
st vor die Augen rückt, und wie scharf äugt eine Gemse!
ier blieb aber wirklich kein Ausweg, wir mußten über
ese Lanne, wenn wir nicht einen Umweg von wenigstens
vei Stunden machen wollten, und dann wäre die Jagd für
esen Abend unmöglich geworden — also wie geschah das
n besten?

Mein Vorschlag war, ganz langsam und ohne rasche auf=
llige Bewegung Einer dicht hinter dem Andern in die vor
is liegende grasbewachsene Schlucht hinabzusteigen. Der
eg war vollkommen gefahrlos, und vielleicht ließen uns die
emsen unbemerkt, wenigstens unbeachtet, den Schutz der näch=
n Büsche erreichen. Franzel wußte nichts Besseres, und
ne weiter ein Wort zu sagen, schulterte er die erlegte Gemse
eder und schritt voran, ich dicht an seinem Rücken hinter=
ein. Keiner sprach natürlich ein Wort, und nur ängstlich
rchten wir, ob wir nicht bei jedem nächsten Schritt das

fatale und verrätherische Pfeifen einer der aufmerksam gew. denen Gemsen hören würden — aber nichts regte sich. Sch nach Schritt stiegen wir die steile Bahn hinab, den Blick a den Boden geheftet, als ob wir schon damit die scheuen Thi ruhig halten könnten, und endlich — endlich hatten wir d ersten Laatschenbusch erreicht, hinter dem wir uns Beide schw gend niederkauerten.

Es ist nämlich eine oft beobachtete Thatsache, daß ei Gemse den anbürschenden Jäger bemerkt, ohne den geringst Warnungsruf hören zu lassen, so lange sie ihn mit ihr Blicken verfolgen, also auch beurtheilen kann, in wie weit i die Gefahr näher rückt. Sie läßt ihn dann allerdings ni mehr aus den Augen und steht zur Flucht bereit, aber pfeift auch nicht, bis er sich irgendwo versteckt, oder durch F oder Busch ihren Blicken entzogen wird. Dann erst läßt den scharfen, nur zu wohl bekannten Pfiff ertönen und fli — bleibt nach einer Weile wieder stehen und äugt umh und sieht sie den Feind dann noch nicht, so pfeift sie wie und flieht die Gegend so rasch sie kann.

Durch unser Verstecken nun machten wir die Probe, wir von dem scheuen Wild bemerkt oder beachtet wären, u als wir etwa zehn Minuten dort still und regungslos geleg und gerastet hatten, flüsterte Franzel: „Sie haben nichts g merkt — jetzt kommen wir an.“

Vorsichtig legte er nun seinen Bergsack mit der schwer Gemse ab, um diese auf dem Rückweg mitzunehmen, pac sie aber vorher aus und hing sich den leeren Bergsack a den Rücken.

„Wozu?“ flüsterte ich leise.

„Den Bock hinein zu thun,“ lachte Franzel — „hab ihn schon.“

Diese Zuversicht theilte ich nun allerdings nicht; denn hatten wir das bis jetzt schwierigste Hinderniß beseitigt, u mit gutem Wind war in der That die Möglichkeit, daß an einen oder den andern Bock anbürschen konnte. Aber standen die Gemsen jetzt, die wir drüben von dem Hang a auf den „kleinen Grasflecken“ erkennen konnten? Di „kleinen Grasflecken“ selber hatten, wie mir jetzt schien, ei

uzeahnte Ausdehnung gewonnen, und wo die einzelnen Emsen darin suchen, ohne einer oder der andern zu früh in d. Wind zu kommen? Für jetzt blieb freilich nichts übrig, die Deckung der Laatschenbüsche, so weit das anging, zu utzen; als wir diese aber endlich verlassen mußten und en breiten, offenen Streifen Geröll erreichten, waren wir ch eine, früher gar nicht bemerkte, abhängende Wand ge- t, so daß uns jetzt keine oben stehenden Gemsen mehr n konnten, bis wir wenigstens den obern Hang er- hten.

Ueber das Steingeröll mußten wir trotzdem sehr vorsichtig eiten, denn die Steine klapperten unter den eisenbeschlagenen uhen. Den Bergstock umgedreht, daß die Eisenspitze das öll nicht berührte, schritten wir langsam aufwärts, und ichten endlich, nach einer guten halben Stunde etwa, die en Erlenbüsche, zwischen denen wir das Wild wußten.

Der Nachmittag war indessen viel weiter vorgerückt, als bisher vermuthet hatten. Die Sonne konnten wir schon ze nicht mehr sehen, und Franzel meinte, wir würden nicht Zeit übrig haben, bis wir „aufi“ kämen. Schritt für ritt konnten wir auch von hier aus nur vorwärts rücken, jeder Fußbreit brachte uns höher und der Wind schlug umgehen durften wir also keine Gemse, wenn wir t die ganze Jagd verderben wollten, und vorsichtig nach n Seiten umheräugend, bürschten wir uns langsam auf- ts.

So sorgfältig nun Franzel dabei vermied, je laut aufzu- n, so machen auf der Bürsche Zwei doch immer mehr äusch als Einer, und ich winkte ihm nach einer Weile, da, er stand, zurück zu bleiben, während ich das Terrain allein chen wollte. Ohne ein Wort zu erwidern, nickte er nur mit dem Kopf, drückte sich dann unter den nächsten Busch rührte und regte sich nicht mehr.

In der peinlichsten und doch wieder für den Jäger won- ten Spannung schritt ich indessen weiter. Meinen Berg- den ich hier nicht mehr brauchte, hatte ich bei Franzel ckgelassen, und die gespannte Doppelbüchse — einen Baader'- Bock — in der Hand, kroch ich mehr als ich ging die

nächste Anhöhe hinan, hinter der ich jedenfalls irgend ei
der von drüben gesehenen Gemsen vermuthen mußte.

Jetzt hatte ich sie erreicht und hob vorsichtig den Kopf -
nichts zu sehen. Todtenstill lag der ganze Platz; kein La
war zu hören, kein Blatt fast. Wo in aller Welt waren d
Gemsen geblieben? Sollte ich jetzt links oder rechts abgehen
Ich that erst das Eine, dann das Andere, aber nach kein
Richtung konnte ich das ersehnte Wild erspähen, und d
Boden war dabei so wellenförmig gehoben, daß man vo
einer der kleinen Anschwellungen aus nur immer eine äuße
kurze Strecke überschauen konnte. Hatten uns die schlau
Thiere doch am Ende gewittert und das Weite gesucht? A
dem lockern Geröll der Reißen hätten wir aber ihre Flu
hören müssen. Jedenfalls standen oder saßen sie noch r
früher hier im Busch zerstreut, und ich durfte mich dara
gefaßt machen, in der nächsten Minute vielleicht schon d
verhängnißvolle Pfeifen zu hören.

Eine Möglichkeit blieb noch: es konnte ein zweites Rud
gewesen sein, das, hier nur auf dem Grasboden zerstre
umheräsend, sich indessen wieder gesammelt hatte und r
hinaus auf die Reißen gezogen war. Das mußte ich r
allen Dingen untersuchen, und bürschte mich nun rasch n
oben. Der Abend dämmerte stark, und ich hatte keine Viert
stunde Zeit mehr zu versäumen.

Der obere Rand war indessen gar nicht so leicht errei
wie ich es vermuthete, wenigstens an der Stelle, an der
gerade hinauf wollte, denn eine kleine steile Felswand l
dazwischen — aber es ging doch. Oben dehnte sich ein flach
mit dichten Alpenrosenbüschen bewachsener Hügelkamm a
und von diesem ab mußte ich die glänzend weißen Reiß
übersehen können. Richtig, wie ich den Kopf langsam u
vorsichtig über die Büsche der Alpenrosen emporhob, lag
ganze schräg auflaufende Fläche der Reißen vor mir, u
dort, etwa vierhundert Schritt entfernt, stand noch d
nämliche Rudel, das wir von drüben aus gesehen
fünfzehn Stück — keins mehr und keins weniger, u
weiter war nicht eine einzige Gemse auf der weiten h
glänzenden Fläche zu erkennen. Jene anderen Gemsen sta

noch jedenfalls rechts und links von mir in den sie deckenden Büschen.

Sollte ich jetzt zurückbürschen? — dann kam ich von oben und sie mußten Wind bekommen — ich begriff überhaupt nicht, daß sie mich nicht schon lange gewittert hatten. Aber was anders anfangen? Der Abend brach mit Macht herein, und in dem Thal hinter mir lag schon die Nacht. Eine Möglichkeit blieb noch.

Gemsen, und wahrscheinlich mehrere alte Böcke standen um mich her, ohne bis jetzt eine Ahnung von meiner Nähe zu haben, denn wäre nur einer von ihnen vorher geflohen, so würde das Rudel da oben nicht so ruhig seinen Stand behauptet haben. Die Entfernung bis dorthin war allerdings zu groß; wenn ich aber nun mit hohem Visir auf eins der jungen Thiere hielt? Durch den Schuß wurden die mir nächsten Gemsen erschreckt, und möglicher Weise konnte mir gerade eine vor das zweite Rohr laufen.

Es war das ein verzweifeltes Mittel, aber auch das letzte, um vor Dunkelwerden die Sache zur Entscheidung zu bringen. Ich klappte deshalb rasch entschlossen das hohe Visir auf, legte meine Büchse auf einen Stein, nahm eins der jungen Thiere, das möglicher Weise ein zweijähriger Bock sein konnte, auf's Korn, hielt dann noch etwa anderthalb Hand breit darüber und — drückte ab.

Die Gemse, auf die ich geschossen, zuckte allerdings zusammen, denn die Kugel mochte wohl dicht dabei auf die Steine geschlagen haben, getroffen war sie aber nicht. Das ganze Rudel fuhr im ersten Schreck durcheinander, die paar Kitzgaisen, die gesessen hatten, sprangen in die Höhe, und plötzlich nahmen alle ihre Flucht gerade nach mir herunter.

Die Ursache war leicht erklärlich: der Schall des Schusses brach sich donnernd an der hinter ihnen aufsteigenden steilen Felswand und täuschte sie dadurch in der wirklichen Richtung, von welcher der Schuß dröhnte.

Ganz auf ähnliche Weise hatte ich früher einmal einen starken Bock erlegt, indem mir, als er noch weit entfernt war, der eine Lauf zu früh losging, der Bock aber, durch das Echo des Knalls getäuscht, gerade auf mich zu floh.

Während das Rudel jetzt über das lockere Geröll der Reißen prasselte, sah ich ängstlich nach rechts und links, ob mir nicht einer der alten Grauröcke zum Schuß käme — aber Alles blieb in den Büschen still, und nur das Rudel kam näher und näher. — Jetzt floh es, durch irgend eine Laune der Leitgais geführt, in einer Schwenkung auf etwa hundert Schritt quer vor mir vorüber über die Reißen. Sollte ich meine letzte Kugel an eins der jungen Dinger wagen? Und wenn mir dann ein alter Bock noch zum Schuß gekommen wäre? — Plötzlich schrak ich zusammen, als ob ich einen Stich in's Herz bekommen hätte, denn dicht, dicht vor mir, nicht zehn Schritt von mir entfernt, gerade hinter den Alpenrosen, tauchten ein Paar mächtige Krickeln auf, und eine Secunde später stand ein alter Bock in Lebensgröße vor mir und äugte mir scharf und erstaunt in's Gesicht. Im Nu flog die Büchse an die Backe — das Rudel hörte und sah ich nicht mehr, aber — das hohe Visir. Ich hatte vergessen, es nieder zu klappen, und wie ich das Korn suchte, fühlte ich mehr, als daß ich es sah, die veränderte Lage.

Ich hätte vielleicht können ein Stück tiefer halten, aber auf so kurze Entfernung blieb der Schuß dann immer ungewiß, auch dachte ich in dem Augenblick nicht daran. Rasch zog ich die Büchse zurück und drückte das Visir nieder — aber der Bock war wie in den Boden hinein verschwunden. Doch er konnte mir nicht mehr entgehen; mit einem Satz war ich auf dem Alpenrosenrande, der mich bis dahin halb verdeckt hatte. Wollte er in die Büsche, so mußte er ebenfalls diesen überspringen, und über die Reißen hin hatte ich nach allen Seiten freien Schuß. Dort rasselten jetzt die Steine, und im nächsten Augenblick floh der alte, feiste Gesell, der aus einer Art Mulde wieder zum Vorschein kam, über das weiße Geröll. Das aber gab unter seinen Schalen nach; er konnte nicht recht flüchtig werden, und wie ich ihm jetzt auf höchstens sechzig Schritt bedächtig auf's Blatt zielte, brach er mit dem Schuß im Feuer zusammen.

Ich habe mich schon über manchen Schuß gefreut, aber kaum je mehr als über diesen, und ein lautes „Hurrah!“ — denn mit der leeren Büchse brauchte ich keine Rücksichten wei-

ter zu nehmen — brachte wenige Minuten später den bergauf keuchenden Franzel an meine Seite.

„Haben wir ihn?"

„Dort liegt er, Franzel!"

„Kann er noch fort?"

„Nein, er ist fertig, ein guter Bock."

„Der ist recht," sagte Franzel vergnügt, indem er, während ich die Büchse wieder lud, meinem ausgestreckten Arm folgend, der Stelle zukletterte, wo der Bock in den letzten Zuckungen mit dem lockern Gestein langsam zu ihm niederrutschte. Das Rudel floh indessen der linken Wand zu, die es auf einem schmalen, nur solchen Thieren zugänglichen Pfad hinanstürmte, und rechts von mir sah ich auch jetzt zwei andere Gemsen, jedenfalls Böcke, das Weite suchen. Die aber hatten Ruh', unsere Jagd war gemacht, und still vor sich hinlachend, brach Franzel den jetzt verendeten Bock auf und hob ihn in seinen Bergsack.

„Hab' ich nicht gewußt, daß wir den Sack brauchen würden?" schmunzelte er, als er mir meinen Bergstock reichte — „der war noch recht heut Abend. Die werden schauen, wenn wir auf die Alm kommen! Aber viel Zeit hatten wir auch nicht mehr zu verlieren, denn 's wird mit Macht dunkel und der Weg ist schlecht."

Franzel hatte Recht und hielt sich auch nicht mit weiteren Worten auf. Schnurgerade glitt er den Hang hinunter, der Stelle zu, wo wir die andere Gemse zurückgelassen hatten. Diese nahm ich in meinen Bergsack, und da wir noch eine gute Stunde von unserer Almhütte entfernt waren, schritten wir jetzt wacker aus, um sobald als irgend möglich unser Nachtquartier zu erreichen.

Und was für ein wonniges, seliges Gefühl ist es, nach solcher Tagesarbeit, mit der eigenen schweren Beute im Bergsack, der stillen Jägerhütte in den Alpen zuzuschreiten! Das muß aber wirklich erst einmal selber mit durchgemacht sein, um es ganz begreifen und empfinden zu können; durch Worte läßt sich das im Leben nicht beschreiben.

Daheim war mein Jagdgefährte indessen ebenfalls mit einem jungen Bock eingetroffen, und weil er früher als ich

mit seiner Jagd fertig geworden, hatte er noch eine ganze Partie Gemskresse zu einem Salat gepflückt und mitgebracht. Gemskressensalat und gebratene Gemsleber, Kaffee und Schmarren — es soll mir irgend ein Gourmand kommen und behaupten wollen, daß er in seinem ganzen Leben besser gegessen habe!

Der Honigbaum.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es eine Unmasse von wilden Bienen, die ihre Zellen in hohle Bäume oder Aeste bauen und dort vortrefflichen Honig einlegen. Es leben dort auch Leute, die ein Geschäft daraus machen, den Bienen nachzugehen und die Bäume zu finden; besonders in Illinois zum Beispiel, wo die weiten blumigen Prairien das wahre Paradies der Bienen sind. Aber auch in Missouri und Arkansas, Louisiana und Texas sucht der Jäger eifrig die Stellen aufzufinden, die ihm so süßen Raub versprechen, und Honig gehört nicht allein zu seinen Delicatessen, nein, bildet sogar einen Theil seiner Provisionen, neben getrocknetem oder geräuchertem Wildpret und Bärenspeck, neben gedörrten Kürbissen und ausgeschältem Mais.

Die Bienenjagd selbst ist sehr einfach; soll ein Baum aufgefunden werden, und sind nicht gerade honigreiche Blumen in der Nähe, auf denen die Bienen arbeiten und von denen ab ihr Cours zu bestimmen ist, so wählt sich der Jäger in irgend einer Gegend, in der er Bienen vermuthet, einen kleinen offenen Platz, oder haut sich mit seinem schweren Jagdmesser einen solchen im Walde aus, in dessen Mitte er dann einen Stock in die Erde schlägt, ein Bündel Blätter darauf steckt und verdünnten Honig darüber wegspritzt.

Nicht lange dauert es, so finden die Bienen die süße Lockung, und nachdem sie sich schwer damit beladen haben,

steigen sie erst in kleinen, dann in größer werdenden Kreisen in die Höhe, als ob sie sich über die genaue Richtung orientiren wollten, und schießen nun plötzlich in schnurgerader Linie ihrem Baume zu, um das Gesammelte im allgemeinen Waarenhaus niederzulegen.

Der Bienenjäger muß nun vor allen Dingen genau auf die Richtung achten, in der die beladenen Bienen fortziehen, wozu natürlich ein gutes Auge gehört; dann trägt er seine Lockspeise zwei- bis dreihundert Schritt den fortgezogenen Bienen nach und wartet, bis sie wieder von diesen, was gar nicht lange dauert, auf's Neue gefunden ist, um auch von hier aus ihren Cours zu beobachten.

Behalten sie denselben bei, so ist das ein sicheres Zeichen, daß der Baum noch weiter entfernt sein muß, und ihnen nach werden die mit Honig bespritzten Blätter so lange getragen und wieder aufgestellt, bis sie *zurückfliegen*. Der Jäger weiß nun, daß er den Honigbaum *passirt* hat und daß sich derselbe zwischen seinem jetzigen und letzten Haltepunkt befinden müsse, wonach er nun sorgsamer und aufmerksamer zu Werke geht.

Ist er dicht am Baum, und die Bienen arbeiten, so zeigt ihr ungewisses Aufsteigen und Zickzackfliegen die sichere Nähe der Zellen an, und es hält dann selten schwer, ihnen mit den Augen bis zu der kleinen Oeffnung zu folgen, in der sie ihren Eingang haben, und wo man gegen den hellen Himmel bald die fleißig und geschäftig aus- und einschießenden dunkeln Punkte erkennen kann.

Nun werden diese Bienenbäume freilich in allen Jahreszeiten gesucht und gefunden, aber nicht in allen Jahreszeiten darf der Baum umgehauen werden, da man zum Beispiel im Frühjahr, wo der ganze Schwarm den Winter hindurch von dem eingetragenen Honig gelebt, nur sehr wenig darin aufgespeichert finden würde; der Baum könnte aber auch, ehe die richtige Jahreszeit zum Umhauen käme, von einem andern Jäger gefunden werden, und nachher Streitigkeiten entstehen, wer der rechtmäßige Besitzer wäre. Dem deshalb zu begegnen, hat sich ein Gesetz im Walde, unter den Jägern selber gebildet, daß der einen Bienenbaum als sein rechtmäßiges Eigen-

thum beanspruchen darf, der ihn zuerst gefunden und als sein Zeichen ein Stück Rinde davon abgeschlagen, wie die Anfangsbuchstaben seines Namens, oder wenigstens sein Zeichen mit dem Messer da hineingeschnitten hat. Den Baum darf von da an Niemand mit der Axt berühren, wie der Eigenthümer, und wenn er ihn fünf oder zehn Jahre stehen ließe — er ist sein, und ein derartiges Eigenthumsrecht wird in der That nur von Solchen mißachtet werden, die auch ein Pferd oder Rind ihres Nachbars stehlen würden.

Als ich im Jahr 1840 Rohr am Mississippi schnitt, um dasselbe nachher den Kaufleuten in die nördlichen Provinzen hinauf zu schaffen, hatte ich mich durch das stromab gehende Dampfboot an einem Schilfbruch im Staate Tennessee aussetzen lassen, wo ich, wenn ich nicht draußen im Wald logirte, in der Hütte eines dortigen Holzschlägers übernachtete.

Dort im Haus wohnten auch drei junge Leute, zwei Söhne des Mannes, und ein anderer junger Bursche, den er zu sich genommen, um ihm Klafterholz für die dort anlegenden Boote zu schlagen, und wir Vier wurden bald gute Freunde mitsammen, jagten in den Sümpfen, fischten in den Bayous und Slews, oder segelten auf dem Mississippi, und hetzten fast jede Nacht mit einer zahlreichen Meute Hunde (wir hatten deren neunzehn, besonders zur Bärenjagd bestimmt) Waschbären und Opossums, kurz, führten ein ganz vortreffliches Leben und befanden uns ausnehmend wohl. Die Zeit liegt jetzt noch wie ein Traum hinter mir, und ich denke mit Freuden an die glücklichen, sorglosen Stunden zurück, die wir da verlebt.

Nur einen Gegner hatten wir dort oben, und das war ein anderer Farmer oder Ansiedler, ein Mr. Bowley, der sich da später niedergelassen und die ganze Section, trotz seines späteren Eintreffens, beanspruchte, weil er das Land bebaute, oder wenigstens angefangen hatte, solches urbar zu machen, während Dehart nur Holz für die Dampfboote schlug. Dehart hatte sich ebenfalls einen kleinen Garten hergerichtet, und ein paar Kartoffeln, Kürbisse und Wassermelonen darin gezogen, wonach er gerade ein sogenanntes preemption right beanspruchte, und die beiden Nachbarn lebten deshalb eben nicht auf besonders freundschaftlichem Fuße mit einander. Das Alles

hätte sich aber vielleicht noch reguliren lassen, wenn Bowley nicht auch sonst ein ungemüthlicher und streitsüchtiger Mensch gewesen, mit dem sich eben nicht auskommen ließ, und die Neckereien zwischen den Beiden hörten deshalb nicht auf.

Ursache genug boten hierzu schon die politischen Ansichten der Beiden; Bowley war Whig, und wir dagegen, Dehart besonders, waren eifrige Demokraten, wobei die damalige Präsidentenwahl, in der die Whigs Alles aufboten, um General Harrison in das „Weiße Haus“ zu bekommen (was ihnen auch zuletzt gelang), Stoff zu den ergötzlichsten Scenen und Reibereien lieferte. Das ist es aber nicht, was ich hier erzählen wollte, denn mehr noch als selbst General Harrison's Wahl hatte ein „Bienenbaum“ gerade damals, als ich dort eintraf, die Gemüther erbittert, um dessen Eigenthumsrecht sie sich stritten, und der in der That die Ursache eines ernsten Zwistes zu werden drohte.

Dehart hatte denselben nämlich im Februar, und kurz vorher, ehe sich Bowley dort niedergelassen, auf die gewöhnliche, oben beschriebene Weise gesucht und vielleicht achtzig Schritt vom Ufer des Mississippi in dem starken Ast eines mächtigen Baumwollenholzbaumes, die in jenen Sümpfen besonders groß und stark werden, gefunden und bezeichnet, sich aber damals die Mühe des Umhauens nicht machen wollen, da die Bienen in der Jahreszeit doch nicht viel Honig haben konnten, und sich die Ernte auf den Herbst verspart.

Im Sommer nun war Bowley dorthin gegangen, und seine Fenz aufrichtend, brachte er den Baum nicht allein in dieselbe, sondern baute sogar sein eigenes Blockhaus in den Schatten des gewaltigen Baumes, um den herum er alle die übrigen wegschlug, um freien Raum zu gewinnen, und schien im Anfang gar nicht auf das Zeichen am Stamm, das ihn als einen gefundenen und in Anspruch genommenen Bienenstock bezeichnete, geachtet zu haben. Dehart dachte auch nicht gleich daran; die ganze Ansiedelung so in seiner Nähe war ihm nicht recht, und wie ihm endlich der bezeichnete Bienenbaum einfiel und er zu Bowley ging, um seinen Anspruch darauf geltend zu machen, weigerte sich dieser, irgend ein Recht darauf anzuerkennen. Der Platz war durch das Preemptions=

recht sein, ebenso alle Bäume, die darauf standen, besonders aber der, unter dessen Schutz er sein Haus gebaut, und wenn er sich auch sonst nichts daraus machen würde, wie er sagte, daß sein Nachbar auf seinem Land einen früher gefundenen Bienenbaum fälle, so denke er gar nicht daran, sich den Baum, der ihm Schatten gab, eines lumpigen Eimers Honig wegen über dem Kopf abschlagen zu lassen.

Hiergegen wandte nun Dehart ein, daß er auch gar nicht daran denke, den riesigen Baum zu fällen, nur den Ast wolle er abschneiden, in dem die Bienen ihre Zellen hätten, und der gerade nach der seinem Haus entgegen gesetzten Seite hinausstand, wo er ihm weder Schutz noch Schatten geben könne.

Bowley wollte sich aber nicht überzeugen lassen; der Baum war sein und stand neben seinem Hause, und niemand Anderes hatte ein Recht, daran herum zu hacken oder zu sägen; dabei blieb er. Uebrigens erklärte er, Jeden, der ihm etwa mit Gewalt den Honig vor der Nase wegholen wolle — und Dehart hatte allerdings eine solche Drohung ausgestoßen — gerade so zu behandeln, als ob er zu ihm auf Einbruch komme, das heißt, ihm eine Kugel durch den Pelz zu jagen. Wir Alle wußten dabei recht gut, daß er den Schutz der Gesetze in diesem Fall auf seiner Seite gehabt haben würde, denn das Recht des bezeichneten Bienenbaums war nur eben ein unter den Ansiedlern selber anerkanntes, und keineswegs vom Staat sanktionirt. Desto mehr empörte uns aber auch die gemeine Handlungsweise des Burschen, und halbe Nächte lang deliberirten wir, auf welche Art wir doch noch unsern Willen — der Bienenbaum war eine allgemeine und Princip-Angelegenheit geworden — durchsetzen und den Alten prellen könnten, ohne aber zu einem Resultat zu kommen.

Nun war es allerdings noch nicht Herbst, und Deharts trösteten sich damit, daß bis dorthin noch Manches geschehen und auch vielleicht ein Weg gefunden werden könnte, den Alten einmal auf kurze Zeit zu entfernen, die nicht unbenutzt hätte bleiben sollen; gerade in jener Woche brachte denn auch Einer der jungen Leute heraus, daß Bowley eine kleine Tour nach Memphis — der nächsten Stadt in Tennessee — machen

wolle, um dort einige Einkäufe zu besorgen. Denselben Abend aber kam der alte Dehart wüthend nach Haus und erzählte, er habe einen von Bowley's Negern im Holz getroffen und von diesem erfahren, daß Bowley allerdings morgen Nachmittag mit dem ersten stromab kommenden Dampfboot nach Memphis fahren, vorher aber erst noch — er schwur dabei mit einem kräftigen Fluch, daß das nicht geschehen solle, wenn er es verhindern könne — den Ast mit dem Honig abschneiden und bergen wolle.

Das war, nach des alten Hinterwäldlers Meinung, die Frechheit zu weit getrieben, und da uns das Feuer also auf den Nägeln brannte, denn bis morgen früh war kein langer Zeitraum mehr, beschlossen wir, das Aeußerste daran zu setzen, und noch in dieser Nacht dem alten Geizhals den Honigast vor der Nase und über dem Hause fortzuholen. Bob besonders, der älteste Sohn Dehart's, war Feuer und Flamme, und schwur, er wolle den Ast haben, und wenn er dem alten Schuft von einem Whig das Haus über dem Kopf anzünden oder ihm eine Kugel durch das zähe Hirn jagen müsse; und er wäre es auch vielleicht im Stande gewesen.

Gleich nach Sonnenuntergang machten wir uns fertig, denn selbst die Neger auf dem Platze sollten über Tag keine Ahnung davon haben, was wir vorhätten, um mögliche Klatschereien und eine Vereitlung unseres Planes zu vermeiden. Eine scharfe Säge war hierzu das nöthigste Instrument, und Taue, den Ast, wenn er abgesägt, von dem Baum herunter zu lassen. Unsere Büchsen luden wir übrigens ebenfalls, fest entschlossen, einen etwaigen Angriff zurückzuweisen, und trugen dann Alles, etwa zehn Uhr Abends, und wie wir darauf rechnen konnten, daß Bowley mit den Seinen schlafen gegangen, in das Boot hinunter, lösten das Tau und ruderten mit umwickelten Riemen stromauf.

Bob Dehart kannte hier jeden Fußbreit Landes, wie auch den Baum selber, in dessen Ast sich die Bienen befanden; ja, war früher sogar schon ein paar Mal hinaufgeklettert, danach zu sehen, und leitete auch jetzt das ganze Unternehmen, bei dem sich übrigens der alte Dehart nicht betheiligte. Wir waren auch genug Menschen: vier junge Burschen, die sich

den Henker um eine Gefahr kümmerten, wenn sie nur einen Spaß dabei hatten, und das Einzige, was uns noch besorgt machte, waren zwei starke Hunde, die Bowley an seinem Hause hielt, und die allerdings nicht laut werden durften, wenn sie uns nicht den ganzen Plan verderben sollten. Bob kannte die aber ebenfalls genau, denn da er fortwährend mit seiner Meute hier durch den Wald jagte, waren die beiden Hunde sehr oft zu ihm gekommen, um ihn Tage lang zu begleiten und einmal Fleisch zu fressen, das sie zu Hause wenig genug bekamen. Bowley jagte nie, und war auch zu geizig, um oft zu schlachten.

Für die Hunde lag deshalb auch ein Vorrath Fleisch im Boot, und Bob sollte damit vorangehen, um sie erst einmal vor allen Dingen zu beruhigen. Das glückte, und auch besser, wie wir eigentlich hoffen durften. Wir legten unter der steilen Uferbank mit unserem Boote an, landeten Bob, und warteten unten, bis uns sein Zeichen, der vorsichtig nachgeahmte Ruf des Whip-poor-will, die Versicherung der einen beseitigten Gefahr gab.

Langsam und selbst das geringste Geräusch vermeidend, betraten wir jetzt gerade dort das Ufer, wo Bowley ebenfalls ein Boot befestigt hatte, das leer und leicht auf dem Wasser lag. Eine Verfolgung damit, im ungünstigsten Fall der Entdeckung, wäre möglich gewesen, und wir beschlossen deshalb, nach kurz gehaltenem Kriegsrathe, es, wenn auch nicht zu beschädigen, doch unbrauchbar für den augenblicklichen Bedarf zu machen. Den Rand desselben daher an der einen Seite niederpressend, bis das Wasser hineinlief, ließen wir es füllen, und krochen dann, darüber beruhigt, so leise und vorsichtig als möglich die Uferbank hinauf, wo uns Bob ungeduldig erwartet hatte. Die beiden Hunde lagen neben ihm, und als sie bei unserer Ankunft knurren wollten, streichelte und beschwichtigte er sie.

Ohne weiteren Zeitverlust schlichen wir uns jetzt dem Baume zu; das Wetter begünstigte uns ebenfalls, denn es fing an zu regnen und der Wind heulte durch den Wald; nur Bob hatte jetzt die schwerste Arbeit, den mächtigen Stamm zu erklettern und den Ast oben, den er allein so genau wußte,

durchzusägen und niederzulassen. Hierbei half ihm übrigens vortrefflich eine lange dünne Stange, die wir unfern vom Haus liegen fanden, und an der er mit leichter Mühe so weit hinauf zu klettern im Stande war, um die ersten auszweigenden Aeste zu erreichen. Oben glücklich angekommen, ließ er dann vollkommen geräuschlos einen dünnen Bindfaden herunter, an den er einen kleinen, in ein weißes Tuch gewickelten Stein gebunden hatte, damit ihn die Untenstehenden leichter finden konnten; an diesen wurde das Tau geschlagen, das er zu sich aufzog, mit dem einen Ende fest und sicher um den Ast befestigte, und dann das Uebrige um einen andern Ast knotete, damit das abgesägte Stück Holz mit dem Honig nicht etwa plötzlich einmal hinunterschlage und durch sein Geräusch den Eigenthümer des Hauses wecke.

Als das geschehen, begann Bob oben mit größter Vorsicht zu sägen, und mußte nach unserer Berechnung, die wir etwas ungeduldig unter dem Baume standen, schon ein ziemliches Stück durchgesägt haben, als er plötzlich wieder aufhörte und uns ein früher verabredetes Zeichen durch Schlenkern mit dem niederhangenden Seil gab. Ziemlich geschickt im Klettern, wurde ich jetzt hinaufgeschickt, zu sehen, was er verlange, denn einander zu rufen durften wir nicht wagen, wo das Geräusch von Stimmen so leicht an das Ohr des gefürchteten Gegners schlagen konnte. Bob war aber sehr zufrieden als er mich kommen sah, und dachte gar nicht daran, mich wieder herunter zu lassen; er mußte noch Jemanden da oben haben, der ihm behülflich war, den schweren Ast so geräuschlos, als möglich niederzulassen, und hatte das Holz bald durchgesägt, das jetzt anfing, der schweren Last des weit ausbiegenden Astes schon etwas nachzugeben. Vorsichtig stützte ich jetzt, während er noch sägte, den Ast selber, um dessen Schwere im Fall zu brechen; die Last war nun aber doch zu groß, die Stellung auch, die ich dabei einnehmen mußte, zu mühsam und auch zu gefährlich, um viel wagen zu dürfen, und wie er so weit eingesägt war, daß er nur noch durch einen dünnen Splitter gehalten wurde, brach er plötzlich, trotz meinem Dagegenstemmen, hinunter und schlug, als er den Widerstand in dem Tau fand, schwerfällig und dumpfdröhnend gegen den Stamm an.

„Wau, wau, wau!“ sagte der eine Hund, der sich über das fremdartige Geräusch wahrscheinlich ärgerte, und der andere schien nur auf eine Entschuldigung gewartet zu haben, um ebenfalls laut zu werden. Er bellte erst ein paar Mal kurz und abgebrochen, setzte sich dann auf sein Ende, und fing laut und kläglich an zu heulen.

„Jetzt können wir uns gratuliren,“ sagte ich mit einem leise gemurmelten, aber herzlich gemeinten Fluch zu meinem Nachbar; „die verdammten Bestien haben einmal angefangen, ınd werden nicht eher wieder aufhören, bis sie das ganze Haus rebellisch gemacht, und wir sitzen indessen hier oben in er Falle.“

„So lange es dunkel bleibt, ist hier oben der beste Platz,“ nurrte Bob, „aber wie wird's nachher? Hol' der Teufel as elende Vieh — nun hör' nur ein Mensch an, wie er eult!“

Der Ast hing indessen, nur jetzt oben von dem starken Tau gehalten, tief hinunter und schlug in dem Windzug her= ber und hinüber. Bob hatte dabei, ehe er zu sägen anfing, en Eingang zu den Zellen, ein schmales, etwa drei Zoll reites Astloch, mit seinem Halstuch verstopft, daß die Bienen icht heraus sollten; das abgesägte Ende war aber ebenfalls ohl und, wie sich später herausstellte, selbst bis zu dort mit onig gefüllt, und die Bienen mußten da jedenfalls einen usweg gefunden haben, denn wir hörten jetzt, wie sie einzeln raus hervorsummten und in der Dunkelheit verwirrt in n Wipfel des Baumes hinaufschossen.

„Es kann nichts helfen, wir müssen den Ast hinunter= ssen,“ sagte jetzt Bob leise zu mir; „der war unten auch hohl, nd ich schmecke hier Honig an der Säge; wenn er lange ingen bleibt, schlägt er sonst Alles heraus, was darin sitzt. o nur die anderen Beiden stecken?“

Wir horchten einen Augenblick, als unten plötzlich eine hür knarrte.

„Hu, faß!“ sagte da plötzlich eine Stimme, deren Eigen= ümer jedenfalls vorher ein paar Secunden hinausgehorcht ıd irgend etwas Verdächtiges gehört hatte, oder gehört zu ben glaubte — „faß, Deik, faß, Pollo!“

Pollo, der junge Hund, wurde jetzt ganz ausgelassen vor lauter Freude, er sprang erst nach seinem Herrn zu, und bellte und heulte dann gegen den Baum an, auf dem wir saßen und wo sich sein anderer guter Freund befand, und es war fast, als ob er die Beiden einander vorstellen wollte. Glücklicher Weise regnete es in dem Augenblick, was vom Himmel herunter wollte, und Bowley war jedenfalls im Negligé und scheute sich heraus zu kommen, der niederhängende Ast hätte ihm sonst unbedingt auffallen müssen, und wir Beiden wären da oben wirklich gefangen gewesen.

Jemand im Hause mußte jetzt wahrscheinlich gefragt haben, was denn die Hunde da draußen hätten, denn Bowley sagte:

„Ach, was wird's sein, ein Opossum, das sie hier aufgebäumt haben, aber man kann jetzt nicht hinaus, es gießt wie mit Eimern — nun, sie werden's schon noch oben halten, bis es hell wird — hu, faß, Pollo, mein Hund, hu, faß — und du paß auf, Deik, und wahr' ihn, mein Bursche!"

Damit hörten wir, wie die Thür wieder zugeschlagen wurde, und Bob ließ jetzt, ohne ein Wort weiter zu sagen, den Ast langsam niedergleiten. Der Regen war uns hierbei insofern zu statten gekommen, daß er die Aeste schlüpfrig gemacht; das Tau konnte leicht darüber wegrutschen, und wir fühlten bald Grund. Wir hielten uns selber aber auch nicht länger als irgend nöthig oben auf, und waren froh, von unserem Stand auf den schlüpfrigen Zweigen erlöst zu werden, kletterten rasch bis zum untersten Ast nieder, ließen das Tau über diesen langsam zur Erde, daß es doppelt hing und nachher übergezogen werden konnte, und glitten, dieses fassend, zu Boden.

Hier hatten indessen unsere anderen beiden Kameraden schon das Ende des Taues von dem Honigast losgemacht und diesen aufgreifend, der allerdings eine arge Last hatte, keuchten wir damit so rasch wir konnten, und von den beiden jungen Hunden wedelnd gefolgt, dem Ufer zu, warfen ihn gerade oberhalb da, wo unser Boot lag, den steilen sandigen Hang nieder, und schleppten ihn dann auf das Boot, das er durch sein Gewicht halb unter Wasser drückte. Mit den überall

hinausstarrenden Zweigen wäre es aber auch gar keine Möglichkeit gewesen zu rudern, und die in's Wasser hängenden würden uns ebenfalls bös aufgehalten haben. Der jüngere Dehart ging deshalb scharf daran, das Gesperre wie den ganzen äußern Theil des Astes, in dem doch kein Honig saß, fort zu sägen, und Bob, da das kein Anderer der Hunde wegen riskiren durfte, kletterte noch einmal auf die Uferbank hinauf, um das noch in dem Baum hängende Tau nieder zu ziehen und herunter zu bringen.

Wir waren eben unten mit dem Ast so weit fertig geworden, daß er uns wenigstens nicht mehr im Rudern störte und auch etwa die Hälfte seines Gewichts verloren hatte, als oben am Haus der eine Hund plötzlich einen lauten Schmerzensschrei ausstieß und furchtbar zu winseln und zu heulen anfing — wie wir später erfuhren, hatte das von Bob heruntergezogene Tau ihn gerade auf den Rücken getroffen.

„Daß die Bestie der Teufel hole!" fluchte der junge Dehart, „wenn's nach mir gegangen wäre, hätten wir ihnen beiden schon lange die Gurgel abgeschnitten."

„In's Boot, in's Boot!" rief aber der Andere — „das bringt den Alten heraus, und Bob wird gleich da sein!"

Der Rath war nicht zu verachten, wir machten das Boot, das auf dem Schlamm saß, flott, sprangen auf unsere Sitze und hatten kaum die Riemen*) aufgegriffen, um zum Abstoßen fertig zu sein, als oben vom Haus aus ein Schuß fiel und in demselben Moment auch der Körper Bob's von der steilen Uferbank aus nieder auf den Sand stürzte.

„Schuft, das kostet Dein Leben!" schrie sein Bruder, die Büchse aufgreifend; ehe er aber nur an's Land springen konnte, hatte sich der Gestürzte schon wieder aufgerafft und war in wenigen Sätzen, das Tau hinter sich drein schleifend, am Boot.

„Fort!" rief er dabei, indem er lachend hineinkletterte, „fort, der Schuß war gut gemeint, aber schlecht gezielt — fort, er hat noch eine Büchse im Haus!" und wir Alle legten uns schon in die Ruder und glitten in demselben Moment in

*) Ruder.

den Strom hinein, als eine dunkle Gestalt oben auf der Uferbank erschien und ihr „Halt! Halt, oder ich schieße!“ zu uns herüber schrie.

„Schieß und sei verdammt!“ brummte Bob in den Bart, „vorwärts, mein Bursche — der Kerl ist's wahrhaftig im Stande,“ und die elastischen Ruder bogen sich unter dem guten Willen unserer Sehnen. Der alte Bowley aber, ob er nun schon gemerkt hatte, was geschehen war oder nicht, verlor seine Zeit auch nicht mit Redensarten, denn dem Land das Gesicht zugedreht, wie wir beim Rudern saßen, sahen wir den scharfen zuckenden Blitz einer Büchse durch die Nacht leuchten, und in demselben Moment auch fast schlug die Kugel in unser Boot, zwischen mir und dem jüngsten Dehart durch, aber glücklicher Weise nicht durch das Boot selber, sondern mitten auf den entführten Ast, der vorn im Bug lag.

„Klapp!“ lachte Bob, „irgendwo saß es; jetzt paßt nur auf, ob der alte Kasten zu lecken anfängt, daß wir das Kugelloch finden.“

„Ich glaube, sie hat auf den Ast geschlagen,“ sagte der junge Bursche, der bei Deharts in Arbeit stand.

„Dann sind wir geborgen,“ rief Bob lachend, „und nun scharf ausgegriffen, meine Jungen, und mitten in den Strom hinein, bis wir außer Sicht sind.“

Es bedurfte kaum einer weiteren Aufmunterung; wir thaten unser Bestes, und hörten jetzt, wie drüben am Ufer grimmige Flüche laut wurden. Jedenfalls hatte der Feind das versenkte Boot gefunden, mit dem eine Verfolgung natürlich ganz unmöglich war, und wir brauchten nichts mehr zu fürchten. Nichtsdestoweniger schossen wir rasch vom Lande ab, und das Ufer lag bald wie ein dunkler Streifen hinter uns, von wo aus es nicht möglich gewesen wäre, das kleine Boot noch zu erkennen, viel weniger darauf zu feuern. Mit der Strömung gingen wir dann ein kurzes Stück hinunter, und hielten dann erst wieder unserer eigenen Wohnung zu, die wir auch noch wohl eine Stunde vor Tag glücklich erreichten.

Mr. Bowley, der nicht den mindesten Zweifel hegte, wer ihm den kecken und, wie er es nannte, unverschämten Streich

gespielt, drohte mit einer Klage; aber das Recht des Besitzes ist in jenem wilden Landstrich schwer anzutasten, und der Honig war verzehrt, ehe Jener in Memphis einen Advocaten aufgetrieben, sich nur nach der Sache zu erkundigen.

Nun hatten wir allerdings Mühe und Noth genug mit der Kleinigkeit Honig gehabt, und hätten sehr wahrscheinlich viel leichter, jedenfalls mit weit weniger Gefahr, drei andere Bäume in der Nachbarschaft gefunden: aber Keinen von uns gereute jene nächtliche Arbeit, und der ausgeschälte Ast lag noch lange, als eine Art Siegestrophäe, auf dem Dach unseres Hauses.

Der Fremde.

Es sind nun schon lange, lange Jahre her, daß ich damals, mit der Decke auf dem Rücken und der Büchse auf der Schulter, die Vereinigten Staaten von Amerika durchwanderte. Ziemlich zwecklos irrte ich in jener Zeit in den wildesten Strecken umher, die Kunde von einem guten Jagddistrict war jeden Augenblick im Stande, mich zwanzig, dreißig Meilen nach Norden, Süden, Osten oder Westen zu treiben. Wenn es dunkelte, blieb ich dann unter dem ersten besten Baum über Nacht, um am nächsten Morgen meine Wanderung, oder eigentlich meinen Bürschgang, wieder fortzusetzen.

Traf ich zu der Zeit ein Haus, desto besser; der Abend verplauderte sich dann leichter; — traf ich keins und es regnete gerade nicht, so verträumte ich die Nacht wie hundert andere.

Im wirklichen Wald herrscht dabei noch die alte würdige Gastfreiheit, die sich aber freilich nicht auf die Hauptstraßen erstreckt. Wo ein solcher Weg durch die Wildniß ausgehauen und von Reisenden regelmäßig benutzt ist, da sucht der praktische Amerikaner auch gleich Nutzen daraus zu ziehen. Für regelrechte Wirthshäuser rentirt sich allerdings eine solche Gegend noch nicht, denn dazu ist der Verkehr gewöhnlich zu spärlich, aber die einzelnen dort zufällig oder absichtlich hingezogenen Farmer geben „Nights lodging“ mit Frühstück und Abendessen, und rechnen dafür einen in der Gegend jedesmal stillschweigend festgehaltenen Preis.

Der einzelne Squatter oder Siedler aber, der abseits vom Wege wohnt, denkt nicht daran, dem Jäger, der ihn nur dort finden kann, irgend eine Zeche zu berechnen, ja er freut sich eher, das monotone Leben einmal durch den Besuch eines Fremden unterbrochen zu sehen. Er hat aber auch keine Bequemlichkeiten, die er dem Gaste bieten kann, und keine Betten weiter, als in denen er selber mit seiner Familie schläft. Jeder Jäger trägt die eigene wollene Decke zusammengerollt auf dem Rücken mit sich, und verbringt darin die Nacht, vielleicht vor dem Kamin ausgestreckt, so gut es eben geht.

So war ich einst auch in den Ozarkgebirgen herumgestiegen und gegen Abend dem Whiteriver zu hinabgeklettert, um die Nacht an dessen Ufer zu lagern und am nächsten Morgen die gegenüberliegende Bergkette zu ersteigen. Getrocknetes Wildpret trug ich genügend in meiner Decke eingepackt; dazu etwas gemahlenen Kaffee. Holz und Wasser gab es ebenfalls dort unten, also Alles, was man zu einem Lager braucht. Allerdings hatte es den Nachmittag angefangen zu regnen und drohte mit einer schlechten Nacht; doch ist man darauf schon eingerichtet, spannt dann nur die wollene Decke schräg gegen das lodernde Feuer auf, und liegt darunter warm und trocken. — Weitere Ansprüche darf ein Wanderer in der Wildniß nicht wohl machen.

Nichtsdestoweniger wurde ich angenehm überrascht, als ich von einem der letzten niederen Gebirgsvorsprünge aus, tief in das enge Thal hineingedrückt, ein umfenztes Feld erkannte und aus einem niedern Eichendickicht heraus den blauen Rauch emporsteigen sah. Dort lag eine Farm, und mochte jetzt das Wetter werden, wie es wollte, ein trockenes Nachtlager war mir jedenfalls gewiß.

Rasch kletterte ich den steilen Hang hinab — mit den glatten Moccasins an den Füßen immer ein bedenkliches Unternehmen, bei dem man große Vorsicht gebrauchen muß — und fand auch bald, daß ich hier eine etwas belebtere Gegend erreicht haben müsse; denn ich entdeckte sogar den hellen Streifen eines W e g e s, der sich das Thal hinauf schlängelte.

Endlich erreichte ich die Fenz und wollte daran hin dem

Haus zu gehen, als ich einen Mann darin beschäftigt sah, mit dem Pflug die jungen Maispflanzen zu bewerfen und anzuhügeln. Da er das Feld gerade herunter und auf mich zu kam, blieb ich stehen, ihn zu erwarten.

Nun verliert der Jäger, der sich Wochen und Monden lang im Walde herumtreibt, nichts leichter als seine Tagesrechnung — von dem richtigen Datum gar nicht zu reden — und gewöhnlich weiß man nie, ob man Montag oder Mittwoch oder was sonst gerade schreibt. Zufällig hatte ich mir aber in der letzten Zeit, und meiner Meinung nach richtig, die Reihenfolge der Tage gemerkt, und demnach wäre der heutige ein Sonntag gewesen. Da die Amerikaner jedoch nur in höchst seltenen Ausnahmefällen an einem Sonntag arbeiten und noch seltener Feldarbeiten machen, mußte ich mich jedenfalls wieder verzählt haben. Das blieb sich übrigens gleich; auf einen Tag jünger oder älter kam es mir nicht an.

Der Farmer näherte sich indeß mit seinem Pflug, und als er mich gewahr wurde — das Pferd hatte schon lange nach mir hin die Ohren gespitzt — blieb er halten und redete mich freundlich an.

„Kann ich die Nacht hier bleiben?" fragte ich.

„Gewiß!" lautete die Antwort; „legt nur Eure Sachen, Decke und Büchse, in's Haus, ich komme auch gleich. Es muß überdies wohl Feierabend sein."

Das Haus, eine der gewöhnlichen, aus rohen, unbehauenen Stämmen errichteten Blockhütten, war etwa hundert Schritt von dort entfernt, und das Innere unterschied sich in nichts von den schon so oft beschriebenen und einfachen Wohnungen dieser Art. Aber es war Alles reinlich und sauber; selbst die Kinder schienen erst in dieser Woche gewaschen und gekämmt zu sein und drängten sich weniger zum Feuer vor, als sie es sonst gewöhnlich thun. Wie bei den meisten Blockhütten, umschloß das ganze Haus nur ein einziges Zimmer, das Parlour, Schlafkammer, Eßsaal, Küche, zum Theil auch Vorrathskammer war — nur das Rauchhaus bildete noch ein kleines Anhängsel daran, und lag zehn oder zwölf Schritt davon entfernt.

Die Frau empfing mich mit dem gewöhnlichen: „Wie

geht es Euch? Nehmt Euch einen Stuhl!" — eine hier allerdings überflüssige Redensart, da kein einziger Stuhl im ganzen Haus war und nur ein paar hölzerne Schemel — abgesägte und mit Brettern übernagelte Stücke eines hohlen Stammes, sogenannte „Gums" — und eine schmale Bank deren Stelle vertraten. Ich hing übrigens meine Büchse an einen Holzpflock, warf die Decke in eine Ecke, jagte meinen Hund wieder hinaus, der sich schon in der Geschwindigkeit am Feuer zusammengerollt hatte, und erwartete den Hausherrn.

Das Gespräch, als dieser endlich kam, drehte sich um das gewöhnliche Thema im Walde draußen — Wild und Vieh. Als die Abnahme des ersteren in den Gebirgen hinlänglich beklagt war, fragte er mich nach einzelnen Rindern und Schweinen, die ihm abhanden gekommen waren, ob ich sie nicht irgendwo in den Bergen angetroffen und mir ihr Zeichen gemerkt hätte.

Das Abendbrod: Kaffee, Maisbrod und Speck, wurde dann verzehrt, und ich äußerte dabei, daß ich den ganzen Tag geglaubt habe, es sei Sonntag.

„Nun ja," meinte der Alte, „das ist es ja auch."

„Sonntag? — Aber Ihr habt doch gepflügt!" rief ich erstaunt.

„Hm, ja," nickte der Mann, „das ist wahr, und ich arbeite sonst eigentlich nie an einem Sonntag; heute aber hatte es einen ganz besondern Grund. Mein Pony, der Racker, wird natürlich Abends, wenn ich von der Arbeit nach Haus komme, frei gelassen und sucht sich sein Futter im Walde, und im Winter oder Spätsommer hält er sich ganz ordentlich in der Nähe des Hauses auf. Sowie aber die richtige Arbeitszeit losgeht, so drückt er sich irgendwo in ein Dickicht hinein und regt und rührt sich Morgens nicht, damit die Glocke, die er umhängen hat, um Gottes willen nicht läutet. Stunden lang muß ich manchmal suchen, bis ich den Sappermenter in irgend einem Busch mit herunterhängenden Ohren finde, und so schlafmützig sieht er dabei aus, als ob er nicht Drei zählen könne. In der letzten Zeit ärgerte er mich außerdem noch besonders dadurch, daß er sich die Sonntage merkte.

An den Wochentagen konnte ich mich drauf verlassen, daß er sich nirgends hören noch sehen ließ; jeden Sonntag aber war er richtig Morgens da und bat sich ein paar Kolben Mais aus, drückte sich den ganzen Tag um's Haus herum und war am andern Morgen, wenn ich ihn brauchen wollte, richtig wieder fort. Heute Morgen kam er denn auch wieder, war aber sehr erstaunt, als ich ihn auf einmal beim Kopf nahm, einspannte und den ganzen Sonntag mit ihm arbeitete. — Jetzt hab' ich ihn irre gemacht, — nun weiß er nicht mehr, wann Sonntag oder Montag ist, und kann mich nicht mehr ärgern."

Draußen schlugen die Hunde an; der Regen warf die schweren Tropfen auf das hölzerne Schindeldach, und der kleine, aber ziemlich wilde Bergstrom schäumte rauschend gar nicht weit von der Hütte vorüber. Wir horchten auf und konnten jetzt deutlich ein „Hallo the house!" verstehen.

Mein Wirth trat in die Thür und rief sein: „Ist Jemand draußen?" in die dunkle Nacht hinaus. Eine fremde Stimme antwortete, die Hunde wurden zurückgerufen, und auf das einladende: „Come in, stranger!" betrat bald ein Mann, den Keiner von uns kannte, das Haus.

Es war eine hohe, kräftige Gestalt, einen alten, arg mitgenommenen Seidenhut auf dem langen, straffen schwarzen Haar, einen weißen Deckenrock an, dabei Moccasins an den Füßen und eine lange Büchse in der Hand. Das Gesicht sah sonnverbrannt aus, und die kleinen grauen, etwas stechenden Augen überflogen, als er das Haus betrat, erst mit Blitzesschnelle den ganzen Raum, und hafteten dann für einen Moment auf jedem Einzelnen von uns. Dann aber, als sei er damit zufrieden, trocknete er die Büchse mit seinem Tuche ab und lehnte sie an die hintere Thür, die nach dem Rauchhaus führte, zog dann seinen Deckenrock ziemlich ungenirt aus, um ihn zum Trocknen an's Feuer zu hängen, und fiel mit einem wahren Heißhunger über die ihm vorgesetzten Speisen und Getränke her.

„Schlechtes Wetter heut Abend," sagte unser Wirth, der sich zu ihm setzte.

„Erbärmlich," erwiderte der Fremde.

„Kommt Ihr aus den Bergen?"
„Ja."
„Und geht?"
„Jagen."
„'was geschossen?"
„Nein."
„Dachte, weil Ihr da Blut am Rockärmel habt."

Der Fremde warf einen flüchtigen Blick nach der bezeichneten Stelle an dem hell vom Feuer beschienenen weißen Deckenrock, und brummte dann vor sich hin:

„Altes — der Regen hat's aufgefrischt."

„Hm, ja — sieht jetzt schlecht mit der Jagd aus."

„Verdammt schlecht," lautete die eben so kurze Antwort. Es war mit dem Mann kein ordentliches Gespräch anzuknüpfen.

Das ganze Haus bestand, wie schon gesagt, aus einem Raum, die eine Thür führte gegen das Feld und den schräg daran vorbeilaufenden Fluß hinaus. Links, wenn man im Eingang stand, befand sich der wohl sieben oder acht Fuß breite Kamin mit mächtigen lodernden Holzblöcken darin; rechts an der Wand standen die Familienbetten, und geradaus war eine andere Thür, die nach dem Rauchhaus führte, und dicht hinter der die ziemlich steilen Berghänge des Whiteriver aufstiegen. Nur ein kleiner schmaler, aber eingefenzter Garten trennte das Haus von dem steilen Hang.

Unser Wirth merkte, daß der neue Gast nicht besonders zu einem Gespräch aufgelegt sei, schnitt sich deshalb ein frisches Stück Kautabak ab, rückte sich seinen Sessel wieder zum Kamin, und spritzte dann den Saft in die zischenden Kohlen. — Ich selber saß an der andern Ecke des Kamins und betrachtete mir indessen bei dem Schein eines aus wildem Wachs roh gekneteten Lichtes den Fremden.

Er hatte wirklich ein nichtswürdig markirtes Gesicht, mit niederer Stirn und vorstehenden Backenknochen, das Kinn, mit einem etwa zweiwöchentlichen Bart daran, ungewöhnlich zurückstehend. Trotz der Gier, mit der er die Speisen verschlang, hielt er doch manchmal mitten im Kauen inne und sah starr vor sich auf seinen Blechteller. Es war fast, als

ob er nach irgend einem draußen vermutheten Geräusch horche.

Das Wetter tobte indessen immer ärger, und ich hörte mit dem wohlthuenden Gefühl, ein sicheres und festes Obdach zu haben, den Sturm draußen durch die Bäume rasen und den Regen mit großen, schweren Tropfen auf das Dach peitschen. Dort oben in den Bergen bedarf es nur eines kurzen tüchtigen Schauers, um den schmalen, durch tiefe Schluchten eingeengten Strom im Nu anzuschwellen. Sein stärkeres, zornigeres Rauschen verkündete auch schon sein rasches Wachsen, und Alles versprach eine wilde, stürmische Nacht.

Der Fremde hatte indessen seine Mahlzeit beendet, schob den Teller zurück und nahm eine alte kurze Pfeife, die er im Hutband stecken gehabt, herunter, um sich etwas kleingeschnittenen Kautabak hinein zu stopfen.

„Hallo the house!“ schrie es da wieder draußen, und die Hunde, die bei dem Unwetter von außen unter die Dielen gekrochen waren, knurrten und blafften dumpf vor sich hin, ohne es der Mühe werth zu halten, dem Wetter Trotz zu bieten.

Unser Wirth trat in die Thür, um zu sehen, wer da noch so spät käme, denn es war indessen vollständig Nacht geworden. Ich selber blieb auf meinem Sessel am Kamin und sah, wie der Fremde scheinbar erschreckt emporfuhr. Fast mechanisch schob er dabei die erst halb gestopfte Pfeife wieder an ihren alten Platz zurück.

Von draußen aber schallten mehrere Stimmen schon ganz nahe herein. Die Leute schienen Eile zu haben, und das war kein Wunder, denn ein wahrer Wolkenbruch prasselte vom Himmel nieder. Ich drehte den Kopf, um zu sehen, wer es wäre. Der Fremde stand auf und schritt nach dem hintern Theil der Wand.

Triefend betraten in diesem Augenblick die beiden neugekommenen Gäste, Farmer und Jäger aus der Nachbarschaft, die auf dem Heimweg vom Sturm überrascht worden, das Haus. Ich kannte sie ebenfalls und hatte schon mehrere Nächte bei ihnen zugebracht. Wir begrüßten einander, und die Frau

rückte die noch ziemlich heiße Kaffeekanne wieder zum Feuer, um den Leuten doch wenigstens etwas Warmes zu geben. Zu essen verlangten sie nicht.

An den Fremden, dem der weiße Deckenrock gehörte, hatten wir indessen Alle miteinander nicht mehr gedacht. Wie wir uns jetzt nach ihm umsahen, war er nicht mehr im Zimmer. Wir warteten eine Weile, aber er kam nicht wieder; der Deckenrock hing freilich noch zum Trocknen am Kamin, aber seine Büchse war von der Thür verschwunden.

„Well!“ sagte unser Wirth erstaunt, „jetzt möcht' ich wissen, was Der bei der Dunkelheit und bei dem Wetter schießen will!“ Er trat dann an die Hinterthür und rief hinaus, aber Niemand antwortete ihm. Wir warteten und warteten, aber er kam nicht zurück, und als es zuletzt Zeit zum Schlafen wurde, legten wir uns nieder.

Am nächsten Morgen war der geheimnißvolle Fremde noch nicht zurückgekehrt, und trotz des fluthenden Regens konnten wir ihn doch durch den weichen Erdboden des Gartens, in dem er bis über die Knöchel eingesunken sein mußte, spüren. Er war über beide Fenzen und dann den nächsten Hang hinauf geklettert. Weiter oben auf dem steinigen Boden verloren wir seine Fährten.

Wir zerbrachen uns jetzt den Kopf, was ihn zu solch plötzlicher Flucht bewogen haben konnte, aber Niemand vermochte sich einen Grund für das räthselhafte Betragen zu denken. Daß der Bursche ein böses Gewissen hatte, war sicher, aber *was* er verübt, wer sollte das hier in den wilden Bergen erfahren haben?

Da ich an diesem Morgen nicht über den angeschwollenen Bergstrom konnte, ging ich an die nächsten Hänge jagen, kreuzte den kleinen Fluß einige Tage später weiter oben und kam erst nach etwa vier Wochen wieder in diese Gegend. Natürlich fragte ich nach dem Fremden, aber Niemand hatte weiter etwas von ihm gesehen, oder ihn auch nur in der Nachbarschaft gespürt. Der weiße Deckenrock mit dem Blut am rechten Aermel hing noch in der Blockhütte, und der Eigenthümer desselben schien seine Ansprüche daran aufgegeben zu haben.

Andere Jäger fanden im Herbst desselben Jahres das von Wölfen halb zertragene Gerippe eines Menschen in der Nähe des Pilot Rock, eines allbekannten und weit sichtbaren Felsens, und das Gerücht ging, daß dort von eben jenem fremden Manne, dem der Deckenrock gehörte, ein Mord verübt sei. Wer der Ermordete oder auch vielleicht Verunglückte gewesen, kam nie zu Tage. Wer kümmert sich auch in dem weiten, wilden Land um einen einsamen Wanderer!

Am Arkansas.

Als ich mich einst eine Zeit lang in Little Rock aufhielt, chlenderte ich eines Tages mit der Büchse in der Nachbarchaft herum, um vielleicht ein Stück Wild zum Schuß zu ıekommen. Die Gegend dort war aber zu belebt, und Hirsche, ie Truthühner, hatten sich in die entfernteren Berge und ümpfe zurückgezogen. Ich fand nicht einmal Spuren oder onstige Zeichen, und wollte eben wieder nach der Stadt urückkehren, als ich nach der Richtung zu, in der ich den luß wußte, einen Kanonenschlag hörte. Im Anfang achtete h nicht sehr darauf, denn dort auf- und abfahrende Dampfoote feuern manchmal zu ihrem Vergnügen oder auch als ignale kleine Böller ab. In regelmäßigen Zwischenräumen olgte aber Schuß auf Schuß, und zwar immer von derselben telle her, so daß ich endlich, neugierig gemacht und für tzt ohne weitere besondere Beschäftigung, der Richtung zuanderte.

Ich mußte mich durch ein ziemlich beträchtliches Dickicht urcharbeiten, und hatte schon ein paar Mal Lust, den beschwerichen Weg aufzugeben. Da die Schüsse aber fortdauerten und uletzt ganz nahe schienen, behielt ich die einmal genommene Richtung bei und erreichte endlich das steile, abschüssige Ufer es Flusses.

Der Strom war gerade sehr niedrig und die steile Lehm-

bank seines äußern Ufers wohl zwanzig Fuß hoch. Vergebens sah ich mich aber dort nach einem Haus oder einer Lichtung um. Nichts als Wald umgab mich; und als jetzt wieder ein Schuß dicht unter mir fiel, glaubte ich, daß er doch von einem Boot herrühren müsse. Neugierig übrigens, wonach sie schießen möchten, trat ich an den Uferrand, und sah mich bald einem wunderlichen Schauspiel gegenüber.

Etwas weiter oben lag allerdings ein kleines Boot, eine sogenannte Jolle angebunden; die Mannschaft aber hatte dasselbe verlassen und eine kleine Kanone dicht an dem da unten schräg ablaufenden Uferrand aufgestellt. Es waren vier Männer, eine Frau und ein junges Mädchen, und als ich von oben niedersah, luden die ersteren gerade ihr Geschützstück wieder, schoben es dann zum Wasser vor, daß die Mündung dicht darüber hinstrich, und feuerten es auf's Neue ab.

Nach einem Ziel konnten sie nicht schießen, denn der Fluß war dort weit über eine Viertelstunde breit; auch wurde kein Wort dazu gesprochen, und als der Schuß sein Echo in den fernen Wäldern fand, standen die Frauen mit gefalteten Händen dabei und schauten mit stieren, fast ängstlichen Blicken auf den Strom.

Viermal wiederholten sie das noch, während ich unbemerkt dort über ihnen stand. Nach dem vierten Schuß sagte der eine Mann mit ernster, trauriger Stimme: „Es ist vergebens, er kommt nicht wieder, die Strömung geht zu rasch.“

Dann ging Einer nach dem Boot hinauf, um es zu der Stelle zu bringen, an der sie standen, und die Kanone wieder einzuladen, und die Frauen setzten sich indessen auf den Sand nieder und bargen ihr Antlitz in den Tüchern.

Ich hatte keine Ahnung, was die Leute da unten vorhaben könnten; irgend etwas fehlte ihnen aber. Theilweise denn aus Neugierde, theilweise auch um ihnen meine Hülfe anzubieten, kletterte ich an der bröckelig steilen Wand hinunter, und fiel dabei mehr als ich stieg.

Die Männer unten, die eben beschäftigt waren, die Kanone in's Boot zu heben, drehten wohl den Kopf um, als sie mich kommen hörten, nahmen aber sonst nicht die geringste Notiz von mir. Die Kanone schien ziemlich schwer, und da Einer

ıbei das Boot halten mußte, lehnte ich meine Büchse an eine
Jurzel und half ihnen.

Wie wir das Geschütz an Bord hatten, konnte ich aber
ícht umhin zu fragen, was sie da getrieben, und der eine
lann sagte:

„Vor fünf Tagen ist mir ein Sohn gleich hier ertrunken.
Jir sind heute hergekommen, um ihn durch Kanonenschüsse an
e Oberfläche zu bringen. Durch die Erschütterung des Wassers
eigt der leicht gewordene Körper in die Höhe. Aber die Strö=
ung wird wohl zu stark gewesen sein, und wer weiß, wie
eit sie meinen armen Jungen hinabgespült hat. Komm,
lutter — er war ein braver Seemann und hat ja doch nie
ollen auf festem Land begraben werden."

Die Frauen stiegen ein, und das schwerbeladene Boot
ıderte langsam nach der Stadt zurück. Mich ließen sie unter
r steilen Uferbank, und ich hatte nachher eine volle Stunde
rbeit, ehe ich mich an der bröckeligen Wand wieder in die
öhe arbeiten konnte. Mußte ich mir doch erst ordentliche
tufen mit meinem Messer einhauen.

Später erfuhr ich, daß es in verschiedenen Gegenden Ame=
kas ein bekanntes und häufig angewandtes Mittel sei, Er=
unkene, die schon eine Zeit lang auf dem Grunde gelegen
ben, durch dicht über die Stelle gefeuerte Kanonenschüsse
ieder an die Oberfläche zu bringen.

Der indianische Hund.

In den westlichen Wäldern Nordamerikas, da wo sich noch eigentlich gute Jagd findet, fehlt es wohl nicht an Hunden denn jeder Farmer hält sich eine kleine Meute; aber den Hund gerade, den der Amerikaner am meisten schätzt und den er slowtracker nennt, wird nur sehr selten gefunden, und dann vortrefflich bezahlt.

Die eigentliche Race dort sind die sogenannten hounds — eine Brakenart: die wirklichen Vollblut-hounds von dunkler Färbung mit lichtem Bauch, oder auch fuchsfarben, mit lichteren kleinen Flecken über beiden Augen, kurzhaarig, dabei mit langem schönen Behänge. Diese hounds haben eine fast unglaubliche Ausdauer, und ich weiß ein Beispiel, daß eine Hündin einen Fuchs mit der Meute gemeinschaftlich hetzte wobei der Fuchs fortwährend wieder zu seinen alten Schlupfwinkeln zurückkehrte, bis alle Hunde die Jagd erschöpft aufgaben — nur sie nicht. Allein folgte sie ihm den ganzen Tag — die ganze nächste Nacht, und hatte sie die Fährte verloren, ruhte sie nicht eher, bis sie den irgendwo versteckten Fuchs wieder frisch aufgespürt; so trieb sie den armen Reineck dergestalt, bis dieser endlich seinen letzten verzweifelten Zufluchtsort suchen mußte und aufbäumte.

Die amerikanischen Füchse laufen nämlich gern, besonders wenn ihnen die Hunde zu nahe sind, einen etwas schräg stehenden jungen Baum hinan, und hängen sich dann oben in di

rsten Zweige, wo sie der Hund nicht mehr erreichen kann. Diese Hündin wurde er aber nicht los, denn ohne Speise und Trank blieb sie noch zwei Tage und eine Nacht unter dem Baum liegen und heulte, bis wir sie endlich fanden und den Fuchs herunterschossen.

Diese Hunde sind zum Hetzen vortrefflich, aber sie taugen gewöhnlich nicht zu einem Bärenkampf, denn sie greifen nur selten den Bären an, der, wenn auch von ihnen eingeholt, ungehindert, unaufgehalten seine Flucht fortsetzen kann. Die eigentlichen Bärenfänger sind theils Wolfshunde, theils von hounds und curdogs gezogene Mischlinge, die, nicht ganz so flüchtig wie die hounds und ohne deren ungeheure Ausdauer, doch Muth genug haben, den Bären wenigstens hinten zu fassen und dadurch in seinem Lauf aufzuhalten. Sobald sich der Bär dann nach ihnen herumdreht, lassen sie rasch los, und greifen ihn erst wieder an, wenn er auf's Neue flieht, bis sie ihn ordentlich stellen oder zum Aufbäumen bringen.

Die wirklichen bulldogs sind zum Bärenhetzen gar nicht zu gebrauchen, denn wenn sie auch flüchtig genug wären, den Bären einzuholen, packen sie ihn doch zu tollkühn an, lassen nicht zur rechten Zeit los und werden jedesmal auf der ersten Hetze todtgeschlagen.

Zum eigentlichen still hunting oder Bürschen nun sind die sogenannten slowtracker, das heißt der Fährte langsam folgende Hunde, die besten, und am leichtesten kann man deren von der gewöhnlichen curdog-Race (eine Art, die unseren Fleischerhunden nicht unähnlich ist) dazu abrichten. Diese folgen dann auf dem Schweiß eines angeschossenen Stückes so langsam, daß ihnen der Jäger bequem und leicht nachkommen kann, ja sie warten auf ihn, wenn er zurückbleiben sollte, und verbellen das todt gefundene Wild.

Diese Hunde sind äußerst selten, und wer, oft nur ganz zufällig, unter seiner Meute einen solchen slowtracker heranzieht, giebt ihn gewiß nicht her. Ich habe mir allerdings einmal einen gewöhnlichen hound, die dem Schweiß außerordentlich sicher, aber viel zu flüchtig nachgehen, zum slowtracker gemacht, indem ich ihn einhemmte, das heißt das rechte Hinterbein unter das Halsband zog und festband; aber trotz-

dem mußte ich noch immer im Galopp hinter ihm herlaufe
und konnte es keinenfalls slowtracking nennen.

Allerdings wird jetzt der deutsche Jäger fragen: „Ja, wes
halb zum Henker nehmt Ihr da nicht Eure Schweißhunde a
die Leine, wie wir es hier in Deutschland machen?" — Da
klingt vortrefflich, aber es geht nur dort nicht. Auf der Prairi
ja, und vielleicht auch hier und da in den Bergen, aber n
in den Sümpfen und Niederungen, wo nun doch einmal d
beste Jagd ist und bleibt. Hier nämlich ist der Wald übera
so von niederen dornigen und anderen Schlingpflanzen ve
wachsen, daß es ganz unmöglich wäre, einen lebhaften Hun
auch nur zweihundert Schritt an einer Leine zu führen, un
wenn er nicht von selber langsam geht, muß man ihn ebe
laufen lassen.

Der eigentliche slowtracker ist jedenfalls das klügste Thie
seiner Race, denn so viel Leidenschaft er selber für die Jag
zeigt, so weiß er sich doch vollständig zu mäßigen, um de
Jäger und dadurch sich selbst auch den Erfolg derselben z
sichern. Er bürscht geräuschloser wie dieser, regt sich nicht, so
bald er ein Stück Wild in der Nähe weiß, springt nie na
dem Schuß vor, und sucht Schritt für Schritt auf dem ein
mal gefundenen Schweiß nach, wobei er sich oft nach dem ihr
folgenden Jäger umsieht und diesen erwartet, wenn er etw
zurückbleiben sollte. Mit einem Wort, er ist ein Hund, wi
er eigentlich sein sollte, das wahre Ideal eines Schweiß
hundes, und leider eben so selten wie gut. In den vier Jah
ren, die ich mich in den westlichen Wäldern, nur von de
Jagd lebend, herumgetrieben, sind mir auch wirklich nur dre
solche gute Hunde vorgekommen, und von dem einen vo
diesen, der sogar einmal eine Zeit lang mir gehörte, will ic
dem Leser jetzt erzählen.

Eigentlich kann ich nicht einmal recht sagen, daß er mi
gehörte oder für mich jagte, denn wenn ich mir die Sach
recht überlege, gehörte ich vielmehr ihm — jagte jedenfall
nur für ihn, und als er mich nicht mehr brauchte, schickte e
mich fort.

So wunderlich das klingt, so einfach verhielt es sich.

Ich jagte damals in den sogenannten Cash-Sümpfen, de

wildesten Landstrich der Vereinigten Staaten, wo sich der eigentliche Mississippisumpf etwa zweihundert englische Meilen breit und zahllose in der Länge von Norden nach Süden ausdehnt. Ganz allein im Walde, ohne die geringste Gefahr, in einer Nachbarschaft von fünfzehn bis zwanzig Meilen eine menschliche Wohnung anzutreffen, bürschte ich auch am Tag und legte mich Nachts dort unter einen Baum, wo ich Trinkwasser in der Nähe und dürres Holz genug zu einem tüchtigen Lagerfeuer fand, beides nicht mit den geringsten Schwierigkeiten verknüpft.

Einen Hund hatte ich freilich nicht bei mir, denn der, den mir ein anderer Jäger vor einiger Zeit geschenkt, war mir, irgend einer Fährte folgend, schon lange davongelaufen und nicht zurückgekehrt. Von wilden Thieren brauchte ich aber nichts zu fürchten, denn die entsetzlichen Geschichten, die man sich daheim von Panthern und derartigen Bestien erzählt, kennt der amerikanische Jäger gar nicht, und wenn er sie ja einmal hören sollte, lacht er nur darüber. Der Panther schleicht wohl einmal Nachts zum Feuer an, daß er aber einen dabei lagernden Menschen angegriffen hätte, gehört, obgleich es hier und da erzählt wird, doch wohl zu den Märchen, jedenfalls zu den größten Seltenheiten.

Wilde Thiere laufen allerdings gar nicht selten bis dicht an das Feuer, aber nur aus dem Grunde, weil sie überall im Walde gewohnt sind, alte angebrannte und fortglimmende Stämme zu sehen. Die Jäger zünden nämlich, besonders im Frühjahr, an vielen Stellen das dürre Laub an, um an den abgebrannten Plätzen das junge Gras rascher emporkeimen zu machen. Das Wild ist daher an diese häufigen Feuer vollständig gewöhnt, und das erklärt auch die amerikanische F e u e r j a g d, bei der nämlich der Jäger mit der Fackel in den Wald geht, um Hirsche zu schießen, oder sich unter einem Gestell, auf dem ein Kienfeuer brennt, an eine Salzlecke setzt, um das dorthin kommende Rothwild zu erwarten. Die Hirsche suchen das Feuer allerdings nicht auf, aber sie sind so daran gewöhnt, daß sie es auch nicht fliehen, sondern es eben gar nicht weiter beachten.

So kommen denn gar nicht selten, wie schon vorher er=

wähnt, Hirsche, Wölfe oder Panther, Beutelratten, Waschbären und anderes kleines Wild manchmal Nachts bis dicht an ein Lagerfeuer hinan. Wenn sie den Menschen aber wittern, suchen sie rasch das Weite und erschrecken den Jäger nur manchmal durch ihre rasche Flucht.

So, die Vorrede ist lang genug, und ich kann jetzt mit gutem Gewissen zu meiner Bekanntschaft mit jenem ausgezeichneten Schweißhund übergehen.

Ich hatte eines Abends einen feisten Bock*) erlegt, und da er gerade an einer zum Lagerplatz sehr günstigen Stelle verendete, brach ich ihn dort auf, schnitt mir von Wildpret ab, was ich brauchte, und hing das übrige dicht neben dem Feuer an einem jungen Dogwood auf.

Es mochte acht oder neun Uhr sein; ich hatte mir mein Abendbrod gebraten und es auch schon verzehrt, und lag dicht neben dem lustig flackernden Feuer auf meiner Decke behaglich ausgestreckt, als ich plötzlich leise Schritte im trockenen Laube zu hören glaubte. Ich blieb allerdings ruhig und regungslos liegen, hob aber etwas den Kopf, um das Geräusch besser unterscheiden zu können, und überzeugte mich bald, daß ich mich nicht geirrt: es war irgend ein vierfüßiges, nicht ganz kleines Thier, das langsam dem Feuer näher kam, dann und wann stehen blieb, und nach einigem Zögern seinen Marsch wieder fortsetzte.

Darüber im Reinen, langte ich vorsichtig nach der stets zur Hand liegenden Büchse, spannte geräuschlos den Hahn und fing an, mich langsam aufzurichten. Den Kopf drehte ich dabei allmälig der Richtung zu, von der mein nächtlicher Besuch kam, und entdeckte bald in dem fast offenen Wald ein Thier, von dem ich im ersten Moment nicht ordentlich ausnehmen konnte, ob es ein Fuchs oder Wolf sei.

---

*) Der virginische Hirsch gehört eigentlich mehr dem Damwild als Rothwild an. Das nach vorn gebogene Geweih desselben ist in Deutschland bekannt genug, und trägt allerdings keine Schaufeln, sondern Enden, wie sie unser Hirsch hat. Die Stärke des Wildes kommt aber unserem Damwild ziemlich gleich; ebenso hat es den langen Wedel, und der amerikanische Jäger nennt den Hirsch auch buck, die Hirschkuh doe.

Für einen Fuchs war es mir zu groß, für einen Wolf zu licht, und doch konnte ich schon deutlich das spitze Gehör, die buschige Lunte und die wie Feuer glühenden Lichter erkennen. — Ich befand mich nämlich zwischen dem Thier und dem Lagerfeuer, und in dem Fall leuchten die Augen von allen zum Hunde- und Katzengeschlecht gehörigen Thieren, ebenso die von Hirschen, Pferden und Schafen wie glühende Kohlen. Nur Kühe, Hasen und Kaninchen haben einen matt grünlichen und wenig deutlichen Schein.

An einen Hund dachte ich natürlich gar nicht, und da das fremde Thier jetzt stehen blieb und nach mir herüber äugte, brachte ich langsam meine Büchse in die Höh' und an die Backe. Ehe ich aber nur im Stande war, das Korn zu bekommen, verschwand mein fremder Besuch wie in den Boden hinein, und ich bemerkte jetzt erst, daß er hinter einem dort querüber liegenden, umgestürzten Baumstamm gestanden hatte, hinter den er sich jedenfalls gedrückt haben mußte — denn weggelaufen war er nicht.

Ich richtete mich jetzt, immer noch vorsichtig, auf und konnte nun den ganzen Platz recht gut übersehen. Sobald ich die Büchse aber wieder absetzte, kam das wunderliche Thier auch wieder zum Vorschein, und ich sah jetzt deutlich, wie es mit der buschigen Lunte wedelte. Jetzt erinnerte ich mich, daß ich bei den verschiedenen Indianerstämmen häufig solche Hunde gesehen hatte, die ich für eine Kreuzung zwischen Wolf und Hund gehalten. — War es ein solcher, und lagerten vielleicht Indianer in der Nähe? Ich beschloß endlich, ihn zu locken und, wenn er bei dem Geräusch davonlief, ihn vollständig als Wolf zu behandeln und Feuer zu geben. Sobald ich aber mit der Zunge schnalzte, wedelte mein Besuch stärker als je, und jetzt überzeugt, daß ich es mit keinem wilden Thier, sondern mit einem zahmen Hunde zu thun habe, setzte ich meinen Hahn in Ruh' und legte die Büchse wieder auf die Decke.

Wiederholtes Locken brachte den Hund aber trotzdem nicht näher, der außerordentlich scheu und ängstlich schien. Er trat allerdings über den Stamm, hinter dem er bis jetzt gestanden, herüber, ging aber langsam in einem Bogen um mich

hin, bis er die entgegengesetzte Seite des Feuers erreichte. Dort erst rückte er demselben etwas mehr zu, wedelte wieder und setzte sich dann auf sein Ende.

Ich wollte jetzt einen Versuch machen, auf ihn zuzugehen; das aber ließ er sich nicht gefallen, und zog sich scheu und rasch zurück, bis ich wieder stehen blieb; dann kam er ebenfalls wieder näher. Dreimal machte ich den Versuch, bis ich ihn endlich als nutzlos aufgab und mich wieder auf meine Decke legte. Weiter schien aber mein Besuch nichts gewollt zu haben, denn jetzt wurde er plötzlich zutraulich, kam — wenn auch immer noch mit vorsichtigen Schritten — näher und näher, und setzte sich endlich dicht neben das Feuer, dieses jedoch immer zwischen sich und mir behaltend, um vor einer Ueberraschung sicher zu sein. Das gestattete mir aber, ihn bei dem Schein der Flamme genau zu betrachten, und ich sah jetzt, daß es ein großer, starker Hund sei, der nur entsetzlich mager und ausgehungert schien.

An der Seite, an der ich lag, hing auch das Wildpret, und ich konnte ihn vielleicht damit an mich heranlocken. Deshalb stand ich wieder auf und schnitt ein großes Stück ab, das ich gegen ihn hielt. Obgleich er es aber mit sehnsüchtigen Blicken betrachtete, rührte er sich doch nicht von der Stelle, sondern schaukelte sich nur von einem Hinterbein auf das andere und winselte leise. Das arme Thier dauerte mich endlich, und ich warf ihm das Stück hinüber, das er im Nu verschlungen hatte — er machte nicht einmal einen Versuch, es zu kauen. Mehr und mehr schnitt ich jetzt ab, aber immer mit demselben Resultat — sein Magen schien keinen Boden zu haben, und er verzehrte eine ganz unglaubliche Quantität. Nur erst, als er fühlen mochte, daß er doch wohl für heut Abend genug habe, nahm er den ihm zuletzt zugeworfenen Vorderlauf auf und zog sich damit in den nächsten Busch zurück.

Da er nicht wiederkam, glaubte ich nicht anders, als er sei mit dem kleinen Vorrath davongegangen, seinen alten Herrn aufzusuchen, wickelte mich also in meine Decke und war bald fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen hatte ich auch den Hund ganz ver-

gessen, als dieser auf einmal wieder schwanzwedelnd aus dem Gebüsch und zum Feuer trat und jedenfalls kam, um sein Frühstück abzuholen. Das erhielt er denn auch, denn jetzt am Tage sah ich noch viel deutlicher, wie entsetzlich mager das arme Thier war. Er bestand in der That aus nichts als Haut und Knochen und mußte schon, Gott weiß wie lange, gehungert haben.

Von der Anstrengung der letzten Tage ermüdet, beschloß ich übrigens, heute nicht zu jagen. Ich hatte Vorrath genug und konnte mich deshalb auch einen Tag ausruhen, oder die Zwischenzeit wenigstens benutzen, einen Bienenbaum zu suchen. Da ich mich indeß nicht weit von meinem Lagerplatz entfernen wollte, ließ ich meine Decke beim Feuer und suchte dann noch einmal meinen neuen Jagdgefährten heranzulocken — mit eben so schlechtem Erfolg freilich wie gestern Abend. Er war nicht mehr scheu, sobald ich mich gar nicht um ihn bekümmerte; wie ich mich ihm aber nähern wollte, wich er eben so sicher zurück. Erst als ich meine Büchse über die Schulter nahm und das Feuer verließ, machte er Anstalten, mir zu folgen, aber ohne besondere Lust; er hatte sich so voll gefressen, daß er kaum gehen konnte. Er blieb auch immer etwa dreißig Schritt hinter mir, ließ den Schwanz hängen und drückte sich augenblicklich in einen Busch, um zu schlafen, sobald ich nur meine Büchse ablegte, um die Lockspeise für die Bienen aufzustellen.

Die Bienen arbeiteten allerdings bald, und ich bekam zwei verschiedene Course, die gleich stark schienen; beide aber führten mich zu einem seeartigen Sumpf, in den hinein ich den Bienen nicht folgen konnte, und ich mußte gegen Abend beide aufgeben.

Als ich zu meinem Lagerplatz zurückging, folgte mir der Hund wieder, fraß aber heute Abend nicht so viel als gestern und schien mir überhaupt lebendiger. Mein Wildpret aber, das ich versäumt hatte in's Wasser zu hängen, war mir von den unzähligen Schmeißfliegen so verdorben worden, daß ich für mich nur noch ein paar Stücke aus den Keulen herausschneiden konnte. Deshalb beschloß ich, für den nächsten Tag meine Bienenjagd auszusetzen und wieder bürschen zu gehen.

Ich glaube nicht, daß es die deutschen Jäger schon beobachtet haben, ob etwas Aehnliches auch bei uns stattfindet — der amerikanische Jäger nimmt aber an, daß das Wild aufsteht sich zu äsen, wenn der Mond aufgeht, sei das nun Abends, Nachts, Morgens oder zu irgend einer Tageszeit. Oft und oft habe ich das auch in Amerika bewährt gefunden, und am nächsten Morgen also, etwa um zehn Uhr, wo ich wußte, daß der Mond ungefähr aufging, wickelte ich ein paar Stücke des die Nacht am Feuer getrockneten Wildprets in meine Decke, rollte und schnallte sie zusammen und hing sie auf den Rücken, griff meine Büchse auf und verließ den Lagerplatz, ohne mich weiter um den Hund zu bekümmern. Ich wußte doch, daß er nichts mit sich machen ließ und sich vollkommen unabhängig von mir hielt.

Dieser aber, der meiner Rüstung aufmerksam zugesehen hatte, stand jetzt ebenfalls auf, wartete erst, bis er sah, welche Richtung ich einschlagen würde, und kam mir dann in einem Bogen zuvor, indem er etwa hundert Schritt vor mir blieb und gegen den Wind anbürschte. Ich hatte mich im Anfang allerdings mehr seitab, einer sogenannten ridge folgend, und nach Norden hinauf ziehen wollen; damit aber schien der Hund durchaus nicht einverstanden. Er blieb stehen und wedelte mit der Ruthe, sah sich nach mir um und dann nach der Richtung hin, in der er zu gehen wünschte, bis ich ihm endlich in dem Glauben folgte, er wittere dort Wild. Wie er mich die begehrte Richtung aber einschlagen sah, schien er vollkommen zufrieden und bürschte langsam voraus.

Damit aber war ich jetzt nicht einverstanden: ich fürchtete, daß er mir ein dort irgendwo äsendes Wild verscheuchen könne, und wollte ihn gern zurück oder hinter mich haben. Locken wie Rufen blieb jedoch gleich erfolglos; mein sehr unabhängiger Hund schien gegen einen Laut von meiner Seite vollständig taub, während er dagegen dem geringsten Geräusch im Walde selbst, jeder fallenden Frucht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte. Darüber blieb mir auch bald nicht mehr der geringste Zweifel, daß ich keine Gefahr laufe, durch ihn einen Schuß zu versäumen, denn er knickte beim Gehen keinen Zweig, that keinen einzigen unvorsichtigen Schritt, und

äugte fortwährend nach rechts und links umher, ja blieb sogar oftmals stehen, um zu sehen, ob er irgend etwas Lebendiges gewahren könne. Wo ihm dabei der Boden irgend einen Vortheil bot, benutzte er ihn auf das Geschickteste. Wo ein umgestürzter Baum lag, lief er auf dem Stamm geräuschlos hin und richtete sich mit den Vorderbeinen langsam an der noch in den Wurzeln hängenden Erde auf, um solcher Art einen etwas höhern Standpunkt zu gewinnen und das Terrain besser übersehen zu können.

Das Erste, was er mir auf diese Art erspähte, war eine Doe, die mit einem Kitz einen grünen Rasenfleck abäste. Er befand sich etwa hundert Schritt voraus und stand, wie vorher beschrieben, auf dem Stamm einer umgestürzten Kiefer. Wie er das Wild aber zuerst entdeckte, hob sich sein buschiger Schwanz hoch empor, und langsam drehte er den klugen Kopf nach mir um, und sah dann wieder der Richtung zu, wo er das Wild entdeckt hatte.

Ich wußte augenblicklich, daß er irgend etwas gefunden, und bürschte mich langsam an; als ich aber sah, was es war, winkte ich ihm ab und schlich mich seitwärts fort, daß mich die Doe nicht bemerken und sich vielleicht schrecken sollte. Im Anfange schien er denn nun freilich nicht zu begreifen und sah mir wie erstaunt nach. Seine früheren Herren, die Indianer, kannten wohl derlei Rücksichten nicht und schossen, was eben vorkam. Wie er aber fand, daß ich nicht weiter auf ihn achtete, zog er sich eben so leise zurück, blieb eine Strecke hinter mir, bis wir dem Wild vollständig aus dem Gesicht waren, und machte dann wieder, daß er vor mich kam.

Gegen Abend zeigte er mir aufs Neue einen starken Bock in ähnlicher Weise an. Im Anbürschen versah ich's aber, trat auf einen dürren Ast, und der Bock wurde flüchtig. Nach einigen Sätzen blieb er indeß wieder stehen, um zurückzuäugen, und ich schoß ihn jetzt auf ziemliche Distanz waidwund. Als ich Schweiß und abgeschossene Haare auf dem Anschuß fand, ließ ich ihn krank werden, und nie in meinem Leben habe ich mehr Vergnügen auf einer Nachsuche gehabt, als mit dem Hund, wie ich den Schweißspuren endlich folgte.

Ohne mich näher wie bisher an sich hinan zu lassen, ging

er langsam auf der Fährte hin, zeigte mir fast jedes Blatt an, auf dem er einen Schweißtropfen fand, wartete, wo ich irgend ein Dickicht zu durchbrechen oder gestürztes Holz zu überklettern hatte, und bellte kurz und laut — es war überhaupt das erste Mal daß ich ihn bellen hörte — als er den Hirsch in der Nähe eines der kleinen Sumpfwasser verendend fand. Dann aber zog er sich auch davon zurück und überließ es mir, das Weitere damit vorzunehmen und mein Lagerfeuer daneben anzuzünden.

Ich will übrigens den Leser nicht mit unserer weiteren Jagd ermüden und ihm nur sagen, daß wir etwa vierzehn Tage in solcher Weise mitsammen bürschten. Der Hund aber, den ich Shy nannte, blieb sich immer gleich; er war das Ideal eines Schweißhundes auf der Bürsche und wurde durch die guten Jagden, die wir zusammen machten, bald fett und wohlgenährt. Obgleich er sich aber vollständig an mich gewöhnt zu haben schien, kam er doch über Tag nicht näher als fünfzig Schritt, und nur Nachts lagerte er mit am Feuer, immer aber auf die alte Art, daß er das Feuer zwischen uns behielt.

Nach vierzehn Tagen etwa, wie ich eines Morgens wieder von meinem drei Nächte innegehabten Lagerplatz aufbrechen wollte, blieb Shy ruhig am Feuer sitzen. Sonst ließ er sich nie zu einer Jagd bitten und zeigte sich stets außerordentlich vergnügt, wenn ich zu einem neuen Streifzug aufbrach; sein Benehmen heute fiel mir deshalb auf. Locken und Rufen blieb aber wie immer vergeblich, und als ich auf ihn zuging, zog er sich zurück. Endlich ging ich fort, weil ich glaubte, daß er mir selber folgen würde — aber er blieb aus.

Ich hatte erst die Absicht gehabt, diese Gegend heute zu verlassen; ohne den Hund mochte ich aber nicht gehen und beschloß deshalb, gegen Abend noch einmal zu meinem alten Lagerplatz zurückzukehren. Vielleicht fühlte er sich heute nur nicht wohl und war morgen früh besserer Laune. Unwillkürlich den ganzen Tag an den Hund denkend, an den ich mich schon vollständig gewöhnt hatte, machte ich mich auch früher als sonst auf den Heimweg und erreichte mein indeß niedergebranntes Feuer schon wieder am Nachmittag — aber der

Hund war fort. — Ich blieb die Nacht dort, und am andern Morgen noch fast bis Mittag, aber er kam nicht zurück.

Um elf Uhr etwa, jetzt fest überzeugt, daß er ebenso verschwunden sei, wie er gekommen, packte ich meine Decke und die bis jetzt erbeuteten und getrockneten Hirschhäute zusammen, um, schwer beladen wie ich war, den nächsten, am white river angesiedelten Krämer aufzusuchen. Der Wind kam mir gerade entgegen und ich konnte unterwegs noch bürschen gehn. Kaum eine halbe Stunde von meinem Lager entfernt, traf ich aber auf ein niedergebranntes Lagerfeuer, das ich augenblicklich als von Indianern herrührend erkannte. Die Rothhäute verbrauchen sehr wenig Holz und legen die Stücke stets mit den Enden zusammen, während die Weißen die ganzen Aeste über die Flammen werfen und sie durchbrennen lassen. — Jetzt wußte ich auch, wo mein Hund geblieben war. Jedenfalls hatte er gestern seine alte Herren gewittert und diese, jetzt vollständig genährt und ausgefüttert, wieder aufgesucht. Was ging ihn der Weiße weiter an, den er nun nicht mehr brauchte.

Ich habe ihn auch nie wieder gesehen, denn ich fühlte nicht das mindeste Verlangen, allein dem Indianertrupp zu folgen. Die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, lag auch von der meinen entfernt, und ich ließ ihre Fährten bald seitab liegen. Nie im Leben habe ich aber einen ähnlich guten Hund wieder mein eigen genannt — nie überhaupt einen ähnlich guten gesehen, und die Zeit, die ich mit Shy zusammen jagte — obgleich er selber die Sache stets ungemein kaltblütig nahm — wird mir immer eine meiner angenehmsten Jagderinnerungen bleiben.

Der stille Tom.

An einem ziemlich kalten, aber nicht unfreundlichen Februartag traf ich einst Morgens im Walde mit einem alten Jäger — von seinen Nachbarn gewöhnlich „der stille Tom" genannt — zusammen.

Die Nacht war das erste ordentliche Neue in dem Monat gefallen, denn Arkansas ist ein ziemlich warmer Staat und der Schnee bleibt dort selten lange liegen, wie das Thermometer fast nie unter 6⁰ Réaumur sinkt. Beide von verschiedenen Lagerplätzen aufgebrochen, hatten wir Jeder die Fährten eines Hirsches verfolgt, die hier in einer kleinen overcup flat*) zusammenliefen und einander verschiedene Male kreuzten.

Ich hatte den Platz zuerst erreicht und suchte eben in dem Gewirr von Fährten die rechte beizuhalten, denn erstens war der Hirsch, dem ich bis jetzt gefolgt, der stärkere, und dann auch schon an dem Morgen so weit gezogen, daß ich ziemlich fest darauf rechnen konnte, ich würde ihn nicht weit von da

*) Die Overcup-Eiche, die am liebsten auf sumpfigem Boden wächst, trägt eine kleine, außerordentlich wohlschmeckende und fast süße Frucht. Sie wird overcup genannt, weil sich die Hülse, in der sie sitzt, fast ganz über die runde Frucht wegzieht und nur oben eine kleine Oeffnung läßt. Bären, Hirsche und Truthühner lieben sie besonders, und wo sie in größerer Anzahl wachsen, kann man fast stets sicher sein, Wild von einer oder der andern Art anzutreffen. Flat werden niedrig gelegene und vollkommen ebene Stellen genannt.

entfernt entweder noch äsend, oder schon auf seinem Bett antreffen.

Noch damit beschäftigt, hörte ich einen leisen Schritt hinter mir, und mich langsam und vorsichtig danach umsehend, erkannte ich eben den „stillen Tom" — einen der besten Jäger von Arkansas — der, seine Büchse, den Kolben nach hinten, auf der Schulter, fast geräuschlos durch den Schnee heranschritt. Unsere Begrüßung war auch unter den Umständen eine schweigende. Wir nickten einander nur stumm zu, und da Tom mit einem Blick fand, daß meine Fährte die bessere sei, winkte er mir, daß wir ihr gemeinschaftlich folgen wollten. Uns Beiden lag nämlich hauptsächlich daran, das Wildpret zu bekommen, denn die Decken sind zur Winterszeit nicht viel nutz, und an einem Hirsch hatten wir auch mehr als genug.

Ohne übrigens auch nur ein Wort darüber zu wechseln, nahm Tom die rechte Fährte an, überflog mit einem Blick das ziemlich beschränkte Terrain, auf dem die Hirsche, wie es schien, umsonst versucht hatten, unter dem Schnee zerstreute Overcup-Eicheln zu finden, und schritt dann, dem kleinen flat folgend, nach dem nächsten Fluß, dem „langie", (wie ihn die Amerikaner nach dem verdorbenen französischen Namen l'anguille nannten) hinab, dem sich der Hirsch zugewandt hatte. Der geringere schien sich mehr rechts hinüber gezogen zu haben.

Ich schloß mich ihm an, und unser Hirsch war auch richtig bis zum Ufer des kleinen Sumpfwassers gegangen, dem er abwärts bis zu einem verworrenen Gründorndickicht folgte. Wahrscheinlich gedachte er, sich darin nieder zu thun, denn als wir ihn dort in Schußweite entdeckten, schritt er eben langsam und vorsichtig zwischen den scharfen schneebehangenen Ranken umher und schien an keine Gefahr zu denken.

Natürlich wollte ich schon aus Artigkeit meinem alten Gefährten den Schuß überlassen; Tom war aber ein viel zu alter Jäger in diesen Wäldern, um, wenn nicht dazu gezwungen, eine Kugel und Ladung Pulver unnütz zu verschwenden. An der Decke lag ihm ebenfalls nichts, und seine Büchse nur in Anschlag nehmend, um sie im Fall eines Fehlschusses fertig zu haben, winkte er mir, zu feuern.

Der Hirsch stand kaum hundert Schritt von uns entfernt, und ich schoß ihn, etwas tief, auf's Blatt. Er zeichnete aber vortrefflich, und wenn er auch flüchtig davonging, wußten wir recht gut, daß wir ihn nicht weit von dort entfernt bald finden würden.

„So," sagte Tom ruhig, „der wär' besorgt. Ihr habt ihn ein klein wenig tief getroffen, Miller, aber er geht keine zweihundert Schritt mehr, und wir können ihn getrost krank werden lassen. Unterdessen wollen wir uns drüben am Flusse ein Feuer anmachen."

Ich muß dem Leser hier erst erklären, warum er mich Miller nannte. Die Amerikaner können nämlich unsere deutschen Namen nur sehr schwer und unbehülflich aussprechen, und mit dem meinigen wurden sie fast nie fertig. Wenn sie mich frugen, wie mein Name sei, und ich nannte ihn, so blieb die unausweichliche Antwort ein erstaunt fragendes: „Sir?", und wenn ich ihn wiederholte, konnte ich auch überzeugt sein, daß sie eben so sicher sagten: „How do you spell that?" — dann sollte ich ihn noch buchstabiren. Solcher ewiger Erklärungen müde, nannte ich mich endlich Miller, und viele meiner dortigen amerikanischen Freunde kennen mich unter gar keinem andern Namen.

Der Alte wandte sich dem Fluß zu, und ich machte jetzt dagegen Einwendungen. Es war nämlich nichts natürlicher, als daß sich der tödtlich getroffene Hirsch, obgleich er nach dem Schuß waldein gefahren, doch weiter unten mit den letzten Kräften zum Fluß zurückgewandt habe. Ohne deshalb genöthigt zu sein, ihn weit zu schleppen, konnten wir dann ebenso gut dort, wo wir ihn verendet finden würden, unsern vorläufigen Lagerplatz aufschlagen. Niedergebrochenes und trockenes Holz gab es überall, und wir Beide führten außerdem unsere Tomahawks mit.

Der Alte wollte aber nicht. Er war eine Weile stehen geblieben, um sich die benachbarten Bäume genau zu betrachten, und meinte endlich: ich möchte nur mit ihm kommen, er wisse hier einen sehr bequemen Lagerplatz, und könne mir dann gleich an Ort und Stelle eine Geschichte davon erzählen. Ob

der Hirsch dort liege, oder zweihundert Schritt weiter oben, bliebe sich ja doch am Ende gleich.

Natürlich hatte ich nichts dagegen einzuwenden, und Tom führte mich jetzt mit einer Sicherheit dem Ufer zu, wo wir unser Feuer anzünden und vielleicht die Nacht auch bleiben wollten, als ob er hier jeden Baum im Walde kenne.

Und er kannte in der That jeden Baum, wenigstens in dieser Gegend, denn bald hatten wir ein vollkommen gegen den kalten Wind geschütztes Plätzchen erreicht, an dem wir, als wir den Schnee bei Seite warfen, noch eine Menge trockenes Holz aufgeschichtet fanden, und Tom erzählte mir, daß er hier in der Gegend schon oft Monate lang gejagt und dann den nämlichen Ort stets zu seinem Lagerplatz gewählt habe. Ein Feuer war auch bald entzündet, denn ein dicht dabeistehender angefaulter Eichenstamm bot in seiner Höhlung vollkommen trockenes Holz genug, und wie dies erst lustig aufloderte und durch nachgelegte Stücke hinlänglich genährt war, machten wir uns auf, den angeschossenen Hirsch zu suchen und zum Feuer zu schaffen.

Wir fanden ihn bald; er war nur noch eine kurze Strecke gerannt und dort, wo er sich zuerst niedergethan, verendet. Es bedurfte auch nur weniger Minuten, um den vordern Theil des erlegten Wildes auszulösen, von dem nur das sogenannte brisket (der Theil des Vorderblattes, an dem die Rippen zusammenstoßen) mitgenommen wurde; Keulen und Ziemer blieben dann in der Decke und ließen sich darin leicht zum Feuer transportiren.

Wir waren übrigens Beide an dem Morgen noch nüchtern, und es wurde deshalb wenig gesprochen, bis das an's Feuer gesteckte Fleisch genießbar schien. Dann aber, Jeder mit einem tüchtigen Stück vor sich, von dem das Jagdmesser saftige Streifen herunterschnitt, sagte der Alte:

„Gleich von dort aus, wo der Hirsch verendet war, Miller, hätten wir's näher zum Wasser gehabt wie hierher, und Holz liegt da ebenfalls genug. Wenn ich aber einmal in dieser Gegend bin, mag ich auch nirgend anders gern lagern, wie an der Stelle hier, und wenn ich Euch sage weshalb, werdet Ihr mir wohl Recht geben."

„Aber so sagt mir auch weshalb," war meine Antwort, denn diese alten Burschen, die von Jugend auf in den wilden Wäldern leben, haben oft wunderbare Abenteuer mit durchgemacht, und sind doch nur äußerst schwer zum Sprechen zu bringen. An ein einsames, schweigsames und streng abgeschlossenes Leben im Walde gewöhnt, verlernen sie beinahe das Reden. Die seltenen Fälle, in denen sie dann einmal ihr Schweigen brechen, muß man deshalb benutzen, und thut da oft tiefe Blicke in jenes wunderbare Waldleben der Hinterwäldler oder Backwoodsmen, die, abgeschieden von dem Verkehr der Welt, der Wildniß angehören. Jahre lang, nur mit Büchse und Messer bewaffnet, durchstreifen sie allein diese endlosen Dickichte, kämpfen gegen wilde Thiere und oft noch wildere Menschen, haben in Sturm und Regen nur unter dem grünen Laub oder rauher Rinde ihr Dach, und finden zuletzt unter einem Baum ihr einsames Grab, um der Ewigkeit dort entgegen zu träumen.

An Gefahren von Jugend auf gewöhnt, kennen sie aber auch wirklich nur den Reiz derselben, nicht die Furcht davor, und deshalb der einen kaum entgangen, sehen sie der nächsten eben so ruhig entgegen, als ob ihr Leben, ihre gesunden Glieder noch nie bedroht gewesen wären, und der furchtbarste Tod — einsam und verstümmelt in der Wildniß zu verderben — ihnen nicht jede Stunde werden könne.

Mein Alter dachte vielleicht über eine solche Scene gerade jetzt nach, denn tief in Gedanken, das saftig gebratene Wildpret an einem Stock vor sich in den Boden gesteckt, spießte er mit dem Messer die einzelnen freigethauten gelben Blätter auf, und begann dann endlich, während er sich zurück auf seine Decke warf und nach den schneebedeckten Eichenwipfeln aufschaute:

„Früher gab's mehr Wild hier wie jetzt, Miller, damals lagen die einzelnen Ansiedelungen — meist nur improvements — weit auseinander, daß man Tage lang marschiren konnte, ehe man von Fenz zu Fenz kam. Hirsche sind jetzt wohl auch noch genug da, und so lange ich noch auf der Welt zu leben habe, werden sie wohl ausreichen. Mit den Bären ist es aber gewaltig dünn geworden, und man kann jetzt lange

suchen, ehe man die Spur eines einzelnen findet — und doch weiß ich mich noch recht gut zu erinnern, daß ich in dieser selben Flat einmal siebzehn allein in einem einzigen Herbst geschossen habe. Nachher kamen eine Menge Franzosen herüber und hetzten den Wald mit ihren nichtswürdigen Kläffern ab, bis ich ihnen die nach und nach in Wolfsfallen fing. Dann kamen eine Menge von Euern Landsleuten, die uns die alten Eichen umschlugen, Fenzriegel daraus machten und dem armen Wild Schrot auf die Knochen schossen. Sie brachten allerdings nicht viel auf die Haut, aber sie knallten so viel, daß sich das Wild fortzog, denn die Bären mögen besonders das viele Schießen in ihrer Nachbarschaft nicht gerne leiden."

„Aber wenn Ihr selber und allein auf Eure Person siebzehn in einem Herbst geschossen habt, wo sollten sie denn zuletzt noch herkommen?"

„Bah," meinte der alte Jäger, „ich war auch ihr ärgster Feind, und Zeug gab es damals gerade genug, um die paar nicht sonderlich zu vermissen. — Doch das gehört eigentlich Alles nicht hierher, denn daß die jetzige Jagd mit der früheren nicht mehr verglichen werden kann, weiß leider jedes Kind. In der besten Zeit nun, wo man wahrlich keine Stunde durch den Wald gehen konnte, ohne wenigstens einen der alten schwarzen Burschen durch die Büsche rasseln zu hören, wenn man ihn gerade auch nicht immer zu Gesicht bekam, war ich eines Tages hierher gekommen, um eine Woche zu jagen. Ich wohnte damals am Cashriver, und zwar gerade dort, wo jetzt die Fähre ist, und kein Mensch weiter zwischen da und Strong's Postoffice, durch den ganzen Langiesumpf. Daß es ein wenig einsam war, könnt Ihr Euch etwa denken, denn wenn man den nächsten Nachbar vierzig Meilen weit zu suchen hat, kann der Verkehr gerade nicht arg sein. Nur der Postreiter kam alle vier Wochen auf dem sogenannten trail, nach Batesville zu, vorbei. Manchmal statteten uns freilich die Chocktaw-Indianer, die sich besonders in den Ozarkgebirgen aufhielten, einen Besuch ab, aber sie blieben nie lange, denn sie mochten uns Weißen nicht gerne begegnen, und — wußten auch wohl warum. Ich fürchtete die Burschen aber nicht, und die einzige Gefahr, die man bei ihnen lief, war, daß

sie dann und wann ein erlegtes und im Wald aufgehangenes Stück Wild fanden und heimlicher Weise mitnahmen, denn Whisky und Fleisch können sie einmal nicht sehen, ohne zu stehlen.

„Diese Overcupflat war nun schon damals der beste Jagdgrund im ganzen Sumpf, und besonders bei hohem Wasser, wo Hirsche und Bären aus der Niederung hierher getrieben wurden, um ihre Aesung zu suchen, der Zufluchtsort derselben. Nach Hirschen hab' ich auch damals wirklich nur geschossen, wenn ich kein Brod mehr hatte, das heißt, wenn ich 'was Trockenes brauchte, zum Bärenspeck zu essen. Ihr könnt Euch also denken, Miller, daß ich nicht lange zu jagen brauchte, um einen alten feisten Bären aufzutreiben. Der alte Bursche hatte das gelbe Laub dort drüben unter dem knorrigen Baum, den Ihr von hier aus sehen könnt, umgewühlt, um die abgefallenen Eicheln darunter aufzulesen, und ich kam dieselbe ridge, die wir heute zusammen gegangen sind, entlang.

„Es war aber schon weit im Herbst, und das Wetter wurde häßlich und rauh; an dem Morgen selber war ein fataler naßkalter Regen gefallen, halb Wasser, halb Schnee, zum Bürschen*) allerdings vortrefflich, denn das Laub raschelte nicht, aber sonst nichts weniger als angenehm. Es fror mich an die Hände, näßte mir die Decke, und ich wußte nicht einmal, wie ich mein Gewehr trocken halten sollte. Wie ich aber den Bären erspähte, war ich im Augenblick warm; das Herz schlug mir wie ein Schmiedehammer in der Brust, und ich mußte ein paar Minuten stehen bleiben, um erst wieder Athem zu schöpfen und Luft zu bekommen. Es war aber auch ein so großer und starker Bär, wie je einer eine Fährte in diese Sümpfe eingedrückt, und trug wenigstens seine vierzig Gallonen Oel im Fett mit umher. Er sah ordentlich glänzend aus. Ich hielt mich aber natürlich nicht lange mit Umhergucken auf, nahm die Büchse an die Backe, zielte und drückte ab.

„Damals hatte ich einen alten Hund bei mir — er hieß

---

*) Was der amerikanische Jäger nicht stalking wie der englische, sondern still hunting nennt.

Watch, und ich sehe ihn noch vor mir — da unter dem Baum, Miller, unter dem Ihr liegt, habe ich seine Knochen eingescharrt —, der alte Bursche konnte kaum mehr laufen, so hatten ihn die Bären zugedeckt, und nicht einen Finger konntet Ihr ihm auf die Haut legen, wo er keine alte oder frischere Narbe trug — er war immer ein bischen ungeschickt mit den Schwarzfellen und außerdem viel zu hitzig gewesen. Eine Stunde lang hätte ich auch hinter einem Baume liegen und zielen, oder mein Wild anschleichen können — es wäre ihm nicht eingefallen, vorzuspringen oder nur die geringste Bewegung zu machen. Hatte ich aber einmal abgedrückt, dann wär' es auch eben so leicht gewesen, die Kugel zurück zu rufen, wie den Racker.

„Nach dem Schuß — denn daß ich nicht fehlte, wußte er — prallte er denn auch richtig wieder vor, und ehe der Bär „wie geht's?" sagen konnte, hatte er ihn irgendwo in den Weichen und wollte ihn auf die Seite reißen. So oft er aber das Spiel auch gespielt, diesmal mißrieth's. Petz, allerdings getroffen, schien doch nicht das Mindeste von dem Schuß zu spüren und erwischte Watch am Kragen. Euch, Miller, brauch' ich nicht zu sagen, wie er mit seinen Tatzen umzugehen weiß; wie ich gehört habe, hat Euch einer von der Verwandtschaft in den Ozarkgebirgen selber einmal eine Probe davon gegeben. Nur ein einziges Mal hieb er auch herum, und ich stieß einen lauten Schrei aus, als ich sah, wie mein armer Watch, einem nassen Sack gleich, auf die Seite flog. Wohl hatte ich indessen schon wieder das Pulver im Lauf drin und eben die Kugel aus der Tasche genommen, und fast unwillkürlich sprang ich noch im Laden ein paar Schritte dem Bären zu. Wie der mich aber durch die Bewegung entdeckte, ersparte er mir die Mühe, und ich behielt jetzt kaum Zeit, mein Messer heraus zu reißen, als ich ihn auch schon auf mir hatte.

„Wie es nachher weiter wurde, kann ich selber kaum mehr sagen, ich weiß nur, daß ich heftige Schmerzen fühlte, mit meinem Messer wild um mich stach, daß mich ein furchtbares Gewicht zu Boden warf, und dann vergingen mir die Sinne. Ich bin auch nicht im Stande, genau zu sagen, wie lange ich so gelegen habe. Als ich aber wieder zu mir kam und er-

schreckt in die Höhe springen wollte — vermochte ich es nicht. Meinen linken Arm, mein rechtes Bein war ich nicht mehr im Stande zu bewegen und fand — daß sie beide gebrochen seien. — — „Ich bin gerade nicht nervenschwach, Miller, wie Ihr mir wohl auf mein Wort glauben werdet. Was ich aber auch schon vorher mit Bärenkämpfen und indianischen Ueberfällen und Hinterhalten, mit Beschwerden und Strapazen durchgemacht, war nur Kinderspiel gegen dies erste Bewußtsein der Lage, in der ich mich befand; gegen dies erste Gefühl des furchtbaren Todes, der mir jetzt in der Wildniß, fern, ja aus dem Bereich jeder möglichen Hülfe, bevorstand. Vielleicht dabei von Blutverlust noch außerdem erschöpft, denn wie ich später fand, hatte ich unzählige Wunden am Körper, verließ mich wieder auf kurze Zeit die Besinnung. Aber diesmal dauerte es nicht lange. Ich kam wieder zu mir, und mit dem neu erwachenden Bewußtsein erwachte auch auf's Neue der Trieb zum Leben, der den Menschen ja so schwer verläßt.

„Vor allen Dingen peinigte mich ein quälender Durst, und da ich mich glücklicher Weise in der Nähe des Flusses befand, beschloß ich, dort hinab zu kriechen. Dann fand sich vielleicht auch ein Mittel, um dieser furchtbaren Lage zu entkommen. Wohl sah ich mich vorher nach dem Bären um, denn daß ich ihn erst mit der Kugel und später mit dem Messer getroffen, wußte ich recht gut; aber jedenfalls mußte er noch Kraft genug behalten haben, um den Platz wieder zu verlassen, und obgleich ich mich trotz des stechenden Schmerzes auf mein linkes gesundes Bein aufrichtete, konnte ich ihn nirgends entdecken — er war fort. Nur mein armer Hund lag etwa zwanzig Schritt von mir entfernt in dem Wipfel eines umgestürzten Baumes — todt, und die Zähne in machtlosem Grimme zusammengebissen, machte ich mich jetzt auf die Wanderung, dem Flusse zu. Aber, guter Gott! ich sollte bald finden, welch' elender Krüppel ich jetzt geworden.

„Das rechte Bein und der linke Arm gebrochen, den Arm dabei noch ganz zerfleischt, war ich kaum im Stande, mich von der Stelle zu bewegen, und jeden Zoll breit, den ich vorwärts rückte, hätte ich laut aufschreien mögen — aber ich mußte hinab, wenn ich nicht verschmachten wollte.

„Meine Büchse schleppte ich dabei mit mir — es blieb immer eine Art von Trost, das alte Schießeisen wenigstens in der Hand zu halten — eine letzte Hülfe in der Noth, wie ich glaubte, und endlich, wohl nach zwei Stunden Arbeit, wie ich sie keinem Menschen weiter in seinem ganzen Leben wünschen will, erreichte ich die Stelle hier, auf der wir jetzt vergnügt und bei einem warmen Feuer lagern — und trank. Dann aber verließen mich auch meine Kräfte wieder und ich lag wohl eine Stunde regungslos auf dem kalten nassen Boden, bis es mich zu frösteln anfing.

„Und was sollte nun aus mir werden? Ich untersuchte, wie ich mich nun wieder regen konnte, meine Büchse, und erinnerte mich jetzt, daß ich nicht mehr Zeit gehabt hatte, sie zu laden — mit einem Arme war das aber unmöglich, da ich mich nicht einmal dazu aufrichten konnte. Fast unwillkürlich fühlte ich nach meinem Messer, aber auch das stak nicht im Gürtel und lag wahrscheinlich irgendwo dort oben, wo mich der Bär gefaßt hatte. Zurück, es zu suchen, konnte ich aber nicht, und war so — verstümmelt und wehrlos — dem sichern Tode, wie ich glaubte, preisgegeben.

„Indessen dunkelte es, und erschöpft von der fast übermenschlichen Anstrengung, mit Schmerzen, daß ich fürchtete, wahnsinnig zu werden, suchte ich mir meinen Lagerplatz für die Nacht so gut als nur irgend möglich herzurichten. Fieberfrost schüttelte mich zugleich, und mit unsagbarer Mühe breitete ich mir endlich meine wollene Decke so aus, daß ich darauf zu liegen kam und mich auch zugleich damit zudecken konnte.

„So verbrachte ich die Nacht; ich schlief auch gegen Morgen ein — und das Erwachen wieder!" —

Der alte Mann schauderte in der Erinnerung an jenen furchtbaren Morgen noch zusammen und schwieg eine ganze Weile, ehe er Fassung genug gewann, fortzufahren.

„Wie ein zum Tode Verdammter kam ich mir vor," sagte er endlich leise, „und schon die geringste Bewegung strafte sich mit den furchtbarsten Schmerzen. Meine Glieder waren geschwollen, und ich fühlte bald, daß ich nicht im Stande sei, mich auch nur zu regen. — Aber das nicht allein; das Wetter

war kalt und frostig geworden; ein leichter Reif schien den Boden erhärtet zu haben, und große Flocken Schnee fielen durch die kahlen Baumwipfel nieder. Eine Stunde später, und es schneite, was vom Himmel herunter wollte.

„Im Anfang hielt ich dies für mein Todesurtheil, und jede fallende Flocke schien mich zu ersticken. Bald aber fand sich, daß der deckende Schnee mein Schutz vor der Kälte, meine Rettung vor dem Verschmachten wurde — — Rettung vor dem Verschmachten? — Lieber Gott! durfte ich noch auf Rettung hoffen, und war dieser Zustand mehr als eine Frist, die mir zum Athmen vergönnt wurde? — mehr als eine Verlängerung meiner Qualen?

„Halb in einem betäubenden Schlaf, halb in qualvollem Wachen verbrachte ich den Tag, verbrachte ich die nächste Nacht. Hunger spürte ich gar nicht, und den Durst löschte ich durch den auf mein Gesicht fallenden Schnee, von dem ich schon gegen Mittag um wohl fünf Zoll bedeckt war. — Und wieder brach die Nacht an, Miller, und wie es dunkler und dunkler wurde, war es mir, als ob ich nicht allein vom Licht, als ob ich auch vom Leben Abschied nehmen müßte — aber heute bekam ich Gesellschaft. Schon mit der Dämmerung fingen die Wölfe an zu heulen, die wunderbarer Weise erst jetzt die Witterung von unserem Kampfplatz zu bekommen schienen. Jedenfalls aber war der Bär nicht weit von dort, wo er meine Kugel bekommen hatte, verendet, denn bald hörte ich, wie sie sich, etwa zweihundert Schritt von mir entfernt, sammelten, erst eine Zeit lang heulten, und dann knurrten und sich bissen, wie Hunde, die sich um einen Knochen zanken. Die Schwächsten der Schaar wurden dann auch bald zurückgescheucht, und den Platz im weiteren Kreise umschweifend, kamen sie ganz in meine Nähe und fanden endlich meinen armen Hund."

„Halbverhungerte, gierige Bestien, die sie immer sind, hörte ich nur zu deutlich, wie sie darüber herfielen, und dann, als sie sich daran gesättigt, konnte ich sogar ihre Schritte unterscheiden, wie sie näher und näher an mich herankamen, wahrscheinlich um dort, wo ich lag, am Fluß zu saufen.

„Irgend einer der Schaar mußte mich dabei wohl gewittert haben, denn dicht neben mir knisterte plötzlich der Schnee. Der gerade umschlagende Luftzug verrieth jedoch dem feigen Gesindel zugleich die Nähe eines Menschen, und überdies gesättigt, zogen sie sich scheu in sichere Entfernung zurück — aber ich wußte, daß sie wiederkehren würden.

„Die Nacht schneite es noch fort, aber am nächsten Morgen klärte sich der Himmel auf und es wurde hell und bitter kalt. Jetzt fühlte ich wohl, daß ich ohne die enorme Schneehülle, die auf meiner wollenen Decke lag, erfroren wäre, aber ich konnte und durfte mich auch nicht rühren, und was sollte nun aus mir werden? Hätte ich mein Messer bei mir gehabt, so würde ich an dem Tag, an dem mich Verzweiflung faßte, meinem Leben durch Oeffnen einer Ader ein Ende gemacht haben. Wie aber der dritte Abend anbrach, stumpfte sich dies Gefühl des letzten Zeichens eines Bewußtseins vom Leben auch ab; ich wurde gleichgültig — gleichgültig gegen den Tod, wie gegen mich selber, und starrte wild und finster zu einer Schaar krächzender Raben auf — meine einzige Gesellschaft —, die über Tag an den von den Wölfen übergelassenen Resten umhergehackt hatten und jetzt ihren Schlafplatz in den blätterlosen Zweigen über mir suchten.

„Merkwürdig war mir nur, daß ich gar keinen Hunger spürte, auch aß ich verhältnißmäßig wenig Schnee. Nur dann und wann nahm ich etwas mit meiner rechten, gesunden Hand, legte es mir auf die heißen Lippen und auf die Stirn, und verträumte die Stunden in einer Art Halbschlaf, in dem ich kaum zu rechtem Bewußtsein meiner Lage kam. Aber die Wölfe weckten mich aus dem.

„Es war noch nicht ordentlich dunkel geworden, als ich ihr widerliches Geheul schon wieder in der Nähe hörte, und diesmal, schien es, hatten sie von dem Bären nicht genug übrig gelassen, um es der Mühe werth zu halten, sich darum zu beißen. Der ganze Trupp kam näher und näher -- jedenfalls hatten sie die Witterung von mir bekommen, aber sie scheuten sich nicht mehr davor, und der gefräßige, unersättliche Trupp witterte neue Beute. — —

„Deutlich hörte ich ihren leichten Schritt hinter mir im

Schnee näher und immer näher, und schon war es mir, als ob ich den heißen Athem einer der Bestien an meinem Haar fühlte. Ich wollte den Kopf drehen, aber ich konnte nicht, und mit Mühe hob ich nur den rechten Arm empor — das scheuchte sie fort — noch wagten sie nicht, den Lebenden anzutasten, und den ersten Theil der Nacht streiften sie in der Nachbarschaft im Wald umher, um vielleicht andere Beute zu finden.

„Haben sich die Wölfe in der Nacht gesättigt, so wißt Ihr wohl, Miller, daß sie sich um Mitternacht durch ihr Geheul zusammenrufen und dann gemeinschaftlich ihre Schlupfwinkel wieder aufsuchen. Nur wenn sie der Hunger treibt, streifen sie bis zur Morgendämmerung umher. Heute aber waren sie durch meine Witterung abgehalten worden, andere Beute zu suchen, und deshalbnoch nüchtern, und Ihr könnt Euch deshalb denken, wie sie heulten. Der ganze Trupp getraute sich aber noch immer nicht, den Menschen anzugreifen; trotzdem verließen sie den Ort nicht, und einzelne der Kecksten kamen immer noch dann und wann im Schnee herbeigeschlichen, wahrscheinlich jedesmal in der Absicht, diesmal einen Angriff zu wagen, immer aber wieder durch das Bewußtsein zurückgescheucht, es mit einem Menschen zu thun zu haben. So gierig und gefräßig die Bestien sind, so feig sind sie auch.

„Die stete, furchtbare Aufregung und Angst aber, in der ich in meinem hülflosen Zustande lag, die körperliche Erschöpfung dazu, denn die gebrochenen Glieder waren mir vollständig abgestorben, rieben mich zuletzt so auf, daß ich in eine Art von Ohnmacht fiel. In diesem halb bewußtlosen Zustande war es mir einmal, als ob ich einen Schuß hörte, aber ich hatte die Kraft verloren, es zu beachten — ich träumte und träumte endlich, daß mich Jemand an der Schulter fasse und schüttle und meinen Namen rief, und wie ich zuletzt die Augen aufschlug, sah ich ein menschliches Angesicht über mich gebeugt — mehr konnte ich nicht erkennen, dann kam der Gedanke an Hülfe über mich, und wieder sank ich bewußtlos zurück.

„Der aber, der mich da gefunden, war Prince, Ihr kennt ihn, Miller, einer unserer besten Jäger und im Walde geboren

und groß geworden. Er war auch viel zu praktisch, weiter Zeit mit mir zu versäumen, denn er mochte wohl sehen, wie es mit mir stand. Rasch, wie er mir später erzählte, zündete er ein Feuer an und kochte einen Kaffee, von dem er mir ein paar Schluck einflößte, und als er mich wieder so weit hatte, daß ich ihm mit ein paar Worten meinen Zustand schildern konnte, hing er seine Decke und sein Jagdhemd neben mir auf, die Wölfe zurückzuscheuchen, wenn sie wiederkehren sollten, warf sich auf sein Pferd und sprengte, so rasch ihn das tragen konnte, waldein, um Hülfe herbeizuholen — und die war Gott sei Dank nicht so weit entfernt. Kaum drei Meilen von dort, wo er mich gefunden, lagerte nämlich seine Jagdgesellschaft, der alte Houston, Broadly, den wir vor drei Jahren begraben haben, und noch ein paar junge Burschen aus Kentucky. Drei Stunden später hatte er sie beisammen und bei mir, und ich war gerettet; aber, Miller, ich dürfte Euch ein Jahr lang erzählen, und ich wäre nicht im Stande, Euch nur halb zu schildern, wie mir zu Muthe war, als ich wieder Menschen, als ich Freunde um mich sah.

„Freilich hatte ich auch schwer auszustehen, bis sie mich mit meinen zerbrochenen Gliedern in das nächste, etwa achtzehn Meilen entfernte Haus schafften, und die wackeren Burschen trugen mich den größten Theil des Weges selber in einer Decke — und befestigten diese nur zwischen zweien der ruhigsten Pferde, wo es der Wald erlaubte. Aber wir kamen doch hin, und Prince, ein halber Doctor, besonders in Allem, was Pferdekrankheiten betraf, schiente mir meine gebrochenen Glieder mit Hickoryrinde und Bast so prächtig zusammen, daß ich nach sechs Wochen schon wieder mit der Büchse auf der Schulter doch wenigstens bürschen gehen und mir mein Brod selber verdienen konnte. — Ich brauchte mich nicht mehr wie ein kleines Kind füttern zu lassen.“

„Aber wie hatte Euch Prince gefunden?“

„Das verdanke ich Niemandem weiter,“ lachte der Alte, „als meinen Freunden, den Wölfen. Daß sie die letzte Nacht so hartnäckig an der einen Stelle heulten, machte Prince, der sie von seinem Lagerplatz aus hören konnte, zuerst aufmerksam. Mit Tagesanbruch bürschte er deshalb der Richtung zu

und schoß einen alten Wolf, der ganz allein, wie in Gedanken, unter einem Baum stand. Die Kugel warf den alten Burschen in seinen Fährten über den Haufen; dem scharfen Auge des Jägers konnte aber nicht entgehen, daß er von dort aus, wo er jetzt verendet lag, den Platz nach einer bestimmten Richtung hin verschiedene Male schon verlassen habe und immer hierher zurückgekehrt war. Daß es nicht mehrere gewesen waren, ließ sich deutlich erkennen, — was hatte die alte ausgehungerte Bestie also auf dem Korn gehabt? — Prince, neugierig geworden, ging den Fährten nach, und versicherte mir, daß er mir beinahe auf den Kopf getreten sei, so dicht hinan hätten ihn diese geführt."

„Und das hier war die Stelle?" sagte ich zusammenschaudernd, denn solch ein Schicksal konnte Jedem von uns fast jeden Tag vorbehalten sein.

„Der Fleck hier," nickte der stille Tom, „und brünstiger habe ich in meinem Leben nicht gebetet und dem lieben Herrgott für meine wunderbare Rettung gedankt, wie damals, als ich zum ersten Mal wieder die Stelle hier *gesund* betrat. Damals suchte ich auch die Gebeine meines alten Watch zusammen — das Alles wenigstens, was die Wölfe noch davon übrig gelassen hatten, und begrub es hier an derselben Stelle, an der ich die langen Tage und Nächte hülflos im Walde gelegen. Auch des Bären Knochen fand ich später von Wölfen und Raben glatt und sauber abgenagt. Der alte Bursche war noch etwa zweihundert Schritt gelaufen und dort verendet."

„Aber Ihr habt das Bärenjagen deshalb nicht aufgegeben?"

„Aufgegeben — ich?" rief der Alte, die Feuerbrände zusammenstoßend und seine Decke sich etwas besser unter den Kopf rückend — „erst recht *angefangen* hab' ich's von da an, hatt' ich doch eine Scharte auszuwetzen, daß mich der eine von ihnen so umgeworfen und meinen besten Hund erschlagen hatte. Aber ich denke, ich hab's ihnen auch heimgezahlt. *Den* Platz hier freilich könnt' ich nicht vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt würde, und meinem ärgsten Feinde will ich keine *Stunde* seines Daseins so wünschen, wie ich die *Tage* und *Nächte* hier verlebt."

„Jetzt aber, denk' ich, hängen wir den Hirsch auf und schießen noch ein paar mehr vor Abend, denn der Schnee bleibt doch keine vierundzwanzig Stunden liegen. Morgen können wir's zusammen trocknen, und nachher hol' ich meine Pferde und schaff's nach Hause — seid Ihr's zufrieden?"

Was sollte ich dagegen einzuwenden haben? Mein ganzes Leben hatte damals keinen andern Zweck als die Jagd, und wo ich der folgen konnte, war ich auch daheim. Den Leser aber kann es weiter nicht interessiren, was wir noch mitsammen schossen; nur die Erzählung des alten Mannes hatte ich ihm mittheilen wollen, die keineswegs in dem Leben jener wilden Waldbewohner vereinzelt dasteht. Es ist ein stetes Ringen mit Beschwerden und Gefahren, — und der Lohn? Ja, wer nicht selber Jäger ist, dem wäre es unmöglich, den Lohn für *solch* Entsagen zu erklären, wer aber wirklich Jäger *ist*, versteht es ohne weitere Worte.

Das Postbureau in Arkansas.

Als ich zuerst an den Fourche la fave kam — ein kleiner Fluß, der sich oberhalb Little Rock in den Arkansas ergießt — schlenderte ich viel in der dortigen Gegend umher, um sowohl das Revier, wie die dort ziemlich spärlich umhergestreuten Nachbarn kennen zu lernen.

Das Wort Nachbar ist in den Backwoods überhaupt ein außerordentlich dehnbares, und man beehrt dort nicht selten Plätze mit dem Ausdruck „Nachbarschaft", bei denen man sich in Deutschland, um zu ihnen zu gelangen, eine „glückliche Reise" wünschen würde.

Wo die Leute jedoch so zerstreut wohnen und sich bald da, bald dort neue Squatter im Walde niederlassen — deren Aufenthalt und Dasein man nicht selten erst dann erfährt, wenn man einmal zufällig in einem Dickicht gerade gegen ihre Fenz rennt — läßt es sich aber etwa denken, wie es mit einer Postverbindung bestellt sein muß. Am Fourche la fave wenigstens existirten damals nicht einmal Postreiter, die weiter oben und unten im Staat die „mail" von einer kleinen „Stadt" zur andern brachten.

Das Städtchen Perryville hatte allerdings einen Posthalter, dieser aber machte mit seiner Frau zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung aus, während das letzte Drittel ein deutscher Krämer — ein Junggeselle — bildete; und eigenthümlich war es dabei, daß die ganze männliche Bevölkerung

von Perryville weder schreiben noch lesen konnte. Die Frau war deshalb auch eigentlich der Posthalter. Bis auf den heutigen Tag habe ich aber noch nicht erfahren können, auf welche Art ihm die Briefe zugeschickt wurden. Ein officieller Bote kam wenigstens nie; Posten und Dampfer existirten ebenfalls nicht, und es blieb die einzige Möglichkeit, daß die Pakete zufällig dort in die Gegend Reisenden anvertraut wurden, gerade so wie der Posthalter ihm übergebene Briefe durch jedes Individuum beförderte, das nur die Absicht kundthat, nach Little Rock zu reiten oder in einem Canoe dahin zu fahren.

Was an Briefen also zufällig ankam, blieb bei Houston, wie der Posthalter oder Postmeister hieß, liegen, bis der Eigenthümer eines dort liegenden Briefes einmal hinkam und nachfragte, ob etwas für ihn da sei. Außerdem konnte er dann noch von Glück sagen, wenn er das Vorhandene wirklich bekam.

Im Laufe der Zeit, das heißt in den letzten sechs, acht Monaten, hatte sich denn auf solche Art ein kleiner Vorrath von Briefen bei dem Postmeister — oder vielmehr bei seiner Frau — angehäuft, die alle ihren Eigenthümer in den verschiedenen Ansiedelungen des Fourche la fave haben sollten, bis jetzt aber noch nicht abgeholt oder als unbestellbar liegen geblieben waren.

Da übrigens kein Mensch wissen konnte, daß ich mich gerade in der dortigen Gegend befand, so durfte ich selber einen Brief erwarten, bekümmerte mich deshalb auch nicht um die Posthalterei und sprach eines Nachmittags nur bei Houston vor, um von ihm, der ein vortrefflicher Jäger war, die Richtung einer dort in der Nähe befindlichen natürlichen Salzlecke zu erfragen.

Da sein Mais für das Jahr bestellt war, hatte er natürlich auf der Gotteswelt nichts zu thun, und erbot sich freundlich, mich zu begleiten und mir den Fleck zu zeigen. Nur ein paar Kugeln wollte er vorher noch gießen.

Er war noch damit beschäftigt, als ein Nachbar anlangte, ein Mann, der erst vor einigen Jahren aus Virginien nach

Arkansas herübergesiedelt war und mit dem alten Staat noch außergewöhnlicher Weise in Briefwechsel stand. Er war wenigstens, wie Houston meinte, im letzten halben Jahr „sein bester Kunde gewesen", und kam auch jetzt wieder nur deshalb von seiner etwa achtzehn Meilen entfernten Farm herüber geritten, um nach einem Brief zu fragen, der vor drei Monaten von Virginien abgeschickt, aber bis jetzt noch nicht in seine Hände gelangt war.

„Hallo, Gawlers!" rief ihm Houston entgegen, als er ihn mit dem Pferd vor seinem Hause halten sah, „steigt ab und kommt herein, Mann, Ihr seid doch jedenfalls wieder hinter so einem gesiegelten Ding her." —

„Ja wohl, Houston," sagte der „Nachbar", indem er der Einladung folgte und den Zaum seines Pferdes über die nächste Fenzecke warf, „hört einmal, der Brief muß aber da sein, nach dem ich jetzt schon dreimal gefragt habe, denn gestern ist ein alter Nachbar von mir aus Virginien bei mir gewesen und hat mir versichert, daß er ihn selber auf die Post gegeben."

„Na, wenn Ihr den Mann selber gesprochen habt," meinte Houston, „was liegt Euch dann noch an dem Wisch? Seid doch froh, daß er nicht angekommen ist, denn Ihr spart da Euern Vierteldollar Postgeld, und das ist reiner Profit. Könnt ihn nachher in Whisky verwerthen."

„Unsinn", versetzte der Fremde; „ich wollte lieber fünfzig Dollars verlieren, als den Brief, denn es sind wichtige Papiere darin."

„Wer schickt aber auch wichtige Papiere nach Arkansas in den Wald," meinte Houston trocken, indem er die Kohlen unter seinem Kugellöffel anschürte. „Hier ist er übrigens nicht eingetroffen, so viel bleibt sicher: wenn Ihr Euch aber noch einmal überzeugen wollt, so geht meinethalben hinein zu meiner Frau und laßt Euch die alte Schieblade wieder durchwühlen; Ihr werdet's dann doch einmal satt bekommen."

Der Fremde, den Houston „Mr. Gawler" genannt hatte schien mit dieser Art von Postverwaltung schon vertraut, und da der „Postmeister" doch noch einige Zeit zu seinen waidmännischen Vorbereitungen brauchte, und ich neugierig geworden

war, dem „Durchwühlen der Schieblade" beizuwohnen, so folgte ich dem Virginier in das Haus, wo wir Mrs. Houston eifrig an ihrem Baumwollen-Spinnrad beschäftigt fanden. Er machte sie auch augenblicklich mit seinem Wunsch bekannt, noch einmal nach dem schon zu verschiedenen Zeiten erfragten Brief zu suchen, und achselzuckend, als ob sie das Hoffnungslose eines solchen Unternehmens von vornherein wisse, willfahrte sie nichtsdestoweniger bereitwillig seinem Wunsch.

„Sehen Sie sich die Briefe noch einmal an," sagte sie dabei, indem sie zu dem einzigen möbelartigen Gegenstande, einer alten Commode, ging, die an der einen Wand auf drei Beinen lehnte; „mir ist's recht, wenn Sie ihn finden. Wir haben die Pakete aber schon dreimal durchgestöbert, und da drinnen liegt er nicht, so viel ist sicher."

„Dank' Ihnen, Madame," versetzte der Fremde artig; „Sie glauben aber nicht, wie viel mir an dem Brief liegt, und es thut mir nur leid, Sie noch einmal bemühen zu müssen."

„Bitte, ist gar nicht nöthig," meinte die Frau, indem sie wieder zu ihrem Spinnrad zurückging; „sehen Sie den Kasten selber durch. Es soll mich freuen, wenn Sie den Brief doch noch finden."

Das war allerdings eine neue Art von Briefbeförderung; der Fremde schien aber an ein derartiges Verfahren schon gewöhnt, rückte sich einen alten Stuhl zur ausgezogenen Schieblade, setzte sich davor und begann seine trostlose Arbeit.

In dem Kasten lagen außer ein paar alten halbzerrissenen Büchern, die nur noch einen unbestimmten Papierwerth hatten, und mit Socken, Hemdkragen, Halstüchern, alten Pulverhörnern, Stücken weichgegerbten Hirschleders und Gott weiß was noch sonst für Dingen vermischt, etwa vier oder fünf Dutzend Briefe. Theils waren diese mit Bindfaden zu kleinen Paketen zusammengebunden, theils lagen sie einzeln und wild darin umhergestreut, und da ich selber anfing, mich für die Sache zu interessiren, beschloß ich, dem Fremden in seiner verzweifelten Arbeit beizustehen.

Zuerst mußten wir zu dem Zweck das zur Post und nicht zur Post Gehörende von einander scheiden, und nachdem wir,

nach vorheriger genauer Untersuchung, die Briefe auf die eine Seite, den übrigen Plunder auf die andere geschoben hatten, begannen wir unser Werk.

Die einigermaßen anständig aussehenden Briefe waren bald durchgesehen, der erhoffte fand sich aber, wie es Mrs. Huston, durch Erfahrung belehrt, vorhergesagt, nicht unter ihnen, und wir blätterten jetzt die übrigen Exemplare durch, auf deren Adressen sich eine wahre Sammlung von Abnormitäten fand.

Die englische Sprache eignet sich ganz besonders dazu, unorthographisch geschrieben zu werden, und die wackeren Backwoodsmen hatten das denn auch ehrlich benutzt. Manche waren wirklich mit dem besten Willen nicht zu entziffern, und es ließ sich voraussehen, daß sie ihren Platz hier nur noch etwa so lange behaupten würden, bis Mrs. Houston einmal die Geduld verlor oder den Raum nothwendiger brauchte und sie mitsammen in den Kamin warf.

Noch während des Sortirens rutschte uns einer der Briefe durch eine Spalte der etwas zusammengetrockneten Commodenschieblade in das darunter befindliche Gefach, und mit diesem Factum vor uns, leuchtete uns auch die Möglichkeit ein, daß etwas Aehnliches mit früheren Briefen vorgegangen sein könne. Die darauf aufmerksam gemachte Dame leugnete zwar jede derartige Möglichkeit mit der Bemerkung, daß das noch nie geschehen sei. Einmal aber gerade dabei, ließen wir nicht nach, sie zu bestimmen, uns auch in die Geheimnisse der untern Schieblade einzuweihen, und wahrscheinlich mit dem Wunsch, uns dadurch für immer los zu werden, willfahrte sie endlich den dringenden Bitten.

Die zweite Schieblade wurde ausgezogen und der hindurchgefallene Brief wieder seinen früheren Kameraden zugetheilt. Das untere Gefach enthielt aber wo möglich ein noch tolleres Chaos von Gegenständen als das erste, und ich für meinen Theil würde eine Durchforschung desselben augenblicklich aufgegeben haben. Der Virginier dagegen, der die Nase eines Schweißhundes haben mußte, war nicht von der einmal angenommenen Fährte abzubringen.

Rücksichtslos bis zum Aeußersten, nahm er ein Stück nach

dem andern heraus, entfaltete Unterröcke und Kleider, durchsuchte sauber zusammengelegte Hemden und ineinander gesteckte Strümpfe, und sprang plötzlich wie von einer Tarantel gestochen, seinen richtig entdeckten Brief zwischen den Fingern, in die Höhe.

„Da ist er — da ist er!“ rief er dabei mit weit mehr Lebhaftigkeit, als ich ihm bis dahin zugetraut. „Sehen Sie, Mrs. Houston, daß ich Recht hatte?“

„Bless my soul,“ sagte die würdige Dame etwas erstaunt, indem sie ihr Spinnrad für den Augenblick ruhen ließ und zu uns trat, „hätt' ich das doch in meinem Leben nicht geglaubt!“

„Und da steckt noch ein Brief!“ rief ich, denn ich hatte eine verrätherische, halb unter einem Strumpf versteckte Ecke in dem geheimnißvollen Raum entdeckt und herausgezogen. Mrs. Houston nahm ihn mir aus der Hand und las die Aufschrift.

„An Mr. William Cook — na ja,“ sagte sie, „da ist er richtig, und Cook hat sich bald die Beine danach abgelaufen. Hm — ich muß doch meinem Alten sagen, daß er die Schieblade unten verstopft.“

„Ist er da?“ rief Houston, der fertig zur Jagd gerüstet draußen stand, in diesem Augenblick zur Thür herein.

„Richtig gefunden!“ rief Gawler in aller Freude.

„Na ja, ich hab' es ja immer gesagt,“ meinte der Postmeister trocken, „man muß nur richtig nachsehen. Aber da kommen die Leute gewöhnlich her, wollen Briefe haben, fuscheln oben drüber hin und reiten nachher wieder fort. — Seid Ihr fertig, Frederic?“

„Schon lange.“

„Nun dann macht, daß wir fortkommen, es wird sonst zu spät!“ Und mit den Worten schulterte er seine Büchse, Kolben nach hinten, und schlenderte, als ob ihn die Postverwaltung nicht das Geringste anginge, langsam in den Wald hinein.

Der getaufte Baptistenprediger.

Ich war eines Tages am brushy lake, einem sehr guten Jagdplatz, aber in einer furchtbaren Wildniß von Dorn und Sumpf, Schilfbruch und Sassafrasdickicht herumgestreift, und kehrte nach einigen Tagen wieder zu den Ansiedelungen zurück, als ich plötzlich in der Ferne ein Geräusch hörte und mich mit der Möglichkeit, vielleicht noch einem Stück Wild oder gar einem nach Heidelbeeren und wildem Wein suchenden Bären zu begegnen, schon schußfertig machte. Dort hinüber horchend und vorsichtig der Richtung durch das ziemlich dichte Unterholz folgend, unterschied ich aber bald menschliche Stimmen, und gleich darauf schwoll die Melodie eines der gewöhnlichen, dort häufig gesungenen Kirchenlieder zu mir herüber.

„Was um Gottes willen war da im Werke? — Dort hinüber lag, wie ich recht gut wußte, keine Wohnung oder gar Ansiedelung; ein Campmeeting konnte auch nicht sein, denn die wurden immer längere Zeit vorher angesagt, und ich hätte davon jedenfalls schon gehört, ehe ich aufbrach. Was also machten die Leute mitten im Wald, jedenfalls eine gute englische Meile von der nächsten Farm entfernt? Doch davon konnte und wollte ich mich bald selbst überzeugen, und meine Büchse über die Schulter werfend, wanderte ich der Stelle, von der der Gesang hertönte, rüstig zu.

Als ich den Platz nach kurzem Marsch erreichte, fand ich fast alle meine Bekannten aus der Ansiedelung dort ver-

sammelt, und zwischen ihnen, gerade an dem etwas steilen Rand eines kleinen Baches stehend, einen der reisenden Baptistenprediger, der mit aufgewandtem Gesicht, festgeschlossenen Augen und gefalteten Händen das Lied vorsang, in das jedesmal, wenn er zwei Verse davon seinen Zuhörern und Mitsängern mit etwas näselnder Stimme vorgesagt, die ganze Versammlung als Chor einfiel.

Die Baptisten nämlich waren die gefährlichsten Concurrenten der Methodisten, und gewannen dadurch einen ungeheuern Vortheil für ihre Secte, daß sie in einem Landstrich, in dem der größte Theil der Bevölkerung aus Methodisten bestand, diesen nicht entgegen zu predigen brauchten, sondern nur behaupteten: sie hätten „nicht genug gethan", und die wirklich Gläubigen müßten „noch einmal übergetauft werden", um auch vollkommen sicher zu sein, im Bund der christlichen Kirche als wirkliche und ordentliche Mitglieder betrachtet zu werden.

Die Methodistenprediger eiferten dagegen und behaupteten, es sei genug; die Baptisten aber blieben dabei, es wäre nicht wahr, und mir selber sagte einmal ein Farmer, der, doch eingeschüchtert von einem der wandernden Baptisten, die Ceremonie des nochmaligen Taufens an sich hatte vollziehen lassen, mit wirklich komischer Vertheidigung des Schrittes: „Well, sicher ist sicher, und schaden kann's auf keinen Fall."

Was mich wunderte, waren die vielen Frauen — vorzüglich gab es merkwürdiger Weise viele Wittwen in jener Gegend — die sich sämmtlich um den Geistlichen geschaart, wobei mir von den Wittwen wieder besonders eine auffiel, die Blumen im Haar und heute, als mitten in der Woche, ein vollkommen rein gewaschenes Kleid trug. Etwas Außerordentliches ging hier jedenfalls vor, und ich blieb, auf meine Büchse gestützt, am diesseitigen Ufer des Baches ein ruhiger Zeuge des Ganzen — ich hatte nichts zu versäumen.

Es war spät im Sommer, und die Waldbäche führten noch sehr wenig Wasser, ja das meiste stand in einzelnen Vertiefungen derselben, ohne laufende Quellen; auch dieser Bach sickerte nur leise fort über helle Kiesel, und allein an der Stelle, wo wir standen, hatte er, durch irgend ein Hinder-

niß abgeleitet, eine scharfe, ellbogenartige Biegung gemacht um deren weiten Bogen herum sich die fromme Schaar gesammelt, und wo in seinem Bett das angeschwollene Frühjahrswasser sich tief eingewühlt. Dieses Wasserloch schien übrigens die Ursache der jetzigen Zusammenkunft, wie ich bald erfahren sollte.

So wie das Lied beendet worden, begann der Baptist eine Art von Rede oder Predigt zu halten; es war mehr beides was er besonders an die Wittwe, ein starkes, robustes Frauenzimmer, mit einer, wie das Gerücht in der Ansiedelung ging durch Frost etwas gerötheten Nase, richtete. Diese trat denn auch einen Schritt vor, faltete die Hände, in denen sie zugleich ein in Goldschnitt gebundenes Exemplar des Neuen Testaments hielt, auf dem Herzen, und schaute still und andächtig vor sich nieder. Sie war höchstens zweiundzwanzig Jahre alt, aber schlank und kräftig gewachsen, wohl einen halben Kopf größer, als der etwas magere Prediger, und gerade nicht häßlich, hätte nicht die etwas unangenehme Schattirung der Nase und etwas zu starke Augenbrauen dem Gesicht ein älteres und eben nicht liebliches Aussehen gegeben. So still und ruhig sie im Anfang gewesen, um so mehr erregt schien sie zu werden, als der Geistliche tiefer in seine Predigt hineinkam und selber in größeren Eifer, in größere Aufregung gerieth; sie fing an zu seufzen und laut zu stöhnen, zeigte das Weiße in den Augen und rang die Hände unruhig herüber und hinüber, diese Symptome stärker verrathend, wie sich die Stimme des Betenden hob, und mit dieser auch eigenthümlicher Weise sinkend. Erst als der Prediger schwieg, wurde sie wieder ganz ruhig, und in einer kurzen, mit sehr leiser Stimme gesprochenen Anrede an die übrigen Versammelten, von der ich kein Wort verstehen konnte, nahm die wirkliche Ceremonie ihren Anfang.

Der Geistliche ergriff die Wittwe bei der Hand und führte sie einen schmalen Hirschpfad, den er voran niedersteigen mußte, die Bank hinunter bis zum Rand des vielleicht zehn Schritt breiten Wasserbeckens, wo er stehen blieb und nochmals mit monotoner Stimme ein langes Gebet begann. Zwei von den Frauen — ich kannte sie beide, die eine stotterte

furchtbar und die andere kaute fortwährend kleine Stückchen Sassafrasholz — folgten dem vorangegangenen Paar, wahrscheinlich als Taufzeugen, und gegen das Ende des Gebets, wo die junge Wittwe schon wieder Zeichen von wachsender Unruhe gab, erfaßte der Geistliche das stattliche Taufkind mit der rechten Hand um die Taille und drängte sie leise mit sich in das hier langsam tiefer werdende Wasser, das er mit ihr zugleich betrat.

„Oh Loooord!“ stöhnten dabei die Frauen am Ufer, schauten mit gefalteten Händen zum Himmel, und bewegten sich unruhig und ängstlich von einem Fuß auf den andern, als ob ihre Freundin da vor ihnen nicht etwa blos „übergetauft“, wie die Backwoodsmen es nannten, sondern am Ende gar wirklich ertränkt werden sollte — „oh Loooord ha' mercy upon — oh Loooord“ — und dann plötzlich, als ob die ganze Geschichte eigentlich gar nicht wahr wäre, warfen sie wieder die Arme in die Höhe, fingen an die Füße zu heben, als ob sie eine irgendwo aufgestellte himmlische Leiter aufstiegen, und schrieen: „Oh glory, glory — happy, happy glory! — oh Loooord, glory, glory, glory!“

Der Spectakel wurde immer ärger, das Taufkind selber immer unruhiger, und der Prediger, der mit ihm jetzt zu etwa vierthalb Fuß Wasser gekommen war, was ihm schon bis unter die Arme reichte, zog die Wittwe, den rechten Arm immer noch um sie hergeschlagen, mehr zu sich heran, legte ihr, während ihr die eine Taufzeugin vorsorglich das Buch abnahm, die linke flache Hand auf die Herzgrube und drückte sie mit dieser leise hintenüber, daß sie gewissermaßen in seinen rechten Arm zu liegen kam. Er sprach auch dabei irgend ein Gebet oder eine Formel, die Worte aber waren nicht mehr zu verstehen, denn die Umstehenden begannen jetzt ein so furchtbares Geschrei mit Glory- und Happyrufen, daß alles Andere darin unterging und die Wittwe selber, wahrscheinlich auch in der Ahnung des kommenden Bades, das schon ihre Schultern berührte, die Augen, Mund und Nase fest zusammenkniff und ein nichts weniger als andächtiges Gesicht schnitt.

Das Gebet des Predigers schwoll in diesem Augenblick selbst über den Lärm, den die Zuschauer machten; er war in

eine wirkliche Verzückung gerathen, aus der er seine Bitten und Formeln in den Wald ordentlich hineinschrie, und zu gleicher Zeit die Wittwe mit einem plötzlichen Ruck und den Worten: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters" unter das Wasser drückte.

Im nächsten Moment kam die Wittwe sprudelnd wieder zu Tag, und wie sie nur den Mund frei bekam, schrie sie „Glory, glory!" — aber es war das ein wenig zu früh gewesen.

— „des Sohnes!" fuhr der Geistliche kreischend fort, und wieder verschwand gurgelnd der Kopf der Frau, über dem jetzt nur die Blumen schwammen. Wie ein junger Sirenenfisch tauchte das Taufkind diesmal empor — „Glory!" rief sie, aber es klang dumpf und hohl, wie nur aus Versehen, als ob sie hätte um Hülfe schreien wollen, und als sie den dritten Druck auf ihrer Brust fühlte, um die Ceremonie zu beendigen, warf sie beide Arme um den Nacken des frommen Mannes, und im nächsten Augenblick verschwanden im Namen des „Heiligen Geistes" Beide unter der jetzt ordentliche Wellen schlagenden Fluth.

„Glory, glory, happy!" schrieen die trocken am Ufer Stehenden, aber der Feuereifer des Baptisten war gelöscht worden, und während das Taufkind auf meiner Seite in dem wahrscheinlich plötzlich abschüssigen und unerwartet tieferen Wasserloch wieder zu Tage gekommen schien, nur um noch einmal „Glory" zu schreien und dann sich auf immer in die „stillen Wasser" zurückzuziehen, gewann er auf der andern kaum Grund, als er auch, von dem plötzlichen Bad erschreckt, in wilder Eile die Uferbank hinaufkletterte, sich wenig um sein Taufkind kümmernd. Er hatte dessen Seele gerettet, was ging ihn der Leib an?

Von den Farmern waren indeß aber schon zwei Andere, denen das letzte „Glory" doch bedenklich vorgekommen sein mußte, zugesprungen, faßten die Kleider der in einer Art von Verzückung um sich Schlagenden und trugen sie die Uferbank hinauf.

Mehrere der Farmer hatten mich indeß auf der andern Seite des Baches erkannt, und winkten und riefen mir zu, mit hinüber und nach der Ansiedelung zu kommen; ich wußte aber

nur zu gut, was derartigen Ceremonien jedesmal folgte — als Abendessen etwas Milch und Brod, damit die Frauen nicht der nöthigen Andacht entzogen würden, und drei bis fünf Stunden Hymnensingen und Predigen —, schulterte deshalb meine Büchse wieder und wanderte, sehr erbaut von der Scene, zurück in den stillen dämmernden Wald.

Die schwarze Kuh.

Es ist ein ziemlich allbekanntes Sprüchwort: „Störrisch wie ein Esel oder wie ein Maulthier"; aber hast Du schon jemals eine obstinate Kuh treiben müssen, lieber Leser? — Nein? — Da wird es schwer halten, Dir einen richtigen Begriff davon beizubringen. Doch will ich versuchen, Dir eine solche Arbeit zu beschreiben.

Ich hielt mich im Sommer 1841 in jenen Sümpfen auf, die zwischen dem Mississippi und Whiteriver liegen, und die einzige Beschäftigung, die wir dort hatten, war, außer der Jagd, nach den frei im Wald umherstreifenden Heerden zu sehen. Das war auch gerade nicht mit zu viel Arbeit verknüpft, denn grobes Salz an bestimmten Stellen im Wald ausgestellt, hielt die Rinder mit Leichtigkeit in der Nachbarschaft fest. Sie lieben das Salz außerordentlich und entfernen sich nie so weit von der Stelle, wo sie es regelmäßig bekommen, daß sie nicht dann und wann dahin zurückkehren sollten. Bekamen die Kühe Kälber, so hatte man weiter nichts zu thun, als diese letzteren zum Haus in eine Umzäunung zu treiben. Gewöhnlich kamen dann die Kühe Morgens oder Abends, um ihren Aufwuchs zu besuchen und zu tränken, wobei wir sie bald so zahm hatten, daß sie sich selber melken ließen. Daß sie freilich manchmal Melker und Kübel über den Haufen warfen, war eine kleine Unannehmlichkeit, an die man sich eben gewöhnen mußte.

Unter den Kühen befand sich auch eine prächtige schwarze mit weißer Blässe, sehr leicht kenntlich durch das linke heruntergebogene Horn. Diese fanden wir einst mit einem Kalb im Walde, trieben das Kalb, wie gewöhnlich, heim und glaubten die Kuh nun sicher zu haben. Darin hatten wir uns jedoch verrechnet. Sie lief uns allerdings eine Strecke nach, kehrte dann aber plötzlich wieder um und ging ihrer Wege. Das thaten die Kühe allerdings sehr häufig, folgten jedoch den Fährten am nächsten Morgen regelmäßig und ließen ihre Kälber nie im Stich. Diese Rabenmutter dagegen schien uns die Sorge für ihr Kleines ganz allein überlassen zu wollen, und um nicht gezwungen zu sein, das Kalb aufzufüttern, mußten wir es richtig wieder laufen lassen. — Kalb und Kuh fanden sich auch bald wieder zusammen und verschwanden dann auf einige Monate aus der Gegend.

Das ärgerte uns schmählich, und als ich nach einiger Zeit einmal auf der Jagd diese schwarze Kuh mit ihrem Kalb etwa vier englische Meilen von unserem Haus und nicht weit von der Countystraße fand, beschlossen wir der Kuh zu beweisen, daß sie nicht ihr eigener Herr wäre, und sie mit ihrem Kalbe zum Hause zu treiben — ob ihr das nun gefiele oder nicht.

Am nächsten Morgen brachen wir unserer Drei, der alte Stewart, ein junger Amerikaner, Namens Mills, und ich, zu Pferde auf. — Die Gegend, in der ich die Kuh getroffen, hatten wir bald erreicht, spürten dort Alles ab und fanden die beiden Thiere nach etwa einer Stunde in einem Sassafrasdickicht. Das Kalb war seither prächtig gewachsen, ein munterer kleiner, feister, rabenschwarzer Kerl, und keck und wild dabei wie die Alte. Diese stand, als wir uns ihr näherten, unter einem hohen Persimonbaum auf einer kleinen Blöße, wo prachtvolles Gras wuchs, und der Blick, mit dem sie uns betrachtete, gefiel mir eben nicht besonders. Nichtsdestoweniger kreisten wir sie ein und drängten sie, alle Drei in einer Linie reitend, langsam der vielleicht fünfhundert Schritt entfernten Countystraße zu. Dies ließ sie sich auch ganz ruhig gefallen. Nur manchmal nach ihrem Kalb umschauend, trollte sie sachte vorwärts, bis wir die Straße erreichten.

Die Countystraße war ein etwa zwanzig Schritt breiter, schnurgerader, durch den Wald ausgehauener Weg. Die Bäume hatte man dort allerdings sämmtlich weggeschlagen und beiseite geräumt, die Stümpfe standen aber zum großen Theil noch; denn sobald sie so niedrig waren, daß ein gewöhnlicher Packwagen, mit den Rädern an beiden Seiten, darüber hinfahren konnte, hielt man sie für kein Hinderniß weiter. Bei dunkler Nacht wurde aber freilich ein Bereisen dieses Weges unmöglich, und selbst ein Pferd konnte im Dunkeln nur Schritt für Schritt vorwärts gehen.

Sobald wir die Straße erreicht hatten, glaubten wir gewonnen Spiel zu haben, denn die an die Seite gerollten Stämme bildeten die ganze Strecke lang fast eine Barrière. Im Weg angekommen, ritt Stewart in der Mitte und beorderte den Amerikaner auf den rechten und mich auf den linken Flügel. Sowie die Kuh dann auf einer Seite in das Dickicht wollte, sprengte Der, dem diese Seite oblag, vor und verhinderte sie daran. Damit schien die Kuh auch auf etwa hundert Schritt weit einverstanden; als wir sie aber weiter und weiter von ihrem Weideplatz wegbrachten, und sie merkte daß sie getrieben werden sollte, änderte sich die Sache. Mit einem kurzen Blöken, jedenfalls eine Notiz für das Kalb, ihrem Beispiel zu folgen, nahm sie den Anlauf nach meiner Seite und sprang, ehe ich sie daran verhindern konnte, Hals über Kopf in das tollste Gewirr von umgeworfenen Wipfeln und Dornen hinein. Natürlich mußte ich nach, brauchte aber wohl eine Viertelstunde, bis ich ihr vorauskam und sie wieder herum und auf die Straße brachte. Dort aber hielt sie sich nicht einen Augenblick auf, sondern fuhr darüberhin in das andere Dickicht hinein, und jetzt hatte Jim Mills das Vergnügen, sich seinerseits Gesicht und Hände in den Dornen blutig zu reißen. Dieser brachte sie auch nicht nach vorn, sondern sie brach unterhalb wieder aus und lief jetzt auf der Straße zurück, so daß Stewart ihr nach mußte.

Zwei Stunden trieben wir uns mit dieser angenehmen Beschäftigung auf ein und derselben Stelle umher, und wenn wir glaubten, wir hätten die Kuh einen Augenblick ruhig, so brach das Kalb wieder seitab und die Alte setzte hinterher.

Da sie nie weit lief, schien sie sich auch nicht einmal sonderlich anzustrengen, während unsere Pferde schon von Schweiß tropften. Jim Mills, ein baumlanger Kenkuckier, der ein kleines braunes Pony ritt, wurde endlich wüthend; geflucht hatte er überdies schon an dem Morgen, daß einem Heiden hätte die Haut schaudern mögen. Er setzte also jetzt seinem Pony die Hacken in die Seiten, sprengte wie toll und blind auf die Kuh ein und wollte über sie wegreiten, um sie einzuschüchtern. Das nahm sie ihm jedoch entsetzlich übel, fuhr mit dem Kopf unter den Bauch des Pferdes, das sie glücklicher Weise des niedergebogenen Hornes wegen nicht beschädigte, warf den Kenkuckier aus dem Sattel und war im Nu wieder im Dickicht verschwunden.

Natürlich amüsirte uns des Langen Fall außerordentlich; wie er sich aber wieder aufgelesen hatte und in voller Wuth nach wollte, hielt ihn Stewart zurück und machte den Vorschlag, das Kalb allein zu treiben, vielleicht daß die Mutter dann von selber nachkäme. Ja, wir hatten gut treiben! Erstlich machte uns das Kalb beinahe so viel Last, wie die Alte, und dann dachte diese gar nicht daran, sich weiter um uns zu bekümmern.

Nun wäre es allerdings das Vernünftigste gewesen, die Kuh ruhig laufen zu lassen. Weit fort ging sie doch nicht, und wollten wir das Kalb später einmal haben, so konnten wir es ja schießen. Der alte Stewart hatte aber noch einen größeren Dickkopf als die Kuh. Er fluchte allerdings nicht, denn er war Methodist, versicherte aber, er wolle die Kuh nach Hause bringen, und wenn er einen Monat hinter ihr herlaufen sollte.

Nach diesem Beschluß preßten wir uns in das Dickicht hinein, nahmen die Fährte der Flüchtigen auf, die sich jetzt waldein gewandt, und holten sie auch nach einer Viertelstunde wieder ein. Das Terrain war aber dort entsetzlich — lauter Dornen- und Sassafrasdickichte, und hier und da eine trockene Slew, wie die durch die Ueberschwemmungen der Sumpfwasser gerissenen Betten genannt werden. Da ging es denn auf der einen Seite die steile Bank hinunter und an der andern wieder hinauf, und die Kuh mit hochgehobenem Schwanz immer voraus.

Mir riß der Sattelgurt, wie ich gerade einen solchen steilen Platz hinaufsetzte, und ich behielt eben noch Zeit, das Pferd um den Hals zu fassen. Während aber der Sattel unter mir fortrutschte, ging die Hetze weiter. Wie oft ich und die Uebrigen durch dornige Schlingpflanzen vom Pferde gerissen wurden, kann ich nicht mehr sagen, nur so viel weiß ich noch, daß wir uns vier volle Stunden mit der Bestie herumtrieben, ehe wir sie nur wieder auf die Straße brachten, und dort war ihr Erstes, daß sie abermals auf der andern Seite in das Dickicht setzte. Hier gerieth sie aber glücklicher Weise dermaßen in den Wipfel eines dorthin geschleiften Baumes, daß sie nicht gleich wieder heraus konnte. Stewart, ein ganz vortrefflicher Reiter und alter Bärenhetzer, war dicht hinter ihr, warf sich vom Pferde, sprang ihr nach dem Kopf und hielt sie, bis wir zu seiner Hülfe herbeikamen. Auf seine Anordnung hieb ich jetzt mit meinem breiten und schweren Jagdmesser eine etwa sieben Fuß lange, starke Stange ab, diese banden wir ihr mit Seilen quer vor den Kopf, hatten dann noch etwa eine halbe Stunde Arbeit, um sie aus dem Wipfel, in dem sie festsaß, herauszuhauen, und ließen sie nun auf die Straße.

Allerdings versuchte sie jetzt augenblicklich wieder zur Seite auszubrechen, aber das Querholz ließ sie nicht mehr in's Dickicht hinein, und wie sie endlich merkte, daß sie uns nicht mehr ausweichen konnte, blökte sie ihr Kalb herbei und rannte nun, so rasch sie laufen konnte, die Straße entlang unserer Farm entgegen.

Das war Alles, was wir wollten. Mit lautem Jubelgeschrei sprengten wir hinterdrein, und Stewart konnte kaum vorauskommen, um bei Zeiten die Fenz zu öffnen, in die wir sie hinein haben wollten.

Am nächsten Morgen ritt ich vor Tag den Weg zurück, um meinen gestern im Stiche gelassenen Sattel zu holen, denn ich wollte zum Frühstück gerne wieder zu Hause sein. Den Sattel fand ich auch bald, und als ich die Farm wieder erreichte, kam mir Mills dort entgegen.

„Weißt Du 'was Neues?“ rief er mir schon von Weitem zu.

„Nun, was giebt's?“ fragte ich. „Wollen wir wieder eine Kuhhetze machen?“

„Gelegenheit hätten wir!“ sagte er mit einem gotteslästerlichen Fluch. „Denke Dir, die verdammte schwarze Bestie hat in der Nacht die Fenz eingeworfen und ist mit dem Kalb wieder zum Teufel!“

Das war das letzte Mal, daß wir die schwarze Kuh und ihr Kalb gesehen, denn mit der Behandlung unzufrieden, mußte sie ihre alten Weidegründe verlassen haben. Ich verschwor aber von dem Tag an, nie wieder eine schwarze Kuh zu treiben.

Hilger's Truthühner.

Das kalte Fieber hatte mich in den Whiteriversümpfen wieder einmal tüchtig abgeschüttelt, und trotz allem Chinin, boneset und spanischen Pfeffer, wie den verschiedenen numerirten Medicinen der arkansischen „Dampfdoctoren" wurde ich es nicht los. Ich verschrieb mir deshalb selber eine Luftveränderung und beschloß in die gar nicht so fernen Hügel hinaufzusteigen, wo diese entsetzliche Plage der amerikanischen Wälder lange nicht die Macht hat, wie in der Niederung. Dort in den Bergen wohnte überdies ein alter Bekannter von meinen früheren Zügen her, dem ich damals fest versprochen hatte, ihn aufzusuchen, falls ich je wieder in seine Nähe käme, und da konnte ich jetzt mein Wort einlösen, wie auch bei den lieben Leuten mich ordentlich erholen.

Noch in den Vorbergen traf ich Leidensgefährten, die aber hier schon Halt gemacht hatten, um natürliche, dort dem Boden entspringende Schwefelquellen zu benutzen, und ich selber hielt dort, um mir die Hälfte eines kurz vorher erlegten Truthahns zu braten und mich in etwas zu meinem Marsch zu stärken.

Der Platz war übrigens auch interessant genug, um kurze Zeit dabei zu verweilen, und mit einem Wort ein ächt amerikanischer Badeort, für den die Kunst noch gar nichts, die Natur Alles gethan.

An einem wahrhaft reizenden Hügelhang, von Eichen und

Hickorys und wildem Sumach wie anderen Blüthenbüschen bewaldet, entquollen dem Boden acht oder zehn ziemlich stark schwefelhaltige Quellen, und einzelne derselben lagen ordentlich malerisch im Schatten von wildem Wein und anderen Lianen versteckt. Auf zehn oder fünfzehn Meilen befand sich keine Ansiedelung, und doch glich der Platz hier mehr einem künstlich angelegten Park, als einer Wildniß, die zehn Monate im Jahr nur der Hirsch Nachts auf seiner Wanderung besucht. Menschliche Wesen hatten sich aber trotzdem hier, wenigstens für kurze Zeit, niedergelassen, und hier und da zeigten die Stümpfe gefällter Bäume, daß hier die Axt schon thätig gewesen sei, die Harmonie des Ganzen zu stören.

Unter einzelnen der freundlichsten Baumgruppen und von den Quellen rings umgeben, lagerten ein paar amerikanische Familien unter nur flüchtig hergestellten Regendächern und verbrachten hier einige Sommermonate eben nicht viel anders als daheim. Die Frauen kochten und die Männer schlenderten den Tag über in der Nachbarschaft auf der Jagd umher. Die einzige Cur, die sie dabei brauchten, war, daß sie die gesunde Bergluft athmeten und dazu das Wasser der Schwefelquellen tranken. Ihre Diät blieb dieselbe wie bisher: Wildpret, Speck, Maisbrod und Kaffee — der Schwefel mochte dann zusehen, wie er durch das Alles seinen Weg fand.

Ich kostete die Schwefelquellen ebenfalls, und wenn man nach dem gewöhnlichen Grundsatz eines großen Theils der menschlichen Gesellschaft urtheilt: daß nämlich Alles gesund sein soll, was schlecht schmeckt, so konnte man diesen Quellen eine ganz enorme Heilkraft nicht absprechen. Sie schmeckten mit einem Wort niederträchtig, lauwarm und wie faule Eier. Dabei hielten sich noch dazu eine Menge Schlangen in der Nähe auf, die in diesen Quellen merkwürdiger Weise ihre Heimath zu haben schienen. Allerdings waren sie nicht gefährlich, aber ihr widriger Geruch ließ sich selbst durch den Schwefelgeschmack erkennen und machte mir den G e n u ß nur noch fataler.

So reizend der Platz an sich selber und so heilkräftig sein Wasser sein mochte, ich machte, daß ich dort fort kam, und erreichte am andern Abend glücklich den Little Redriver.

Mein alter Freund Hilger wohnte eine kurze Strecke davon entfernt auf einer kleinen Farm, die er sich selber mit saurem Schweiß und sehr geringem Capital gegründet hatte. Fleiß und Ausdauer ersetzten aber bei ihm reichlich den Mangel an baarem Geld, und seit ich ihn damals — vor einigen Jahren — verlassen, hatten sich seine Umstände außerordentlich gebessert.

Unter anderen Gegenständen, die sich Hilger übrigens zugelegt, befand sich auch eine alte Schrotflinte, angeblich zur Erlegung von Hirschen und Truthühnern angeschafft, in Wirklichkeit aber nur den Eichhörnchen und Waschbären gefährlich, die zur Sommerszeit in seine Maisfelder kamen und den jungen, saftigen Kolben nachstellten.

Hilger war übrigens, wie er selber gern eingestand, gar kein Jäger, und wußte eigentlich wenig mehr von einer Flinte, als daß sie „vorn losging, wenn man hinten drückte". Das verhinderte ihn jedoch nicht, dann und wann ordentlich auf die Jagd zu gehen, und wenn er auch keine Beute mit heimbrachte, war ihm die Bewegung, wie er meinte, doch ganz zuträglich.

Seinen Aerger hatte er aber auf die wilden Truthühner, die trotz der Eichhörnchen und Waschbären, sowie nur der Mais zu reifen begann, die Felder fast gar nicht mehr verließen, und nur dann in die Bäume flogen, wenn er mit der Schrotflinte seine Patrouille machte. In den hohen Stämmen läßt sich aber mit Schrot nur außerordentlich wenig ausrichten, und das Resultat blieb dann gewöhnlich dasselbe: die Truthühner flogen davon, und er bekam keinen Braten von ihnen auf den Tisch.

Im Frühjahr fand er aber draußen ein Nest, nahm die Eier mit nach Haus und ließ sie von zahmen Hühnern ausbrüten. Von den neun Eiern kamen fünf auch richtig aus und wuchsen und gediehen, und als ich ihn im August besuchte, waren die jungen Hühner schon so tüchtig gewachsen, daß man sie von den Alten kaum noch unterscheiden konnte.

Dadurch hatte er aber auch die Hoffnung, wilde herbei zu locken, die sehr gern die Gesellschaft der zahmen aufsuchen, und Hilger versprach sich für den Herbst reichen Lohn seiner

Mühe. Seine Hoffnung schien sich auch zu erfüllen, denn besonders ein Volk hatte sich schon mehrmals herbeigemacht und Bekanntschaft mit den jungen gezähmten Kameraden angeknüpft.

Eines Morgens war ich früh bürschen gegangen, und zwar einem starken Hirsch zu Gefallen, der unten in der Nähe des Flusses mit zwei geringeren Hirschen seinen gewöhnlichen Stand hatte. Die Brunftzeit begann erst später, und bis dahin hielten sie sich gern zusammen und auch ziemlich fest ihren Aesungsgrund ein. Ich konnte ihn jedoch an dem Morgen nicht zum Schuß bekommen, und als ich etwa um neun Uhr zum Haus zurückkehrte, hörte ich dort den Knall der wohlbekannten Schrotflinte, der sein Echo in den benachbarten Hügeln hindonnerte.

Ich machte, daß ich zu dem Platz hinkam, und fand hier Hilger in vollem Jubel, einen feisten jungen Truthahn mit der rechten Hand emporhaltend, während er mir mit der linken die abgeschossene Flinte entgegenschwenkte. — „Hurrah!" rief er, als er mich nur von Weitem kommen sah, „einen hab' ich erwischt; aber das hat Mühe gekostet!"

Ich sah noch von Weitem die aufgescheuchten Truthühner in die Bäume streichen und wollte nach; Hilger hielt mich aber zurück und sagte: „Der eine ist zum Mittagessen genug, denn lange aufheben kann man das Fleisch bei dem warmen Wetter doch nicht, und wenn wir mehr brauchen, kommen sie schon wieder."

„Und wo haben Sie den geschossen?" fragte ich.

„Gleich hier von dem Baum herunter — da sehen Sie, meine zahmen Hühner sitzen noch da oben. Wie ich vor etwa zehn Minuten hier zufällig in die Nähe komme, hör' ich ein Glucksen und Gobblen und Spectakeln, als wenn der ganze Wald von Truthühnern lebendig wäre, und wie ich hingucke, sitzen sie meiner Seel' auf allen Bäumen da herum, als ob sie ganz besonders zum Besuch eingeladen wären. Ich aber nicht faul und zurück und meine Flinte geholt, die jetzt immer geladen über der Thür liegt, und dann bürschte ich mich ganz gehörig — Sie hätten mich nur sollen kriechen sehen — zwischen den Trupp hinein, suchte mir einen der fettesten heraus, und wie's knallte, kam er auch, was giebst du, was

hast du, vom Baum herunter. Meine blieben allerdings bei dem Schuß sitzen, die wilden aber rochen Lunte und machten, daß sie fortkamen."

„Hier oben sitzen aber nur noch vier zahme in den Bäumen," bemerkte ich ihm; „wo ist denn der fünfte?"

„Der fünfte?" fragte Hilger und sah sich etwas überrascht nach den in den Bäumen ruhig sitzenden Vögeln um; „ei nun, der wird — eins, zwei, drei — vier — fünf — nein, den hab' ich schon einmal gezählt! — Eins, zwei, drei, vier — na — der Henker wird mich doch nicht geplagt haben, daß ich aus all' den wilden heraus meinen eigenen Truthahn —"

„Piep, piep, piep, piep!" lockte in diesem Augenblick seine Frau die Hühner zum gewöhnlichen Morgenfutter, und die Truthühner säumten ebenfalls nicht, sich dort einzufinden. Wir folgten ihnen rasch, immer noch in der Hoffnung, den fünften wie gewöhnlich mit eintreffen zu sehen — aber vergebens. Den unglücklichen Vogel trug Hilger in der Hand, und mußte jetzt auch noch die bittersten Vorwürfe seiner Frau hören: so blind zu sein und den eigenen Truthahn nicht von einem wilden herauszukennen! —

Von dem Tage an bekamen die vier übrig gebliebenen allerdings breite rothwollene Halsbänder; so lange ich aber dort war, fanden sich die wilden zu keinem weiteren Besuch mehr ein, und Hilger sprach auch nicht wieder über seine „Truthahnjagd".

Das Canoe.

Die von Westen in den Mississippi strömenden Wasser, der Missouri, Arkansas und Redriver, schwellen alljährlich von Ende Mai bis zum Juli an, wenn sie den geschmolzenen Schnee der Felsengebirge thalab führen. Ehe sie aber den Mississippi erreichen, durchströmen sie weite Strecken eines waldigen Terrains, und führen dann nicht allein all' das umgestürzte oder gefällte Holz, das sie erreichen können, mit sich fort, sondern reißen auch gar nicht selten bei ihrem rasend schnellen Anwachsen leichtsinnig auf's Ufer gezogene oder sonst nicht ordentlich befestigte Boote und Canoes mit fort.

Die an den Ufern wohnenden Ansiedler, die stets selber ein oder mehrere solcher Fahrzeuge haben, passen in dieser Zeit daher gar tüchtig auf, ob sie nicht Etwas im Strom treibend entdecken können, was der Mühe lohnt, es zu bergen. Theile von zerrissenen Flößen, Bretter, von irgend einer höher liegenden Sägemühle weggeschwemmt, oder auch solche schon vorerwähnte und freigewordene kleine Fahrzeuge zeigen sich dann nicht selten, und wer sie zuerst entdeckt, macht eilig Jagd darauf.

So war auch ich einmal bei hohem, anschwellendem Wasser aus dem Fourche la fave heraus in den Arkansas gekommen und in Little Rock, der Hauptstadt des Staates, gelandet, um dorthin in meinem Canoe die Sachen eines Freundes zu schaffen, der nach Louisiana übersiedeln wollte. Seinen Koffer

und Reisesack hatte ich auch in dem bezeichneten „Hotel" abgegeben, und ging dann wieder nach meinem Fahrzeug hinunter, um dieses trocken an Land zu ziehen und vor dem Wegschwemmen zu sichern. Ich wollte es nämlich in Little Rock verkaufen, denn es war ein so erbärmliches trogartiges Canoe, daß ich wohl damit der Strömung hatte folgen können, nie aber im Stande gewesen wäre, es lange dagegen aufzurudern.

Wie ich noch unten am Uferrand stand und das Wasser aus meinem Boot schöpfte, das durch sein Schwanken an der Seite eingeschlagen war, entdeckte ich mitten im Strom ein leeres, im Fahrwasser niedertreibendes und von da ab ziemlich gut aussehendes Canoe, das sich jedenfalls weiter oben losgerissen haben mußte. Glücklicher Weise hatte ich mein vorher an Land genommenes Ruder wieder mit herunter gebracht, um mir einen bequemeren, schrägeren Landungsplatz auszusuchen, besann mich also nicht lange und sprang an Bord, um auf die gute Beute Beschlag zu legen.

Das Fahrwasser und die eigentliche Strömung hielt sich dort gerade ziemlich in der Mitte des breiten Flusses, während sie weiter unten mehr nach dem andern Ufer hinüber setzte; in zehn oder fünfzehn Minuten konnte ich übrigens recht gut bei dem treibenden Canoe sein, und ich legte mich nun mit aller Kraft in mein Ruder, daß mir kein anderes Boot etwa zuvorkommen sollte.

Hierin war meine Befürchtung auch nicht ohne Grund, denn gleichzeitig mit mir oder bald nachher hatten ein paar Leute von einem dort liegenden Flatboot den Gegenstand meiner Sehnsucht ebenfalls entdeckt. Möglich sogar, daß sie erst durch mein rasches Abstoßen darauf aufmerksam gemacht waren. Aber sie konnten nicht so rasch wie ich mit ihrem Boot in Ordnung kommen, und ich gewann dadurch einen kleinen Vorsprung, den ich nicht wieder zu verlieren gedachte.

Aber auch von dem andern Ufer aus war, wie es schien, das Canoe entdeckt worden, und der Gegner dort, der allein in einem kleinen, außerordentlich scharf gebauten Skiff*) saß,

*) Ein Boot mit flachem Boden.

schien mir bald gefährlich zu werden. Der Bursche mußte nämlich mit dem Fahrwasser des Arkansas und seinen Eigenheiten ganz genau bekannt sein, denn anstatt gerade auf das Canoe zuzurudern, hielt er vielmehr stromab, wobei er sich nur allmälig schräg darauf zuarbeitete.

Mein Canoe war allerdings ein plumpes, roh zugehauenes Ding, aber außerordentlich ausgetrocknet und leicht, und da ich vortrefflich verstand, damit umzugehen, machte ich es mit jedem Ruderschlag ordentlich über das Wasser springen. Von dem hinter mir herkommenden, etwas schwerfälligen Boot sah ich auch bald, daß ich nichts zu fürchten hatte, wenngleich zwei Männer mit ordentlichen Riemen darin arbeiteten. Ich behauptete die Entfernung, die wir gleich von Anfang an gehabt, und sie konnten mir keinen Fuß breit Raum abgewinnen.

Der Bursche von der andern Seite beunruhigte mich aber. Er arbeitete wie für sein Leben — ich war freilich auch nicht faul — und rückte dem treibenden Canoe näher und näher. Jetzt war ich kaum noch hundert Schritt entfernt, und wie er, auf der andern Seite, scharf danach umbog, konnte mir nicht entgehen, daß ich zu spät kommen müsse, die erste Hand auf das Canoe zu legen und damit meinen Besitz zu sichern. Aergerlich darüber, wollte ich mein kleines Fahrzeug auch schon wenden, um nicht noch weiter nutzlos den Strom hinabgetrieben zu werden, als das Skiff drüben plötzlich mit seinem flachen Boden auf eins der überall dort treibenden Holzstücke gerieth und dadurch mit seinem Bug abgedreht wurde. Zu gleicher Zeit hemmte das Holz seinen Fortgang, und mit frischem Muth trieb ich mein eigenes Fahrzeug weiter.

Der von der andern Seite war indessen nicht so leicht ababgeschreckt. Im Nu hatte er gemerkt, was ihn aufhalte, und mit einem seiner rasch ausgeworfenen Riemen faßte er das unter ihn geschobene Stück Holz so schnell und glücklich, daß er es kaum eine halbe Minute später frei von seinem Boot hatte.

Die Zeit hatte aber auch vollständig genügt, mich ihm etwas vor zu bringen, denn ehe er im Stande war, seinen Bug wieder herumzuwerfen, arbeitete ich aus Leibeskräften der jetzt sicher geglaubten Beute entgegen — aber ich hatte noch

nicht gewonnen. — Ein paar unter Wasser gedrückte Stücken Holz scheuerten jetzt ebenfalls gegen den Boden meines Canoe, und wenn ich mich auch darüber wegschob, hatte es doch den Lauf meines Fahrzeuges ein wenig aufgehalten.

Wir waren jetzt einander wieder gleich, und Beide kaum zehn Schritt mehr von dem Canoe entfernt, das, wie ich recht gut sehen konnte, ein vortrefflich gearbeitetes indianisches Fahrzeug zu sein schien. Es lohnte sich wahrlich einer halben Stunde Mühe, es zu gewinnen.

Während ich übrigens im Rücktheil, meines Canoe rudernd, den Vortheil hatte, daß ich mit dem Gesicht nach vorn arbeitete und leichter jedem Hinderniß ausbiegen, wie der Beute mehr direct zustreben konnte, indeß mein Gegner im Skiff jedesmal den Kopf danach umdrehen mußte, saß dieser mehr vorn in seinem Fahrzeug und konnte den Canoerand deshalb, selbst wenn unsere Fahrzeuge genau in gleicher Entfernung blieben, eher mit seiner Hand erfassen. Wo es sich vielleicht bald um einen Fuß Unterschied handelte, machte das schon etwas aus.

So strengte ich denn zum letzten Mal alle meine Kräfte an, und mein kleines trogartiges Boot hob sich dabei vorn ordentlich aus dem Wasser, als ob es dem Ziel selber entgegen springen wolle. Aber mein Gegner wußte eben so gut wie ich, um was es sich hier handle, denn daß dem, dessen Hand zuerst das Canoe berührte, dasselbe auch gehörte, verstand sich von selbst. Mit einer Wucht, die seine schwanken, elastischen Riemen zu brechen drohte, legte er sich hinein — jetzt waren wir Beide hinan — mein Canoe vielleicht mit dem Bug um zwei Fuß näher, aber ich saß hinten, er saß mehr vorn, und wär' ich nach vorn *gesprungen*, hätt' ich mein Fahrzeug unter mir eben so viel zurückgetreten.

In diesem Augenblick stieß mein Bug gegen die Beute an — noch ein Ruderschlag und ich konnte es erreichen. Aber auch der andere Bug traf kaum zwei Secunden später dagegen, und während der Amerikaner, der darin saß, seinen Starbordriemen einwarf und mit dem Backbordriemen noch einen kräftigen Schlag führte, streckte er mit mir zugleich den linken Arm aus, und wir Beide faßten, in *einem* Moment während

unsere Fahrzeuge rechts und links dagegenscheuerten, den Canoerand.

Ehe wir aber auch nur einen Laut ausstoßen oder ein Wort zur Behauptung unseres Rechtes sagen konnten, fuhr plötzlich in dem leer geglaubten Canoe eine dunkle erschreckte Gestalt empor, ein Indianer, der fest eingeschlafen in seinem Fahrzeug stromab getrieben war.

„Wah!“ rief er mit dem eigenthümlichen Gaumenlaut dieser Stämme und starrte uns Beide, noch halb im Schlaf, stier und entsetzt an; glaubte er doch jedenfalls im ersten Augenblick, daß wir ihn überfallen wollten. — „Ja, wah!“ rief aber der Amerikaner im Skiff, „nun seh Einer das alte verwünschte Rothfell an — treibt da in seinem Canoe stromab, wie ein fauler Alligator auf einem alten Stück Holz.“

„How d'y do,“ sagte jetzt der Indianer, der sich in etwas von seinem ersten Schrecken erholt hatte, die englische Begrüßung wählend. — „Oh, geh zum Teufel,“ brummte jedoch mein Concurrent; „glaubst Du, alte Rothjacke, ich hätte mir bald die Arme ausgerudert, blos um Dir ganz geschwinde „guten Morgen“ zu sagen?“

Die Bemerkung war zu komisch, noch dazu, da sie der Amerikaner in voller Entrüstung machte, und ich mußte laut auflachen. Der Indianer wußte jetzt gar nicht woran er eigentlich war, obgleich er wohl merkte, daß er von uns keine Feindseligkeit zu fürchten habe. Ein breites, halb verlegenes, halb gutmüthiges Grinsen zog sich deshalb über sein Gesicht, und der Amerikaner, dem unsere Situation doch auch wohl ein wenig komisch vorkommen mußte, warf kopfschüttelnd sein Skiff herum, sah noch einmal nach mir herüber und meinte: „Na, Kamerad, wir werden jetzt wohl nicht in solcher Eile rückwärts sein!“ und hielt dann langsam wieder nach dem andern Ufer hinüber.

Die beiden Bootsleute, die mir in ihrem Fahrzeug von der Little Rockseite gefolgt waren und die Jagd, wie es schien, aufgegeben hatten, da sie sahen, daß sie mich nicht überholen konnten, hatten jetzt auch gemerkt, was bei uns vorgefallen, und ihr höhnisches „Hurrah!“ tönte zu uns herüber. — „You be damned!“ knurrte der Amerikaner vom linken Ufer, und das war das Letzte, was ich von ihm hörte,

denn ich warf jetzt ebenfalls mein Canoe herum, um nicht zu weit mit der Strömung abwärts genommen zu werden. Hatte ich doch ohnedies eine reichliche halbe Stunde zu arbeiten, bis ich Little Rock wieder erreichen konnte.

Der Indianer aber, der irgendwohin stromab wollte, griff, immer noch den Kopf bald links, bald rechts nach uns Beiden drehend, sein Ruder wieder auf und gebrauchte es so nachdrücklich, daß er bald um die nächste Biegung verschwunden war.

In Little Rock angekommen, erzählte ich übrigens keinem meiner Bekannten das Abenteuer, das glücklicher Weise Niemand weiter gesehen hatte, als die fremden Bootsleute — ich wäre sonst noch obendrein ausgelacht worden.

Der Heirathsantrag.

Es war an einem freundlichen Herbsttag, als wir unser Drei am Cashriver nieder in den Sümpfen von Arkansas auf die Jagd ritten, Steward, ein Farmer und Jäger vom Languille, einem andern kleinen Sumpfwasser, ich selber, und der Dritte, ein alter Junggeselle Namens Stanley, der mitten im Wald dort eine Hütte und vielleicht fünf Acker „klar“ gemachtes und mit Mais bepflanztes Land hatte, das ihm mit dem Wild, das er schoß, und dem Honig, den er sich draußen suchte, nebst einigen vierzig Kühen, die er hielt, reichliches und bequemes Auskommen gewährte. Aber er theilte das mit Niemandem. Wenn ihn nicht einmal ein wandernder Jäger besuchte, den er dann aber auch in den nächsten acht Tagen nicht wieder fort ließ, mußte er selber das Feld bestellen und seine kleine Wirthschaft führen, und ging er hinaus auf die Jagd, so steckte er nur einfach einen hölzernen Pflock von außen vor die Thür, damit sie nicht von selber aufging und die Kühe hineingeriethen und ihm das Salz wegfraßen, und er blieb dann manchmal ein und zwei Wochen aus, Haus und Wirthschaft sich selber überlassend.

Oft hatte er schon darüber geschimpft, was es eigentlich für ein Hundeleben sei, das er da führe, wenn er Abends, matt und müde von Jagd oder Arbeit, nach Hause komme und nichts in Ordnung, nichts rein, nichts gekocht oder gebraten, und keine Seele finde, die ihm wenigstens einen guten Abend entgegenrufe,

und wir hatten ihn oft geneckt, daß er als Junggeselle in einer range*) herumlaufe, wo es wirklich von Wittwen wimmelte. Merkwürdig war es in der That, wie viel Wittwen es in jenen Sümpfen — wenigstens damals — gab; es war fast kein Haus, in dem nicht wenigstens eine lebte, und manche kleine Farmplätze schienen odentlich wie Nester, in denen sich ein ganzes „Volk" niedergelassen. Der Grund davon mochte im ungesunden Lande liegen, das besonders dem Mann verderblich wurde, indem dieser auf der Jagd draußen im Freien, in Sumpf und Moor, in Nässe und Hitze liegen und die giftigen Schwaden fortwährend einathmen mußte, während die Frauen sich mehr im Haus hielten, wenigstens nur höchst selten und in einzelnen Fällen eine Nacht draußen zubrachten, also den schädlichen Dünsten bei Weitem nicht so ausgesetzt waren.

Ein so gemüthlicher und wirklich komischer Kauz Stanley an sich war, so böse Launen oder Grillen hatte er zu Zeiten, wenn in ihm die Gedanken schwärzer als gewöhnlich aufstiegen. Nur draußen im Wald blieb er sich immer gleich; sobald er die Büchse auf der Schulter hatte und im Sattel saß, war er ein anderer Mensch; er sang und pfiff Stunden lang, wo wir gerade gewiß wußten, daß wir kein Wild finden würden, und unermüdlich auf der Hetze, war er der Munterste und Lustigste Abends am Lagerfeuer, wo er nicht satt wurde, kleine Züge und Anekdoten aus seinem bewegten Leben zu erzählen. Auf der Jagd gab es wirklich kaum einen besseren Gesellschafter, als eben den im Haus nicht selten lebens-, aber jedenfalls waldmüden Jäger.

Da wir auf einem größeren Jagdzug aus waren, d. h. zwei, vielleicht auch drei Nächte draußen lagern wollten und für den Anfang Provisionen mitgenommen hatten, so durchritten wir die nächsten, gerade nicht sehr wildreichen Strecken so rasch als möglich, und hielten uns zu dem Zweck in einem mehr betretenen und durch ausgeschälte Stücken Rinde bezeichneten Pfad, der nach einer nördlicheren Ansiedelnng hinauf-

---

*) Die bestimmten Weidedistricte, und im Westen gewöhnlich auch für die ganze Gegend gebräuchlich, in der man sich gerade aufhält.

führte. Wir machten dabei einen kleinen Umweg, kamen aber um so viel rascher und bequemer vorwärts, und ritten lachend und erzählend, die langen Büchsen über der linken Schulter und die Zügel locker in der rechten Hand, auf dem schmalen Pfade fort, der unter mächtigen Eichen und Hickorybäumen, Gums, Maulbeeren und hier und da sogar einzelnen Kiefern, die jedoch hier nur sehr spärlich vorkamen, hinführte, und rechts und links bald von Sassafrasdickichten, bald von Gründornbüschen — fatale Plätze für den Jäger, wenn er auf der Hetze hindurch muß — begrenzt war. Diese Dornen sind in den Sümpfen so bös und für die Pferde so gefährlich, daß die Jäger dort wirkliche „Leggins"*) für die Thiere haben müssen, wenn sie sich nicht fortwährend an die Wege oder offenen Stellen — auf der Jagd etwas Unmögliches — halten wollen, und auch unsere Pferde waren wohl damit versehen.

An diesem Pfade und südlich von einer kleinen reizenden Prairie oder eigentlich nur etwas größeren Waldblöße, an deren oberer Grenze eine bedeutendere Farm lag, stand ein keines Blockhaus, das wir passiren mußten, und das eine Wittwe, eine Mrs. Glennock, mit einem jungen Mädchen von elf oder zwölf Jahren, das sie der Gesellschaft wegen zu sich genommen, bewohnte. Ihr Mann war vor ein paar Jahren gestorben; sie verpachtete jetzt jährlich ihr urbar gemachtes Feld für Mais und etwas Turnips, die darauf gezogen wurden, und lebte im Uebrigen von dem Ertrag ihrer Kühe, deren Bestand ihr ein weiter nördlich lebender Schwager im Stand hielt, obgleich doch immer manches Stück Vieh, ordentlicher Aufsicht entbehrend, verloren ging.

„Sieh einmal, Stanley!" sagte Steward, als wir in die Nähe der Blockhütte kamen, an der wir dicht vorüber mußten, „das wäre nun so eine Frau für Dich, wenn Du deren Heerden hinüber nach Deinem Overcup flat triebest, wo sie in dem famosen „Peavine" nicht schlecht fett werden sollten.

*) Eine Art Hosen, wie sie der westliche Jäger trägt, von gegerbtem Hirschleder, die oben offen sind, eben nur das Bein bedecken, mit einem Streifen Leder im Gürtel befestigt und unter den Knieen gebunden werden.

Segne meine Seele, Mann, Du bist wirklich schlimmer wie ein Heide, daß Du so allein in Deiner Einöde sitzest; ein Türke an Deiner Stelle hätte sich schon drei oder vier von unseren Wittwen genommen. Schade überhaupt, daß gar keine Türken hierher zu uns auswandern wollen."

„Bah, Unsinn!" rief Stanley lachend und kopfschüttelnd. „Erstens ist es die Frage, ob sie mich möchte, und dann ist die Frage, ob wir gut zusammen thäten. Ich bin in der letzten Zeit verdammt mürrisch und dickköpfig geworden, und das vertragen nicht alle Frauen. Meine müßt's aber vertragen, oder es gäb' Unfrieden im Haus, und dann wär' ich noch viel schlimmer dran wie jetzt. Nachher, das weiß ich jetzt schon, nähme ich die Büchse auf die Schulter und ginge in den Wald, und hätte nicht einmal den einen Platz mehr, den ich mein eigen nennen könnte."

„Wer Dich so reden hört, Stanley, sollte wirklich denken, Du seiest ein alter, entsetzlicher Brummbär, mit dem es Keinem auch nur einfallen könnte, auszukommen. Nein, Freund, gerade Dein Alleinsein ist die Ursache, daß Du so bärbeißig bist. Nimm Dir die Wittwe und lade uns zur Hochzeit ein; das wäre ein Vorschlag zur Güte für uns alle Drei, und für die Wittwe dazu. Du hast überhaupt Pflichten „gegen die Gesellschaft", wie der Advocat immer sagt, der zu Gerichtstagen die Leute gegen einander hetzt, Pflichten, denen Du Dich doch auf die Länge nicht wirst entziehen können."

„Warum soll denn gerade ich sie nehmen?" lachte Stanley. „Sag's doch Miller da, der hat dieselben „Pflichten gegen die Gesellschaft", und vielleicht noch mehr; er ist hier freundlich bei uns aufgenommen und kann uns dadurch den besten Beweis geben, daß es ihm bei uns gefällt." — Miller war nämlich ich selber; die Amerikaner dort nannten mich sehr häufig so, weil sie nur in sehr seltenen Fällen im Stande waren, meinen für ihre Zungen etwas schweren Namen ordentlich auszusprechen, und ich müde wurde, ihn immer und immer wieder vorzubuchstabiren.

„Danke schön," sagte ich, „Mrs. Glennock könnte ungefähr meine Mutter sein."

„Well," meinte Stanley, „desto größere Achtung würdet Ihr

vor ihr haben, und eine gute Ehe muß vor Allem auf Achtung beruhen."

Lachend und plaudernd waren wir so bis dicht vor das Haus gekommen und wollten eben vorüber reiten, als Steward sagte:

„Halt, Leute! Mrs. Glennock hat immer delicate Milch, und ich bin furchtbar durstig. Wenn sie zu Haus ist, bitt' ich sie um ein Glas. Hallo, the house!"

Wir hielten die Pferde an, um zu sehen, ob dem Ruf Folge geleistet würde; es dauerte auch gar nicht lange, so erschien Mrs. Glennock selber in der Thür.

„How do you do, Madam?" rief ihr Steward entgegen, sobald er ihr helles Kleid erkannte, „wie geht's? wie treiben Sie's? immer noch munter?"

„Ah, guten Abend, Gentlemen!" rief die Wittwe, als sie uns erkannte. „Wollen Sie nicht einen Augenblick absteigen und ausruhen?"

„Danke, danke," sagte Steward, der das Gespräch allein führte; „wir möchten heut Abend an der Cypress flat lagern und dürfen uns nicht lange aufhalten, wenn wir die erreichen wollen; aber hätten Sie wohl ein Glas Milch bei der Hand? Ich weiß nicht, wie's ist, aber bei Ihnen schmeckt mir die Milch immer am besten."

„Wenn das Ihre Frau hörte, würde sie schön dreinschauen," lachte die Wittwe; „aber warten Sie nur einen Augenblick, Gentlemen, Sie sollen gleich bekommen. Wollen Sie denn nicht absteigen?"

„Danke, danke!" sagte Steward, und die Dame verschwand im Haus, um das Verlangte rasch zu holen.

Es war eine Frau von etwa drei- oder vierunddreißig Jahren, rüstig und frisch aussehend, und immer freundlich und gastfrei und theilnehmend, wo sie helfen konnte; die Nachbarn — freilich ein etwas weiter Begriff in jenen dünn bevölkerten Strichen — hielten deshalb auch viel auf sie, und Niemand konnte ihr das geringste Böse nachsagen.

„Ein verdammt nettes Frauchen!" sagte Stanley, als sie im Haus verschwunden war, um die Milch zu holen, und wir draußen auf unseren Pferden hielten.

„Wenn auch nicht gerade verdammt nett," lächelte Steward, der als Methodist nie Worte der Art gebrauchte, „aber doch angenehm. Wenn sie Eure Frau wäre, tauschte ich gleich „even", ja es käm' mir sogar auf einen kleinen Zuschuß nicht an."

Stanley lachte hell auf, und Mrs. Glennock erschien in diesem Augenblick schon wieder in der Thür mit einem Theebrett und drei großen Blechbechern voll Milch, die sie uns, zu den Pferden hinantretend, mit einem freundlichen „Wohl bekomm's!" herauf reichte.

„Deliciös!" sagte Steward, sich mit dem Aermel seines ledernen Jagdhemdes den Mund wischend, „wie Zucker!"

„Wenn's nur schmeckt," lächelte Mrs. Glennock. — Stanley sagte kein Wort, aber er schielte ein paar Mal unter seinem Becher weg nach der Wittwe hinunter und trank dann seine Milch bis auf den letzten Tropfen aus.

„Wünschen Sie mehr, Gentlemen?" fragte die Frau freundlich.

„Danke, danke, das hält nun für uns auf drei Tage aus," sagte Steward. „Wenn wir 'was schießen, Mrs. Glennock, können wir's vielleicht gutmachen. Haben doch lange keine Bärenrippen gehabt? wie?"

„Segne Ihre Seele, Sir! Seit der Zeit nicht, wo sich mein Seliger hinlegte, um nicht wieder aufzustehen —"

„Nun, Rippen sind schlecht versprechen, so lange sie noch auf vier kräftigen Tatzen draußen in irgend einem Canebrake herumlaufen," lachte der alte Jäger; „wenn wir sie aber bekommen, so sollen Sie doch wenigstens den Geschmack davon haben." Und mit freundlichem good bye und herzlichem Dank schieden wir von der Frau, die einen Augenblick noch in der Thür stehen blieb und uns nachsah, und sich dann eben umdrehte, um in's Haus zurück zu gehen, als Stanley, der der Letzte war, sein Pferd herumlenkte und sie noch einmal anrief:

„Hallo, ma'm!"

„Sir?" sagte die Frau, sich nach ihm umwendend. Stanley war jetzt etwa zwanzig Schritt vom Hause weg.

„Hätten Sie 'was dagegen," rief er ihr zu und warf da-

bei einen etwas scheuen Seitenblick nach Steward und mir herüber, „hätten Sie 'was dagegen, wenn Sie — wenn Sie meine Frau würden?“ — Mrs. Glennock lachte hell auf.

„Das wäre zu viel, Mr. Stanley,“ sagte sie, „Bärenrippen und einen Mann für einen Becher Milch!“

„Nun, überlegen Sie sich's — ich mein' es ernsthaft; Mr. Rowley, Ihr Schwager, wird Ihnen nähere Auskunft über mich geben können.“

„Aber, Mr. Stanley —“

„Never mind; ich will jetzt gar keine Antwort; wir müssen fort, weil wir Cypress flat sonst nicht mehr erreichen, und im Dunkeln ist es ein heilloses Reiten durch den offenen Canebrake (Schilfbruch). Wenn ich zurückkomme, will ich eine Antwort holen.“ Und lachend hinüber grüßend, winkte er mit der Hand, gab seinem Pferd den einen Sporn, den er an den linken Hacken geschnallt trug, und kam rasch, ohne sich weiter umzusehen, hinter uns hergesprengt.

„Well, Stanley,“ sagte Steward trocken, als er zu uns herankam, „Du treibst den Spaß ein wenig weit; wenn Dich Mrs. Glennock wegen Eheversprechens verklagte, müßten wir gegen Dich zeugen.“

„Wegen Eheversprechens verklagen?“ lachte Stanley, „dazu soll sie keine Gelegenheit bekommen; ich mein' es ernsthaft.“

Steward griff seinem Pferd in die Zügel, sah den langsam und schmunzelnd an ihm vorbeireitenden Stanley mit halb schief gehaltenem Kopf lächelnd an und sagte:

„Now, you do' — nt —“*)

„Hm,“ meinte Stanley, „wenn Miller durchaus nicht will —“

„Unsinn!“ sagte Steward. Unser Gespräch mußten wir aber hier unterbrechen, denn der Pfad wurde so schmal, daß wir nicht mehr neben einander reiten und uns also auch nicht mehr unterhalten konnten. Außerdem kamen wir hier mehr

---

*) Eine in diesem Sinn wirklich unübersetzbare amerikanische Redensart; im Deutschen wäre der Sinn, ungefähr wenigstens: „Glaub' ja nicht, daß Du mir etwas aufbinden kannst“.

und mehr auf guten Jagdgrund, wo wir keinen großen Lärm machen durften, und die Hunde waren schon einige Mal unruhig geworden auf kalten Fährten. Gegen Abend schlugen sie plötzlich an, und fort ging die Hetze, glücklicher Weise in der Richtung der Cypress flat zu, so daß wir, wenn wir auch nichts bekamen, doch wenigstens unsern Lagerplatz erreichen konnten.

Durch das Jagen der Hunde und einige ziemlich frisch aussehende Bärenfährten, die wir gefunden, wurde aber unsere Aufmerksamkeit an diesem Abend so in Anspruch genommen, und das Gespräch drehte sich so ausschließlich um unsere Jagd nnd unsere Aussichten auf morgen, daß wir wirklich, Steward und ich wenigstens, gar nicht mehr an die Wittwe und „Stanley's Scherz" dachten. Wir sollten aber bald wieder daran erinnert werden.

Wir schossen am nächsten Tag wirklich einen Bären, und Stanley erklärte uns, er wolle mit einem Theil des Wildprets, da er zu Hause zu thun habe, heimreiten, und versprach auch die zugesagten Rippen „an der Prairie" abzugeben.

Acht Tage darauf kam mit dem zwischen Batesville und Strong's Postoffice reitenden Briefboten ein kleines, äußerlich etwas ungeschickt aussehendes Schreiben von Stanley, in dem er Mr. Steward und Mr. Miller seine beste Empfehlung sagte und ihnen meldete, daß er die Bärenrippen richtig abgeliefert und vor drei Tagen durch Kennedy, den Friedensrichter, aus Mrs. Glennock eine Mrs. Stanley gemacht habe.

Der Hausknecht und die Kuh.

Oben im Fenster lag ich und sah auf die kleine pasture oder eingezäunte Wiese hinunter, auf der Mary, das Hausmädchen, sich schon seit einer halben Stunde bemühte, eine neue, an dem Morgen erst eingebrachte Kuh kirre zu machen und zu melken.

Mary war ein junges derbes Negermädchen, voll wilden, ausgelassenen Humors, und keck und zuversichtlich, wie schwer zu bändigen, dabei rabenschwarz — alles das war aber auch die Kuh, und ein so hartnäckiger Racker, wie je in einer schwarzen Haut gesteckt. Sie ließ das Mädchen wohl herankommen und sich streicheln, sowie sie sich aber leise und vorsichtig hinunterduckte und zu melken anfing, schlug sie mit einem Hieb den Melkkübel bei Seite, fuhr mit den scharfen Hörnern herum, und das Mädchen mußte dann nur eilig machen, daß es aus dem Wege kam.

Dort im Hotel — es war im Ferryhotel der französischen Niederlassung von Pointe-Coupé am Mississippi — hatten wir auch einen „weißen" Hausknecht, einen Deutschen, und es ist nöthig zu erwähnen, daß es ein „weißer" war, denn in den Sclavenstaaten findet man sehr selten nichtfarbige Dienstleute. Uebrigens konnte er auch wirklich nur seiner Abstammung nach als Weißer gelten, da ihn die Louisianasonne in seiner Hautfarbe einem ganz richtigen Mulatten vollkommen ähnlich gebrannt hatte.

Jakob nun, ein dicker, gemüthlicher Mensch, der mit sehr wenig Arbeit auskommen konnte und sehr gern dabei etwas

Gutes aß und trank, stand unten mit in der Umzäunung, gerade beschäftigt, oder doch wenigstens mit dem Vorgeben, einen der vom Mississippi angeschwemmten Blöcke Holz zu spalten und klein zu machen. Von der Kuh und dem Mädchen blieb er aber durch ein dichtes niederes Gebüsch von Ricinussträuchern — dem sogenannten „Wunderbaume" — getrennt, der überall in der Wiese seine buschigen, mit den reizenden Blättern und Blüthenbüschen verzierten Schößlinge emporgetrieben hatte.

So lange diese Melkversuche dauerten, arbeitete er auch keinen Schlag, und immer nur, wenn das Mädchen scheu vor den drohenden Hörnern der Kuh zurückwich, sagte er in seinem gebrochenen und wunderlich genug klingenden Englisch:

„So fürcht' Dich doch nur nicht, Du dummes Ding; *sie stößt nicht!*"

Das Mädchen, ärgerlich über das hartnäckige Vieh, achtete im Anfang gar nicht auf die Worte und versuchte immer wieder auf's Neue an die Kuh zu kommen, die aber jeden frischen Angriff eben so entschieden abwies. Ihre Augen wurden dabei immer drohender, und ich merkte, nach manchen bitteren und ähnlichen Erfahrungen mit solchen Bestien, daß sie über kurz die Geduld verlieren würde und dann am Ende gefährlich werden könnte. Frauen mit ihren langen Kleidern sind in einem solchen Fall auch nicht im Stande, rasch aus dem Weg zu kommen, und ich rief dem Mädchen deshalb von oben zu, die Kuh, die sich nun einmal nicht melken lassen *wollte*, lieber jetzt frei zu geben und nicht weiter zu belästigen. Am Nachmittag wäre sie vielleicht besser bei Laune.

„Ach, Unsinn," meinte Jakob, „die dumme Trine weiß nicht damit umzugehen. Jedesmal, wenn sie zurückfährt, wird die Kuh erst recht wild. Faß sie nur dreist an, Mary, sie stößt nicht!"

„Ja — sie stößt nicht!" rief aber das jetzt auch ärgerlich gewordene Mädchen. „Ihr habt gut reden hinter Euern Büschen da. Wenn *Ihr* so klug seid, so kommt doch her und melkt sie. — Sie stößt nicht, das kann Jeder sagen!"

Jakob blieb ein paar Secunden nachdenkend stehen, denn es schien gar nicht in seiner Absicht zu liegen, überhaupt

irgend etwas zu thun. Als ich aber aus dem Fenster hinunterrief:

„Laß den nur zufrieden, Mary; der fürchtet sich auch vor ihr!" erwachte doch sein Ehrgefühl, und entschlossen seine Aermel aufstreifend, arbeitete er sich durch die Büsche durch und sagte:

„Na, jetzt gieb mir einmal den Kübel — ungeschicktes Frauenvolk, das nicht einmal so eine alte Kuh melken kann!" Ganz unverzagt nahm er auch den Kübel, ging damit auf die Kuh zu, strich ihr mit der rechten Hand über den Rücken und sprach: „Komm, Alte, sei gescheidt — es hilft Dir doch nichts!" und dabei kauerte er neben ihr nieder und griff ihr nach dem Euter.

Die Kuh indessen hatte still und regungslos dagestanden und ihn vollkommen geduldig ankommen lassen. Die Art aber, wie sie den Kopf nach ihm herumdrehte und etwas tief hielt, und die Farbe, die ihre Augen dabei bekamen, mochte dem Mädchen nicht gefallen, das jetzt ein paar Schritte von ihr zurücktrat.

„So, Muzy," sagte Jakob dabei, „das ist ein gutes Thier — oh! oh wah! — oh, Alte!" rief er aber plötzlich und schnellte wieder in die Höhe, als die bös gewordene Kuh jetzt plötzlich nach ihm herumfuhr und ihn mit den Hörnen erreichen wollte.

„Sie stößt nicht, Jakob!" rief Mary lachend aus; Jakob aber schien vollkommen anderer Ansicht geworden zu sein, denn er machte einen behenden Satz zur Seite, und es war wirklich kaum noch Zeit, dem Angriff der Kuh auszuweichen. — „Sie stößt nicht!" jubelte Mary; „das ist ein gutes Thier!" Ob aber durch das laute Lachen des Mädchens gereizt, oder überhaupt schon durch die vorhergegangenen Versuche ungeduldig geworden — die Kuh fuhr plötzlich nach Jakob herum, senkte den Kopf ingrimmig gegen ihn und suchte ihn auf die Hörner zu bekommen.

„Satansbestie!" schrie Jakob und that einen Sprung nach vorn, der einem Voltigeur Ehre gemacht haben würde, und dabei warf er den Melkkübel von sich, um ihn vielleicht dem zornigen Thier als Lockvogel für seine Angriffe zu geben. Die

Kuh ließ sich aber nicht durch solche plumpe Kunstgriffe, nicht durch die jetzt verzweifelten Kreuz- und Quersprünge des kleinen dicken Burschen irre machen. Mit einem kurzen dumpfen Brüllen flog sie hinter ihm her, und Jakob nahm, als letzte Rettung, die verschiedenen dichten Ricinussträuche an, durch die er in wahrer Todesverachtung hindurchfuhr, um seine Verfolgerin dadurch aufzuhalten. — Mary dagegen rang in einem wahren Lachkrampf die Hände, und die einzigen Worte, die sie jubelnd und schreiend über die Lippen brachte, waren nur:

„Sie stößt nicht, Jakob — oh, Jakob, sie stößt nicht!"

Die Ricinusbüsche hielten die Kuh allerdings etwas auf, denn ein paar Mal blieb sie mit den Hörnern darin hängen; aber doch nie lange genug, um dem armen geängstigten und gehetzten Jakob hinlänglich Zeit zu gönnen, die nächste Fenz zu erreichen und darüber hin seine bedrohten Glieder in Sicherheit zu bringen. Immer war sie ihm, sowie er die Fenz gewonnen hatte und sich hinaufschwingen wollte, wieder dicht auf den Hacken, und er mußte auf's Neue in Angst und Sonnenglut seine Hetze fortsetzen.

Mary indessen, die gleich nach den ersten Sätzen der wild gewordenen Kuh die Fenz gewonnen hatte und hinaufkletterte, saß jetzt oben und schrie noch immer ihr jubelndes: „Lauft nicht, Jakob, sie stößt wahrhaftig nicht!" und Jakob, schon ganz außer Athem, sah sich verzweifelnd nach Hülfe um. Hätte ihn die Kuh erreicht, so wäre es ihm auch schlecht ergangen, denn sie trug spitze, bösartige Hörner, und schien den besten Willen zu haben, sie zu gebrauchen, und jetzt war sie kaum noch zwei Schritt von ihm entfernt — in den nächsten drei Sprüngen mußte sie ihn eingeholt haben. Ich machte mir selber schon Vorwürfe, weil ich wenigstens theilweise Veranlassung gegeben, daß er sich der Kuh genähert, und schrie laut aus dem Fenster die Kuh an, um sie dadurch vielleicht von ihrem Opfer abzulenken. Jakob aber vertraute auf alle solche doch vergebliche Kunstgriffe nicht, und nahm in blinder Verzweiflung seine Zuflucht zu einer letzten Rettung.

Mitten in der nicht breiten Pasture lag nämlich ein vielleicht vier oder fünf Fuß tiefes und etwa zwölf Schritt breites

Wasserloch, in das auch der Schmutz vom Hofe geleitet wurde. Erst kürzlich gefallene heftige Regen hatten das Loch beinahe angefüllt, und so ängstlich er es bei seiner Flucht bis dahin vermieden, so eilig suchte er es jetzt auf. Die Kuh berührte schon fast mit ihren Hörnern seinen Körper, als er mit einem rechtwinkeligen Satz seitab flog und im nächsten Augenblick bis an den Hals in Schlamm und Wasser stak. Folgte ihm die Kuh auch dahin, so war er verloren, und ich hatte indessen meine zur Hand gelegene Flinte in die Höhe gerissen, fest entschlossen, die Kuh lieber zusammen zu schießen, ehe ich dem Mann ein Leid geschehen ließ.

Dieser Sprung befreite ihn aber auch ohne den Schuß von seiner Quälerin, denn als ihm das schmutzige, braune Wasser über dem Kopf zusammenschlug und weit hinaus spritzte, blieb sie verdutzt stehen, schaute erst zu ihm nieder, und lief dann brüllend um die Grube herum.

„Sie stößt nicht, Jakob, sie stößt nicht!" jubelte Mary, ganz außer sich vor Vergnügen über diese neue Wendung. Ich selber war aber jetzt, als ich ihn für den Augenblick wenigstens außer Gefahr sah, hinabgesprungen, um ihm wo möglich beizustehen. Ein irischer Advocat, der in dem Hotel wohnte, hatte ebenfalls den Lärm gehört und war ihm nachgegangen, und uns Beiden gelang es endlich mit ein paar rasch aufgegriffenen Stangen, die Kuh zurück und in die entgegengesetzte Fenzecke zu treiben. Jakob aber wartete keine Einladung ab, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und so rasch er konnte aus der Fenz zu entkommen. Wie wir nachher mit der Kuh fertig wurden, war unsere Sache.

Am nächsten Morgen machte Mary einen neuen, und zwar sehr vorsichtigen Versuch, sie zu melken. Sie ließ sie aber wieder nicht heran, und konnte nicht eher gebändigt werden, bis wir sie mit den Hörnern an einen Baum und ihr das eine Hinterbein in die Höhe banden; nachher stand sie ruhig, weil sie sich eben nicht mehr bewegen konnte.

Jakob hat aber das: „Sie stößt nicht!" noch lange, lange Monate hören müssen.

Ein Nachmittag in Cincinnati.

Es war ein Tag im Sommer des Jahres 38 oder 39, als der Kalender auf Nachmittag drei Uhr eine vollständige Sonnenfinsterniß ankündigte. Ich befand mich in Cincinnati, und als ich früh langsam durch die Straßen schlenderte, fiel mir ein Plakat auf, das durch geschäftige Hände an die Ecken der bedeutenderen Straßen geklebt wurde und überall neugierige Leser um sich sammelte. Der Inhalt desselben war auch ganz eigenthümlicher Art und lautete in der Ueberschrift etwa wie folgt:

Erdbeben!

Heute Nachmittag drei Uhr! Versammlungsort in Frontstreet Nr. — Im Verein mit der Sonnenfinsterniß großer Zug durch die Hauptstraßen der Stadt! Infernalischer Chor und himmlischer Sphärengesang! ꝛc. ꝛc. ꝛc.

In der ganzen Stadt herrschte ein ungemein reges Leben. Die meisten Werkstätten standen leer; viele Läden waren sogar geschlossen, und überall in den Straßen begegnete man jungen Leuten, die Lanzen, Helme, Schwerter, indianische Kriegskeulen, Theaterschmuck oder sonstige außergewöhnliche Sachen trugen, und dabei auch in außergewöhnlicher Eile zu sein schienen. Der Nachmittag sollte das Räthsel lösen.

Es schlug drei Uhr. Ueberall in den Straßen standen Gruppen von Menschen mit geschwärzten Gläsern und rückwärts gelegten Hälsen, um die verkündete Naturerscheinung

gleich von ihrem ersten Beginn an zu beobachten, und genau zur versprochenen Zeit erfüllte der Mond auch ganz gewissenhaft seine eingegangene Verbindlichkeit und legte sich, sehr zur Befriedigung der Versammelten, quer vor die Sonne.

In diesem Augenblick kündete ein unten von Mainstreet heraufstürmendes Getöse das Nahen des „Erdbebens" an. Eine dichte Menschenmenge wogte lachend, schreiend und jubelnd von dort herauf, die breite Hauptstraße der Stadt von Rand zu Rand füllend, und über dem Gewirr von Köpfen und Hüten wurden flatternde Pferdemähnen und wilde, abenteuerliche Gestalten sichtbar, die den Kern des Volksauflaufs zu bilden schienen. Näher und näher wälzten sie heran — die Sonnenfinsterniß war in dem Theil der Stadt schon fast vergessen — und während alle Fenster sich mit Menschen besetzten und Tücher und Hüte geschwenkt wurden, bewegte sich in dem unheimlichen Halblicht des verfinsterten Taggestirns der abenteuerlichste Zug an mir vorüber, den sich menschliche Einbildung nur denken, oder die tollste Laune erfinden kann.

Voran dem Zug ritten ein paar nachgemachte Indianer mit schauerlich roth und schwarz bemalten Gesichtern. Starre Adlerfedern trugen sie auf den Köpfen, und Nacken und Rücken waren mit dem Gefieder von Truthühnern und Raubvögeln phantastisch ausgeschmückt. Buntgemalte und perlengestickte Büffelfelle hingen ihnen über die Schultern, und reichverzierte und ausgefranste Jagdhemden und Leggins deckten die Gestalten, die Kriegskeulen, Lanzen und Bogen und Pfeile trugen. Selbst die Pferde zierte ächt indianisches Reitzeug mit muschelbedeckten Zäumen, spanischen, silberbelegten Sätteln und breiten, wunderlich geformten und geschmückten Steigbügeln.

Dicht hinter diesen kam eine abenteuerliche Gestalt: das Symbol Kentuckys, „halb Pferd, halb Alligator". Dies zu versinnlichen, hatte man einen wirklichen, etwa acht oder neun Fuß langen ausgestopften Alligator oben auf ein Pferd gebunden, daß der mit den fletschenden Zähnen bewehrte Rachen rechts vorn am Kopf des Thieres lag, während der lange, spitze, schuppige Schwanz hinten links hinausstand. Oben auf dem

Alligator aber, unter dem das junge Pferd scheu herüber und hinüber tanzte, balancirte sich ein baumlanger Kentuckier in blauwollenem Jagdhemd und ledernen Leggins, einer Waschbärenfellmütze auf dem Kopf und die lange Kentuckybüchse auf der linken Schulter, wie das breite, schwere Bowiemesser an der Seite.

Hinter diesem folgten Ritter und Matrosen, indianische Squaws und verkleidete Damen in entsetzlichen blumenbesteckten Hüten. Alles zu Pferd natürlich — nachgemachte Neger (denn ein wirklicher Farbiger hätte an dem Zug nicht Theil nehmen dürfen), Meerjungfern und Seehunde, Teufelslarven, eine ganze Schaar scalpbehangener Wilder, und was sonst der tollste Geschmack nur Abenteuerliches und Wildes erdenken konnte.

Darüber aus goß die verfinsterte Sonne ihr unnatürlich düsteres Licht, und die vermummten Gestalten kreischten und jubelten dazu, Pferde wieherten und stampften, Kinder schrieen, die Jugend brüllte, und ein wirklich dämonischer Lärm erfüllte die halbdunkeln Straßen.

Im Anfang bewegte sich der Zug in aller Ordnung den vorgeschriebenen Weg entlang, das „Erdbeben" in die belebtesten Theile der Stadt tragend. Nach und nach aber, wie auch die Sonne wieder ihren blitzenden Rand zeigte und mehr und mehr Kraft gewann, wurden die einzelnen Reiter durstig. Das Sinnbild Kentuckys machte den Anfang und hielt sein Doppelthier vor einer Trinkbude in Sykomorestreet; Flaschen und Gläser wurden herausgereicht, und das Volk jubelte, als der Teufel durch die Maske trinken mußte und ihm der Whisky in das Vorhemdchen lief.

Dadurch kam schon etwas Verwirrung in den Zug, und besonders erforderte es einige Zeit, die jetzt vorn in der Straße gestaute Menschenmenge zu theilen. Das Ganze ordnete sich aber doch wieder einigermaßen, und wurde sogar eher noch phantastischer, als auch elegant gekleidete junge Stutzer, die bis dahin den Schluß des Zuges gebildet hatten, in diesen einritten und zwischen Dämonen und Indianern in friedlicher Eintracht die Reihe hielten. Wieder und wieder rasteten aber die jetzt auch immer mehr von dem starken Trank

erregten Masken. Einzelne Gruppen galoppirten sogar zeitweilig in eine Seitenstraße ab, zum Jubel der Bevölkerung, um dort ein bevorzugtes Trinkhaus zu protegiren. Ja, verschiedene Indianer und Ritter stiegen auf kurze Zeit von ihren Pferden, die sie der Jugend indeß zu halten gaben, und daß ein Zeitungsjunge auf einen geharnischten Rittergaul sprang und, von seinen Genossen kreischend und jauchzend verfolgt, in gestrecktem Galopp einen Rundritt durch die Stadt hielt, störte die lustige Schaar nicht im Mindesten.

So bogen sie jetzt auch wieder nach Mainstreet ein, aber — die Sonnenfinsterniß war vorbei, das Erdbeben verlief sich in leisen Zuckungen und die Gruppen vertheilten sich jetzt schon alles Ernstes durch die verschiedenen Straßen. Hier aber war noch der Haupttrupp versammelt, und der Zugführer, jener federgeschmückte Häuptling, sprang mit beiden Füßen zugleich von seinem Pferd nieder, um ein Gott weiß wie vieltes Glas „Feuerwasser" von dem nächsten „Barkeeper" oder Ausschenker zu verlangen.

Wie er in dessen Thür treten wollte, begegnete ihm ein Neger, der eben aus der „grocery" kam. In vollem Uebermuth aber und mit einem rauhen: „Aus dem Weg, Nigger!" faßte er den Mann beim Kragen und warf ihn bei Seite.

„Hallo, Massa!" sagte dieser und blieb halb trotzig, halb erstaunt über die unfreundliche, jedenfalls unverdiente Behandlung einen Augenblick auf den Stufen stehen, um dem stolz vorüberschreitenden und ihn weiter keiner Antwort würdigenden Krieger nachzuschauen. Hier aber versperrte er schon wieder einem Andern den Weg, dem langen Kentuckier selber, der ihn noch viel unsanfter bei Seite und die Stufen hinunter warf. Unglücklicher Weise flog er dabei gegen einen Bootsmann vom Mississippi an, der in der unbequemen Tracht eines Ritters stak. Dieser, erbost über das Zusammenrennen und ziemlich gleichgültig dagegen, wer die Schuld trug, schlug den armen Teufel von Neger mit dem eisernen Handschuh in voller Kraft auf den Schädel.

Neger und Mulatten haben nun allerdings eine entsetzlich harte Hirnschale und können einen tüchtigen Puff darauf vertragen; der Schlag war aber doch zu gewaltig geführt, und

der arme Teufel, der keinen Menschen beleidigt hatte, brach für einen Moment in die Kniee. Rasch aber wieder emporfahrend, und in Wuth und Angst — denn er wußte recht gut, was er von einer solchen Schaar halbtrunkener, übermüthiger Weißen zu fürchten hatte — faßte er den Ersten, der sich ihm noch in den Weg stellte, bei den Schultern und warf ihn zurück, und als ihn ein Anderer greifen wollte, weil er Hand an einen Weißen gelegt, traf er diesen mit so sicher gezieltem und gutgemeintem Schlag gegen die Stirn, daß er bewußtlos zusammenknickte.

Weiter hielt er sich aber nun auch nicht auf, die Bahn war für ihn einen Moment frei, und er wußte recht gut, in welcher Gefahr er sich befand, wenn er der Schaar jetzt in die Hände fiel. Mit einem Satz sprang er deshalb über den gefällten Gegner hin und die Straße nieder, als Einer der verkleideten Indianer einen gellenden, sehr gut imitirten Schlachtschrei ausstieß, den Tomahawk aus seinem Gürtel riß und mit voller Kraft hinter dem Fliehenden herschleuderte. Glücklicher Weise verstand er den Schrei besser als den Wurf nachzuahmen, und die scharfe Waffe zischte wohl gut genug gemeint hinter dem Flüchtling her, traf ihn jedoch, anstatt mit der Schneide, mit dem Stiel gegen den Rücken und that ihm weiter keinen Schaden.

„Halt ihn — halt ihn auf!“ brüllte der Schwarm hinter ihm drein, während zehn oder zwölf andere Gestalten die Verfolgung schon in blinder Wuth aufnahmen. „Haltet den Schurken — er hat Hand an einen Weißen gelegt! — er muß hängen! — haltet ihn! haltet ihn!“

Wenn die Worte einen Erfolg hatten, war es der, des Negers Füßen noch größere Schnelle zu geben. Die Verfolger konnten dabei in den unbequemen, ungewohnten Kleidern nicht so rasch laufen, und Einzelne, die sich in der Straße dem Schwarzen in den Weg werfen wollten, wichen doch etwas erschreckt vor einem jetzt blankgezogenen Messer zurück, das er in der Hand trug und, so zur Verzweiflung getrieben, auch jedenfalls gebraucht hätte, seine Flucht sich frei zu halten. Die Straße hinauf bog der Verfolgte in die achte Avenue ein, in der Hoffnung vielleicht, dort durch den weniger belebten

Theil der Stadt die nächsten Maisfelder und die Berge zu erreichen, als er plötzlich um die nächste Ecke einem andern Trupp des schon zerstreuten Zuges begegnete, der, als er den Flüchtigen entdeckte und die hinter ihm dreinschallenden Rufe hörte, augenblicklich die Straße sperrte.

Der arme Teufel von Neger schien verloren, und hielt athemlos einen Moment an, unschlüssig, wo hinaus — was zu thun. Da erkannte er den Platz, an dem er sich befand. Gerade neben ihm lag das kleine grüngemalte, einstöckige Holzhaus eines farbigen Doctors, der bei den Negern und Mulatten Cincinnatis im Ruf eines tüchtigen Heilkünstlers, ja sogar auch Beschwörers stand. Ohne sich weiter einen Moment zu besinnen — die nächsten Verfolger waren auch keine dreißig Schritt mehr von ihm entfernt — sprang er die wenigen hölzernen Stufen hinauf, die zu dem Hause führten, stieß die Thür auf, die er hinter sich wieder in's Schloß warf und von innen verriegelte, und war für den Augenblick wenigstens gerettet.

Die wild erregte Schaar dachte aber gar nicht daran, ihn so leichten Kaufs entkommen zu lassen. Die ihm Nächsten folgten ihm und versuchten die Thür zu öffnen. Die war verschlossen, und da sie nicht gleich wußten, wem das Haus eigentlich gehöre, traten sie erst ein paar Schritte zurück, um den Eigenthümer anzurufen und von ihm den entsprungenen „Verbrecher" zurück zu fordern.

„Das ist des Nigger-Doctors Nest!" schrieen da Einzelne aus der Menge — „brecht die Thür auf, oder er versteckt ihn!"

Diese Andeutung genügte vollkommen; das Haus gehörte einem Nigger und brauchte deshalb natürlich nicht geschont zu werden. In voller Wuth warfen sich deshalb auch fünf oder sechs der Verfolger gegen die Thür, die nichtsdestoweniger dem ersten Anprall widerstand, als der „Doctor" selber, ein alter weißhaariger Neger, oben am Fenster erschien und die „Gentlemen" um Gottes willen bat, sein Haus nicht zu zerstören, sondern ihm zu sagen, was sie von ihm verlangten.

„Den schuftigen Nigger wollen wir heraus haben, den Du versteckt hast, Schneeball!" schrieen ihm zwanzig trotzige

Stimmen entgegen — „auf mit der Thür, oder wir reißen Dir das ganze Nest über dem Kopfe zusammen — heraus mit dem Nigger!"

„Aber um des Heilands willen, Gentlemen, ich weiß von keinem Negro."

„Oh zum Teufel, parlamentirt da nicht eine Stunde mit dem Nigger dort oben!" schrieen die hinten Stehenden, die ungeduldig wurden. „Der Schuft will nur Zeit gewinnen. Auf mit der Thür!"

„Auf mit der Thür!" brüllte die Masse nach, denn Tausende hatte sich jetzt schon vor dem Haus versammelt, um Theil an dem Zerstörungswerk zu nehmen. Ob der Mann schuldig oder nicht schuldig sei, blieb sich gleich — es war ja ein Nigger, und sie wollten ihren Spaß haben.

„Hurrah denn, boys!" schrieen die der Thür Nächsten, „hier kommt Luft!" und mit einem wilden Aufschrei warfen sie sich gegen die solcher Gewalt nicht gewachsene Pforte. Schloß und Angeln brachen und prasselten zusammen, und die Menge strömte in unaufhaltsamer Fluth hinein in das kleine Haus.

Und wo waren in der Zeit die Constabler? wo die gerühmten Sicherheitswachen der Vereinigten Staaten? Lieber Gott, die amerikanischen Verhältnisse ähneln in der Art den unseren. Gewöhnlich fehlt die Polizei da, wo sie am allernöthigsten gebraucht würde. Besonders aber mischt sie sich nicht gern in die Angelegenheiten des Pöbels, noch dazu, wenn es sich blos um das Leben oder Eigenthum eines Negers handelt.

„Hurrah, boys!" brüllte die Schaar und brach in die stille Wohnung des alten Mannes, die sie in wenigen Minuten überfüllte. Hier kam der „schwarze Doctor", zitternd vor Angst und Schreck, die Treppe herunter, um nur erst einmal zu erfahren, was man eigentlich von ihm wolle und welches Verbrechens er angeklagt sei. Er konnte kaum etwas Anderes erwarten.

„Gebt den Nigger heraus!" brüllte und tobte ihm aber die Schaar entgegen. „Heraus mit dem Schuft — er hat Hand an einen weißen Mann gelegt und muß hängen!"

„Aber um des Heilands willen — ich weiß ja gar nicht —“

„Heraus mit dem Nigger, oder wir brechen das ganze Nest zusammen, bis wir ihn finden!“

Vergebens waren alle Betheuerungen des Negers, daß er von keinem Flüchtlinge wisse, vergebens war selbst sein Vorschlag, daß sie das ganze Haus durchsuchen möchten, indem er jeden Winkel zu ihrer Verfügung stelle. Der souveräne Haufe wollte nun einmal, daß der „Doctor“ um das Versteck des Flüchtlings wisse, den er böswilliger Weise vor ihnen verborgen halte, und die fürchterlichsten Drohungen gegen ihn selbst, sogar mit Thätlichkeiten gegen den hülflosen alten Mann — es war ja nur ein Nigger — sollten ein Geständniß von ihm erzwingen. Als das nichts half, zerstreuten sich die übermüthigen Gesellen in der kleinen Wohnung und durchsuchten diese vom Keller bis zur engen Bodenkammer hinauf. Selbst die Schränke, in denen sich ein Mensch hätte verbergen können, wurden, wenn der Schlüssel nicht gleich darin stak, aufgebrochen. Daß sie nicht fanden, was sie suchten, machte sie nur, anstatt sie das Ungerechte ihres Verdachtes einsehen zu lassen, noch wüthender. Sie zerschlugen, was ihnen in den Weg kam, zerbrachen die Fenster und traten die Thüren ein, und der „Doctor“ selber konnte sich ihren Mißhandlungen nur ebenfalls durch die Flucht entziehen.

Nach und nach kühlte sich der Uebermuth ab. Die Rädelsführer, doch vielleicht nicht ganz sicher, den rechten Mann bestraft zu haben, zogen sich zurück; der Neger, den sie suchten, war jedenfalls gleich wieder durch eine Hinterthür, oder über die Hofplanken hin in eine andere Straße geflohen und lange außer ihrem Bereich. Auch die übrige Menge verlief sich, und als die Letzten das Haus geräumt hatten, kamen ein paar Constabler und stellten sich an die zerbrochene Thür.

Damit war der heutige Muthwillen aber noch nicht zu Ende. „Ein Schwarzer hat einen Weißen geschlagen“, der Ruf ging durch die ganze Stadt, und mehrere Neger, die harmlos des Weges kamen, wurden auf der Straße mißhandelt und mußten sich flüchten, so daß sich an dem ganzen

Abend kein Farbiger mehr vor seine eigene Thür wagte. Lärmende Haufen von trunkenen Bootsleuten zogen außerdem Abends noch einmal durch das „Negerviertel", einige Straßen, die hauptsächlich von Farbigen bewohnt werden. Fenster und Thüren waren aber hier geschlossen, nirgends ließ sich Licht sehen, und die Sieger begnügten sich diesmal mit solcher Demonstration.

In Bayou Sarah.

Bayou Sarah ist ein kleines Städtchen an der Mündung der Bayou (oder des kleinen Sumpfwassers) Sarah, das Pointe=Coupée gegenüber am Mississippi liegt und sich in nichts von den tausend anderen durch die Union zerstreuten Plätzen gleichen Ranges unterscheidet. Ich will dem Leser auch gar nichts Außerordentliches oder Außergewöhnliches hier erzählen, sondern nur etwas, das unzählige Male in der Union schon vorgekommen ist und leider alle Tage noch vorkommt.

In Bayou Sarah wohnte ein deutscher Schneider, der wahrscheinlich Schadwig oder ähnlich in Deutschland geheißen hatte, denn die Amerikaner, die alle Namen verderben, nannten ihn Chadwick. Es war ein stiller, harmloser und fleißiger Mann, und hatte seine Werkstatt dicht neben unserem Boardinghouse, zu dessen Mahlzeiten er mit herüberkam und in dessen erster Etage er ein sehr anspruchsloses Zimmerchen bewohnte. Er arbeitete auch ziemlich billig, und wir Deutschen erhielten ihm fast sämmtlich unsere Kundschaft. Dabei lebte er mäßig und bescheiden, machte nirgends Schulden und war von Allen gern gesehen.

Ich hatte einige Monate in Bayou Sarah gewohnt und zog dann in das etwa eine halbe Stunde davon entfernte, auf dem nächsten Hügel liegende St.=Francisville hinauf. Im Anfang kam ich noch dann und wann in die am Strom

liegende Stadt hinunter; da aber der einzige Freund, den ich dort hatte, bald darauf nach New-Orleans zog, fand ich auch dazu keine weitere Veranlassung und erfuhr deshalb wenig von dem, was dort unten vorging.

Nach langer Zeit hörte ich endlich, daß „Chadwick", wie er allgemein hieß, recht krank gewesen sei, sich jedoch wieder erholt habe, und ich beschloß, in den nächsten Tagen hinunter zu gehen und ihn einmal zu besuchen. Denselben Abend kam aber noch ein Deutscher von Bayon Sarah herauf, den ich nach unserem armen Schneider fragte, und dieser sagte mir, Chadwick habe gestern einen Rückfall bekommen und befinde sich schlimmer als je.

Am nächsten Morgen ging ich hinunter, und, ohne erst im Schenkzimmer einzusprechen, gleich eine Treppe hinauf in sein Zimmer. Das aber fand ich zu meinem Erstaunen leer und gelüftet, die Dielen frisch und gescheuert, und weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl darin. Ich konnte mir nicht denken, was aus dem Kranken geworden sei, und fragte jetzt unten an, wohin er transportirt sein könne.

„Oh," meinte der Wirth, ein ächter „amerikanisirter" Deutscher, „wir haben ihn blos eine Treppe höher geschafft, denn wenn er uns in unserer besten Stube gestorben wäre, hätten wir sie ja gar nicht wieder vermiethen können."

„Und wer ist bei ihm da oben?"

„Jetzt? — Ich weiß wirklich nicht," lautete die Antwort. „Meine Frau war heute Morgen oben, aber sie sagt, er sähe schlecht aus."

Ich stieg rasch die Treppe hinan, denn oben war, wie ich recht gut wußte, dicht unter dem nackten Dach nur eine dunkle Bodenkammer, in der über Tag, wenn die Sonne recht darauf brannte, eine glühende Hitze herrschte. Schon auf der Treppe hörte ich aber ein Stöhnen und Winseln, und als ich jetzt die letzten Stufen mehr hinauf fiel als ging, fand ich mich, dicht an der Treppe, neben dem Bett des Unglücklichen, der hier allein und verlassen in seinem Todeskampfe lag.

„Wasser!" stöhnte der arme Teufel, als er wahrscheinlich das Geräusch meiner Schritte hörte, und ich eilte, ehe ich nur ein Wort an ihn richtete, wieder die Treppe hinab, um ihm

das Verlangte zu holen. Als ich wieder damit zurückkam, brauchte er aber kein Wasser mehr. Mit stier zum Dach hinauf sehenden Augen lag er lang ausgestreckt auf seinem harten Lager. Der Schaum stand ihm vor dem Mund, die Lippen sahen blau und unheimlich aus.

„Armer Chadwick!" rief ich ihm zu, „wie geht es? Hier bring' ich Wasser!" — Er antwortete nicht. Ich hielt ihm das Glas an die Lippen und versuchte ihm etwas einzugießen, aber er preßte sie fest zusammen. Ein Zittern flog über seine Glieder, dann lag er still und ruhig und regte sich nicht mehr. — Er war todt.

Ich ging jetzt hinunter, um den Wirth davon in Kenntniß zu setzen.

„So?" sagte dieser ruhig; „na, ich hab' es mir beinahe gedacht! Es ist aber besser für ihn so, als wenn er hier lange krank gewesen wäre."

Ein Arzt wurde jetzt gerufen, um zu bestimmen, ob ihn das Leben wirklich verlassen habe, und dann das Begräbniß auf den nächsten Morgen festgesetzt. Ich blieb den Tag in Bayou Sarah und hörte, daß Streitigkeiten über die Verlassenschaft des Verstorbenen entstanden wären, denn der Wirth beanspruchte Boarding und Lodging für, ich weiß nicht wie viel Monate, und es war doch bekannt, daß Chadwick jede Woche regelmäßig bezahlte. Ebenso verlangte er Entschädigung für Krankenpflege. Andere traten ebenfalls auf, die dies oder das an ihn zu fordern haben wollten, und der Nachlaß: sechs oder acht Stücke verschiedener Zeuge und Tuche, wurde fast schon vertheilt, während der Leichnam noch nicht einmal Zeit bekommen hatte, zu erkalten.

Das Begräbniß fand am nächsten Morgen statt, denn in dem warmen Klima dürfen die Leichen nicht lange über der Erde gelassen werden, und es wurde gerade so einfach vollzogen, wie der arme Teufel gestorben war.

Ein Bekannter von ihm, der eine Dray — einen zweirädrigen Güterkarren — besaß und damit sein Brod verdiente, lud den aus Tannenbrettern zusammengenagelten Sarg auf und fuhr ihn mit seinem Pferde nach dem in der Nähe von St.-Francisville auf hohem Lande liegenden Kirchhof hinauf.

Wir waren nur vier Deutsche, die dem Sarge folgten und so dem Verstorbenen die „letzte Ehre“ erwiesen. Wir waren auch nöthig dazu, den schweren Sarg vom Karren zu heben und in seine stille Gruft zu senken. Ein Geistlicher kam nicht dazu, — von der Verlassenschaft war schon nach vierundzwanzig Stunden nicht genug übrig geblieben, um einen solchen zu bezahlen, und umsonst fand sich keiner bemüßigt, dem „Fremden“ einen derartigen Dienst zu erweisen. — Es war auch nicht nöthig. Wir, seine letzten Freunde, sprachen ein stilles Gebet über seiner Leiche und übergaben dann den Leichnam seiner stillen Ruhe. Wenige Minuten später war das Grab ausgefüllt, und der Karren rasselte in die Stadt zurück, um die Ankunft des nächsten Dampfers und damit den täglichen Verdienst nicht zu versäumen.

Amerikanische Hotels und Wirthshäuser.

Es gehen jährlich so viele Tausende unserer Landsleute nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hinüber, um dort „ihr Glück zu machen", und alle sind im Anfang, mit nur wenigen Ausnahmen, darauf angewiesen, kürzere oder längere Zeit ihren Aufenthalt in einem Hotel oder Wirthshaus, einem dort sogenannten Boarding- und Lodginghouse zu nehmen. Denen sowohl, die gehen, wie denen, die zurückbleiben und sich nur für die Ausgewanderten interessiren, wird es deshalb gleich angenehm sein, einmal etwas Näheres über die künftige „erste Heimath" im neuen Vaterlande zu erfahren, und ich will versuchen, ihnen einen Begriff davon zu geben.

Die ersten Hotels Amerikas unterscheiden sich, besonders wenn sie in einer größeren Stadt liegen, allerdings nur wenig von denen des europäischen Continents gleichen Ranges, und der Reisende findet dort für sein Geld alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten. Es wäre also auch nutzlos, viel Worte über diese zu verlieren. Nur so viel möge genügen, daß sie in den freien sowohl wie in den Sclavenstaaten fast ausschließlich „Farbige", das heißt Neger oder von Negern in zweiter und dritter Linie abstammende Mulatten und Quadroonen, zur Bedienung haben.

Diese Hotels sucht der frisch Eingewanderte aber nur in seltenen Fällen auf, denn ihm liegt daran, das mitgebrachte

Geld zu Rathe zu halten und vor Allem von dem Punkt aus, auf dem er zuerst in dem fremden Lande Fuß gefaßt, die Verhältnisse der Stadt selber — falls er dort zu bleiben — oder die des Landes, falls er sich anzusiedeln gedenkt — kennen zu lernen. Zu diesem Zweck findet er nicht allein in den Seestädten, sondern auch in denen des innern Landes zahllose sogenannte Boarding- und Lodginghäuser, die ihm drei Mahlzeiten täglich und eine Schlafstelle sichern, und nach dem Preis, der dafür wöchentlich gezahlt wird, natürlich verschieden sind. — Ich will versuchen, besonders diese zu schildern, und dabei mit den billigsten und schlechtesten der Klasse anfangen.

Diese drängen dem Einwanderer gleich am Strand oder den Docks der verschiedenen Hafenplätze, oft neben den prachtvollsten Gebäuden, ihre Schilder entgegen, und vorzüglich zahlreich sind dabei die deutschen vertreten. Mit ihren Benennungen „Zur deutschen Heimath“ — „Das deutsche Vaterland“ — „Wilhelm Tell“ — „Zum goldenen Anker“ &c. &c. zeichnen sie sich vor allen übrigen aus, und haben außerdem noch ihre „Runners“ überall an der Landung, um eben eingetroffene Passagiere durch das Versprechen „spottbilliger Herberge und ausgezeichneter Kost“ in ihre Räumlichkeiten zu locken.

Ihre Herstellung bleibt sich im Ganzen gleich. In der Mitte des untern Barrooms oder Schenkzimmers steht die Bar, ein halbmondförmig oder gerade gebauter Schenktisch, an den Seiten gewöhnlich mit einem Gitter umgeben, damit dahinter gestellte Gegenstände nicht von draußen Befindlichen gestohlen werden können: eine Menge buntgefüllte Caraffen und Flaschen, und auf dem Tisch selbst ein oder mehrere Präsentirteller mit kleinen Biergläsern, da der Branntwein in Amerika nur aus solchen, und zwar mit Wasser vermischt, getrunken wird.

An den Wänden hängen dabei schlecht colorirte Lithographien von napoleonischen Schlachten, sowie von deutschen Flüchtlingen — besonders fehlt in neuerer Zeit in keinem Robert Blum. Außerdem schmücken bunte Ankündigungen von englischem Ale und Porter, wie deutschem Bier, Sodawasser oder anderen Getränken die Bar selber und ihre nächste Um-

gebung, und eben so wenig fehlen Fahrpläne der Eisenbahnen und Dampfschiffe nach dem Innern des Landes.

Tische und Stühle sind ebenfalls, in manchen auch nur Bänke angebracht, und auf den Tischen treiben sich den ganzen Tag nasse, klebrige Biergläser oder gar Blechmaße, und alte irdene Teller mit Käse-, Wurst- und Brodresten herum, bis der schmutzige Barkeeper oder Ausschenker einmal einen Augenblick Zeit findet oder gerade Lust bekommt, die Reste fort zu nehmen.

In jedem solchen Haus findet sich eine Glocke, um die Gäste zu den verschiedenen Mahlzeiten zusammen zu rufen. Das erste Mal Läuten giebt Morgens das Zeichen zum Aufstehen, Mittags und Abends zum Sammeln; das zweite zum Beginn des Essens.

Die Mahlzeiten selber sind gewöhnlich quantitativ sehr reichlich, und bestehen Morgens und Abends aus Kaffee oder Thee mit Fleisch, Eiern, Buchweizenkuchen, Wurst, Schinken, sauren Gurken &c.; Mittags aus ähnlichen Gerichten mit frischem Braten dabei, wozu dann nur statt Kaffee Cider (Aepfelwein), Bier oder Wein getrunken wird. Getränke sind, besonders in den Hafenstädten, verhältnißmäßig sehr billig, und man kann in den letzteren um einen höchst mäßigen Preis ganz vortreffliche leichte französische Weine bekommen.

Sind es nun in einem solchen Gasthaus lauter oder doch meistens frisch eingewanderte Deutsche, die sich hier bei Tisch versammeln, so vergeht die Mahlzeit auch in deutscher Weise. Es wird dann nur langsam gegessen, und viel dabei gesprochen und gelacht. Sind aber viele Amerikaner oder wenigstens Deutsche mit bei Tisch, die schon eine Zeit lang in Amerika gelebt und dann auch jedenfalls dessen Sitten und Gebräuche angenommen haben, dann wird die Mahlzeit „amerikanisch" gehalten, und zwar in folgender Art:

Beim zweiten Mal Läuten stürzt Alles so rasch als möglich in das Speisezimmer und auf seinen bestimmten oder irgend einen gerade zu erlangenden Platz, wobei Jeder das von benachbarten Schüsseln ergreift und auf seinen Teller schüttet, was ihm gerade behagt, oder was er in der Geschwindigkeit erreichen kann. Rücksicht auf den Nachbar findet

nicht die geringste statt; die Mahlzeit wird ebenfalls in schweigender Hast verzehrt, und wer satt ist, steht vom Tisch auf, nimmt seinen Hut und geht hinaus. Daß unser altmodisches: „Gesegnete Mahlzeit" oder „Wünsche, wohl gespeist zu haben" dabei wegfällt, versteht sich von selbst.

So weit der untere Raum des Hauses, in dem sich das Speisezimmer meist an den Barroom anschließt. Der übrige Theil des Gebäudes, mit einziger Ausnahme der Wirthswohnung und Küche, ist in „Schlafsäle" eingetheilt, in denen, je nach ihrer Räumlichkeit, eine größere oder kleinere Anzahl von zweischläfrigen breiten Betten steht.

In Amerika, und nicht allein in den geringsten und billigsten Wirthshäusern, sondern oft sogar in größeren Hotels, herrscht nämlich die höchst fatale, unanständige wie ekelhafte Mode, zwei Fremde in ein und demselben Bett einzuquartieren. Ja, in den billigsten werden oft drei derselben zusammengepackt, um die Nacht unter einer wollenen Decke zu verbringen.

Die Betten selber bestehen aus einer dünnen Seegras-Matratze und einem Kopfkissen, im Sommer mit einer, im Winter mit zwei wollenen Decken dabei, und sind nur zu häufig mit Wanzen bevölkert. — Amerika ist das eigentliche Vaterland dieses entsetzlichen Ungeziefers, das zuerst im Jahr 1666, nach dem großen Brand in London, mit amerikanischem Bauholz nach Europa geschafft wurde und sich hier leider so leicht und vollständig acclimatisirte.

Von Waschtischen ist natürlich in einem solchen Schlafsaal keine Spur zu finden, kaum ein Stuhl an jedem Bett, um die Kleider darauf zu legen. An der einen Wand hin stehen die Koffer und Kisten der Gäste, und der ganze Platz sieht überhaupt nur einer geringen Verbesserung des Zwischendecks an Bord ähnlich. Sind wenig Gäste da, so überläßt man ihnen allerdings diese „Lagerstätten", um sich einzeln darin zu vertheilen; im andern Fall aber dürfen sie sich nicht weigern, irgend einen Schlafkameraden, der ihnen gegeben wird — er mag aussehen, wie er will — aufzunehmen.

Das Bettzeug selber ist nichts weniger als reinlich, und wer sich Morgens waschen will, braucht nur hinunter in den

Hof zu gehen, wo ein paar blecherne Waschgeschirre stehen und auf Verlangen auch ein gemeinsam zu brauchendes Handtuch verabreicht wird. Damit ist allen Ansprüchen an Bedienung — die bei Tisch und das wieder zurecht Schütteln des Bettes abgerechnet — genügt.

Die Bedienung selber existirt in solchen billigen Boarding-häusern — wo der Gast wöchentlich von drei bis vier Dollars zahlt — auch allerdings nur für den Wirth. Der Gast hat keine Ansprüche darauf, und will er seine Stiefel geputzt oder seine Kleider gereinigt haben, so mag er noch sehr dankbar sein, wenn er einen alten Scherben mit Wichse und eine Bürste dazu geliehen bekommt. Dafür ist es freilich auch nicht Sitte, in Amerika Trinkgelder zu geben; eben so wenig werden „Bougies" besonders aufgeschrieben.

Die weiblichen Dienstboten in solchen Häusern sind fast durchgängig deutsche Dienstmädchen, die ziemlich sicher auf augenblickliche Anstellung rechnen können, sobald sie den amerikanischen Boden betreten. Die dort Wohnenden wissen natürlich recht gut, daß diese noch mit geringen Ansprüchen herüberkommen und — an die deutsche Arbeit gewöhnt — fleißig und brauchbar sind. Lernen sie erst einmal das amerikanische Leben kennen, so hört das von selber auf. Es dauert auch nur wenige Wochen, daß diese handfesten Wesen anfangen, Englisch zu radebrechen, und eine Anzahl gewöhnlich gebrauchter und mißhandelter Wörter verwenden sie schon nach den ersten Tagen ihres Aufenthalts. So wird es keinem dieser Mädchen Morgens einfallen, zum „Frühstück" zu rufen, sondern sie stecken ihr dickes Gesicht in die Thür herein und sagen mit der ernsthaftesten Miene von der Welt: „Na — kommet Sie denn? Brekfäscht is reddy (breakfast is ready!)". Ein Handtuch hat bei ihnen eben so rasch den deutschen Begriff verloren und heißt von da an Tauel, ein Krug Pitscher, und yes und no statt ja und nein verstehen sich schon nach den ersten Stunden von selbst.

Ich war einst Zeuge, wie ein eben eingetroffener Deutscher von dem Mädchen, das mit demselben Schiff wie er gekommen und rasch in ein solches Boarding- und Lodging-house eingemiethet war, ein Waschbecken verlangte und die

plattdeutsche Magd sehr naiv zurückfragte: „En Besen wullt Se?"

„Dumme Trine," rief der Fremde, „keinen Besen, ein Waschbecken!"

„Na yes, en Besen," lautete die hartnäckige Antwort, und die Sache klärte sich endlich auf, als der Neueingetroffene herausbekam, daß Besen (basin) ein Waschbecken bedeute.

In dem Privat-Boardinghouse, in dem ich kurze Zeit in New-York wohnte, hatten wir ein schon amerikanisirtes Mädchen, das acht oder zehn Monate in Amerika war und wohl Deutsch verstand, es aber, wie sich zeigte, nicht mehr sprechen konnte. Hatte sie Abends das Geschirr und Essen hereingeschafft, dann stülpte sie sich einen mit Blumen und Federn reich geschmückten Hut auf das dicke rothe Gesicht, nahm ihren „Shawl" um, zwängte die arbeitgeschwollenen Finger in ein Paar entsetzlich schmutzige Handschuhe, und verschwand für den Abend vom Schauplatz ihrer bisherigen Thätigkeit.

Auf irgend eine Dienstleistung von Seiten des Dienstpersonals darf man deshalb in diesen Boardinghäusern nie rechnen. Die Leute sind alle viel zu unabhängig.

Die Wirthe der eigentlichen, für frisch Eingewanderte bestimmten Spelunken verfolgen aber auch noch einen andern, für sie ziemlich einträglichen Erwerbszweig, nämlich die zahlreichen Kisten und Kästen der Hinüberkommenden, wenn diese kein Geld mehr haben, als Pfand anzunehmen, oder sie, wenn sie in das Land auf Arbeit gehen wollen, nur einfach „aufzuheben". Der Deutsche kann nun einmal nicht reisen, ohne sich mit einem Wust alter, unnützer Sachen und Gegenstände zu beladen. Theils entspringt diese unglückselige Sucht aus einer Art von Pedanterie, theils hat sie aber auch einen edleren Grund, und zwar in der Gemüthlichkeit des Deutschen, der sich nur schwer von alten, liebgewonnenen Gegenständen trennt.

Der Amerikaner ist ganz anders. Wie Amerika keine Geschichte, keine alten historischen Ueberlieferungen hat, so fehlt dem jetzigen Amerikaner auch vollständig der Sinn für Alles, was nicht der neueren Zeit allein, nicht dem augenblicklichen

Nutzen angehört. Dadurch sind es gerade keine poetischen, aber außerordentlich praktische, lebenskräftige Menschen geworden, die Alles, was sie unternehmen, mit Geschick wie mit einer zähen, nicht zu ermüdenden Ausdauer angreifen. Der Deutsche dagegen, noch von der Heimath her an den alten Schlendrian gewöhnt, und kaum je dazu gebracht, für sich selber zu denken, viel weniger zu handeln, ist in der Fremde, und ehe er mit Gewalt aus dieser Lethargie aufgerüttelt wurde, fast stets dem schlimmeren, gewandteren Gegner auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

Das nutzen denn redlich seine schon amerikanisirten Landsleute, die Wirthe, die ihm im Anfang mit scheinbar deutscher Biederkeit — eigentlich besser Grobheit genannt — entgegen kommen und den armen Teufel bald in ihren Netzen haben, aus. Ihnen überlieferte oder als Pfand gelassene Sachen sind deshalb, mit wenigen Ausnahmefällen, fast immer verloren, und er mag klagen, wenn er Lust und besonders Geld hat. Ohne Empfangschein, den die Wirthe nie ausstellen, bekommt er sein gestohlenes Gut nicht wieder.

Glaubt Ihr, daß ich zu schwarz schildere? — Geht in diese Tausende der amerikanischen Pesthöhlen — deutsche Boarding- und Lodginghäuser genannt —, seht diese frechen, unverschämten Wirthe und Barkeeper in Hemdsärmeln, die Hände in den Taschen, hinter ihrem Schenkstand, oder durch die ungefegten Stuben schlendern, schaut in die eklen Schlafställe, auf das schmutzige Linnen der Betten — seht in die Küchen: und Ihr werdet sagen, daß ich keine Silbe übertrieben habe.

Die französischen und amerikanischen billigen Kosthäuser sind um wenig oder nichts besser. Die Franzosen haben aber eine gewisse Geschicklichkeit, mit nichts eine Art von Eleganz hervorzurufen und das Unangenehme zu übertünchen. Die Amerikaner sind wenigstens etwas reinlicher. Sonst bleiben sie sich vollständig gleich, und der Unglückliche, der ihnen sein leibliches Wohl um den allerdings mäßigen Preis von drei oder vier Dollars die Woche preisgiebt — wenn er nicht bis dahin in eben solchem Schmutz und Elend existirt hat — wird die Stunde verfluchen, in welcher er ein solches Wanzennest betrat.

Nur von einer Klasse werden diese Höhlen noch übertroffen — von den irischen Spelunken, die aber der Deutsche schon aus Antipathie vor Schlägereien meidet.

Die gemeinen Irländer sind noch bei Weitem schmutziger, als die Deutschen von gleichem Stand, und fast sämmtlich Trunkenbolde, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß fast jeder Abend mit einer richtigen Schlägerei endet. Das alte irische Lied, das den irischen Charakter so trefflich schildert, strafen sie niemals Lügen:

He goes to the tavern and spends his half crown,
Comes out — meets a friend, and for love — knocks him down,
With his sprig of Shillahly and Shamrock so green.

Der Einwanderer, wenn ihn nicht seine Kasse dazu nöthigt, ist aber keineswegs gezwungen, seinen ersten Wohnort in solchen Kneipen aufzuschlagen, obgleich der Mittelstand sehr häufig — ja fast immer — durch eben jene Runners oder die gepriesene und lockende Billigkeit derselben verleitet wird, wenigstens die erste Zeit da einzukehren.

Es giebt auch noch Privat-Boardinghäuser in den verschiedenen Städten, die sich besonders dadurch vor den öffentlichen auszeichnen, daß sie keinen Schenkstand halten, und dort ist der Fremde jedenfalls ungleich besser aufgehoben. Die Preise sind natürlich höher, aber man genießt dafür auch den Vortheil einer eigenen Stube, wie eines reinlichen Bettes, und besonders zeichnen sich da die amerikanischen Privat-Boardinghäuser vortheilhaft vor allen anderen aus. Sie sind fast alle mit Teppichen versehen, geben eine gute und nahrhafte Kost, und rechnen dafür etwa neun bis zehn Dollars wöchentlich. Auch die Bedienung ist in diesen Häusern etwas besser, obgleich man ja keinen vaterländischen Maßstab an sie legen darf. Dafür bieten sie aber dem der englischen Sprache noch nicht mächtigen Einwanderer den sehr großen Vortheil, daß er zu Hause und bei Tisch nur Englisch, und gutes Englisch sprechen hört, nicht das entsetzliche Flickwerk der deutschen Boardinghäuser. Er kann dadurch sein Ohr an die ihm noch fremd klingenden Laute gewöhnen, und wird sich selber der fremden Sprache so viel eher bemächtigen.

Im Innern des Landes findet der Reisende ebenfalls, wohin er sich auch wendet, Wirthshäuser in Menge, die theils inns, theils taverns genannt werden, im Ganzen sich aber ziemlich gleich bleiben und einander ähnlich sehen. Wie die Bahnhöfe an unseren europäischen Eisenbahnen, haben diese Wirthshäuser oder Hotels, taverns oder inns alle einen Charakter: die offene Bar unten im Haus, und außerdem wenig oder gar keine Bequemlichkeiten für den Reisenden selber. Dieser darf auch um Gottes willen nicht glauben, daß Wirth und Dienerschaft des Hauses für ihn die Wirthschaft in Gang hielten: — es geschieht das einzig und allein zum Besten des Wirthes selber, und die wenigen Dienstleistungen, die dem Fremden für sein gutes Geld verabreicht werden, mag er immer nur als reine Gefälligkeit hinnehmen.

Sind die Stuben gefüllt, so kann er fest darauf rechnen, daß er einen fremden Schlafkameraden in sein Bett bekommt, und hat er ein Pferd bei sich, so muß er selber dabeistehen, wenn diesem das Futter eingeschüttet wird, oder er möchte es sonst nur Morgens auf der Rechnung finden. Liegt das Wirthshaus aber im „fernen Westen", so genügt es nicht einmal, daß er sieht, wie es seinem Thier vorgeschüttet wurde, sondern der Fremde muß auch noch bei dem Trog stehen bleiben, bis das Pferd ausgefressen hat. Indessen darf er sich damit beschäftigen, die halbverhungerten Hühner fort zu treiben, die den Trog in Schwärmen umgeben und, zehnmal weggejagt, unter den Händen wieder zurückkehren, um den vorgeschütteten Mais für sich in Anspruch zu nehmen.

Amerika kann recht gut als ein „Paradies der Wirthe" bezeichnet werden, denn in einem Lande, wo die halbe Bevölkerung stets auf Reisen ist und Tausende von Fremden täglich fast eintreffen, fehlt es ihnen nie an Kundschaft. Ein „Paradies der Gäste" ist es aber wahrhaftig nicht, und wer dort reist, mag nur von vornherein auf alle möglicher Weise gedachten Bequemlichkeiten verzichten.

Der Schnarcher.

In Cincinnati wohnte oder boardete ich, wie man dort sagt, in einer der deutschen Kneipen billigster Art. Ich arbeitete damals bei einem Silberschmied, um mir wieder Geld zu verdienen, einen neuen und ordentlichen Jagdzug anzutreten, und mußte mich deshalb nach Kräften einschränken. Als älterer Abmiether — denn ich lag über zehn Monate in diesem entsetzlichen Nest — hatte ich mich aber aus dem großen Schlafsaal in ein kleineres Dachkämmerchen hinein zu arbeiten gewußt, wo der Wirth keine zweischläfrigen Betten aufstellen konnte und wir, unserer Drei, wenigstens Jeder ein eigenes Lager haben konnten.

Auf die Namen meiner beiden damaligen Schlafkameraden kann ich mich nicht mehr besinnen; ich weiß nur, daß der eine ein „Kaufmann" war — wie er sich nannte — und Nachts furchtbar schnarchte, so furchtbar in der That, daß wir beiden Anderen, nachdem wir uns heiser geschrieen, um ihn zu wecken, oft halbe Stunden lang in unseren Betten in Verzweiflung aufsaßen und die verschiedenartigsten Anschläge machten, uns des lästigen Schlafkameraden zu erwehren.

Dies Schnarchen trieb uns zuletzt dahin, daß wir schon wirklich die Idee faßten, wenn wir den Burschen nicht los werden könnten, das Zimmer selbst zu räumen, ja im schlimm-sten Fall das Haus zu verlassen, als mein Kamerad und Leidensgefährte, den ich in Ermangelung eines besseren Namens

Müller nennen will, eines Abends sehr geheimnißvoll that und mich vor Schlafengehen bei Seite nahm, um mir etwas Wichtiges mitzutheilen. Die Sache betraf auch in der That nichts Geringeres als den Schnarcher selber, und er behauptete, durch einen guten Freund ein probates Mittel erfahren zu haben, dem Burschen das Schnarchen für kommende Zeiten in einer einzigen Nacht zu legen und zu vertreiben; wie? das wollte er nicht sagen, ich sollte es selber sehen.

Neugierig war ich wirklich geworden und auch bei der Sache interessirt; so erwartete ich denn ordentlich mit Ungeduld den Abend, an dem das Experiment vorgenommen werden sollte. Unser Quälgeist ging immer zuerst zu Bett und lag oft schon um neun Uhr unter der Decke, so daß wir nie hoffen durften, einmal Abends einschlafen zu können, ehe er seinen Monolog begonnen; das dumpfe Sägen hörten wir schon oben auf der Treppe, und betraten allabendlich die Kammer mit einer halblaut gemurmelten Verwünschung.

Auch an diesem Abend lag er schon eine Weile im Bett, als wir hinaufkamen, und zwar auf dem Rücken wie immer, die Kniee heraufgezogen, den Mund halb geöffnet, „sawing away at eleven knots an hour“, wie es die Amerikaner nannten.

Ich habe schon viele Menschen schnarchen hören, etwas Derartiges aber noch nie, so lange ich denken kann. Es giebt auch viele Arten von Schnarchern, und die liebenswürdigsten von ihnen sind jedenfalls die sogenannten „Suppenbläser“, die vollen Athem mit offenem Mund holen, dann diesen schließen, bis beide Backen anschwellen, und nun die Luft ohne großes Geräusch und in einem feinen Strahl wieder ausblasen. — Einem solchen zuzuhören, kann sogar bedingungsweise ein Vergnügen genannt werden, und ich bin Zeuge gewesen, daß sich ein ganzer Schlafsaal voll Menschen Stunden lang dabei amüsirt und die verschiedenen Nüancen beobachtet hat.

Eine andere Art ist die der Wechselschnarcher, die regelmäßig einen Athemzug aussetzen, und dadurch natürlich nur die Hälfte Lärm machen; eine andere wieder sind die

Pfeifer, die diese Eigenschaft wahrscheinlich einer besondern Formation ihrer Nase zu danken haben, denn sie finden sich auch nur in sehr seltenen und noch seltener in vollkommenen Exemplaren; dann kommen die Lichtbläser, die die Luft kurz abstoßen; dann die sogenannten Süßholzraspler, die gewöhnlich mit halbgeöffneten Lippen und etwas gerümpfter Nase daliegen und ein nicht sehr lautes raspelndes Geräusch beim Ein- und Ausziehen des Athems machen, durch diesen ununterbrochenen Lärm aber weit weniger störend sind; und zuletzt der ordentliche, ehrliche Schnarcher, der beim Lufteinathmen seiner Schlafkameraden Trommelfell unnachsichtlich durchsägt, und nur den Athem geräuschlos auszustoßen scheint, um die Nachbarschaft mit der nächsten Einfuhr um so viel mehr überraschen zu können. Nur ein einziges Mal habe ich Schnarcher und Suppenbläser in einer Person vereinigt gefunden, der beim Athemholen schnarchte und das also Eingesägte langsam und vorsichtig wieder ausblies; es war ein ordentlicher Genuß, dem Mann zuzuhören.

Noch möchte ich freilich zu dieser Klasse auch die allerdings seltenen „Zähneknirscher" zählen, die zwar nicht schnarchen, aber die ganze Nacht die Zähne zusammenreiben und damit knirschen; es ist das das Furchtbarste, was man sich denken kann, und wer überhaupt Nerven hat, wird es nie lange bei einem solchen Schlafkameraden aushalten können.

Doch zurück zu unserem Quälgeist zu kommen, den wir indessen in Mainstreet in Cincinnati haben auf dem Rücken liegen lassen, so war er, als wir die Kammer betraten, in voller Arbeit; die Schindeln auf dem Dache, das gerade über seinem Bett niederlief, zitterten im wahren Sinn des Wortes, und er fuhr ein paar Mal, während wir vor ihm standen, wenn er einen recht richtigen und manchmal Extrazug gethan, selber halb erwachend von dem furchtbaren Lärm, erschreckt in die Höhe und blickte im Schlaf scheu umher, fiel dann aber gleich wieder zurück wie geschossen und begann auf's Neue.

Müller setzte jetzt das Licht nieder, flüsterte mir zu, mich ganz ruhig zu verhalten, damit wir ihn nicht aufweckten, und verließ dann noch einmal die Kammer, kehrte aber bald darauf

mit einem blechernen Waschgeschirr voll Wasser zurück und setzte dies unter den Tisch. Das gethan, nahm er aus seiner Tasche einen gewöhnlichen, vielleicht faustdicken oder auch etwas stärkeren Waschschwamm, in den ein vielleicht drei Fuß langes Seil eingeknüpft war, tauchte den Schwamm dann in das kalte Wasser und bedeutete mich nun, zu Bett zu gehen und kein Geräusch zu machen.

In wenig Secunden waren wir Beide ausgezogen, und ich lag im Bett; er selber putzte dann das Licht ganz kurz ab, daß es nur einen matten Schein durch's Zimmer warf, ergriff das Seil des Schwammes am obern Ende, wobei er den Schwamm vorsichtig auslaufen ließ, daß er eben nur vollgesogen blieb, schwang ihn dann ein paar Mal um den Kopf herum und schlug ihn im nächsten Moment mit dem eiskalten Wasser mitten auf den Mund des gerade wieder mit aller Macht Einrasselnden. Zu gleicher Zeit fast hatte er das überdies kaum noch lebende Licht ausgeblasen und lag selber regungslos im Bett, während der Schnarcher mit einem halben Aufschrei emporfuhr und aus seinem Bett heraussprang. Wir Beide lagen indessen wie die Mauern, rührten und regten uns nicht und athmeten schwer wie im tiefen Schlaf; der gestörte Schläfer aber, ohne im Mindesten Notiz von uns zu nehmen, fuhr mit Blitzesschnelle zur Thür hinaus und — kam nicht wieder.

Ich wollte Müller leise fragen, was wir jetzt machen sollten, dieser aber rief etwas ängstlich „bst" und wollte von nichts wissen; er fürchtete wahrscheinlich, daß der also Operirte draußen an der Thür stehen und horchen könne, und das Ganze war ja auch überhaupt nur ein dünner Bretterverschlag. So lagen wir eine lange, lange Zeit, heimlich lachend in unsere Kissen gedrückt, zu warten bis der Schnarcher zurückkehren würde und dann natürlich baumfest zu schlafen; aber — er kam n i c h t, und in dem Warten wurden wir endlich müde und schliefen wirklich ein.

Als ich am nächsten Morgen noch etwas vor Tag aufwachte, lag Meier, wie der Schnarcher heißen mag, in seinem Bett und schlief ebenfalls, aber — schnarchte n i c h t, und als

ich meinen Nachbar geweckt, genossen wir den Anblick des durch uns Curirten mit einer eigenen Art von triumphirendem Wohlbehagen.

Keiner von uns sagte übrigens ein Wort, denn wir hatten Beide keinen weiteren Umgang mit unserem schnarchenden Schlafkameraden, den wir in der That nur immer Abends g e h ö r t, oft nicht einmal gesehen hatten, und wußten nicht, ob's ihm recht gewesen wäre, wenn er es erfahren, was wir mit ihm experimentirt — was brauchte er es zu wissen, denn ihm selber konnte es doch ganz gleichgültig sein, ob er die Nacht über schnarchte oder nicht.

Als wir am nächsten Abend zu Bett gingen, erwartete uns aber eine noch größere Genugthuung; Meier lag ausgestreckt und mäuschenstill auf seinem Lager — man hörte ihn kaum athmen, so sanft schlief er, und ein unwillkürliches „Gott sei Dank" entschlüpfte unseren Lippen. Wir zogen uns ebenfalls aus und gingen zu Bett, und ich — dessen Bett dem von Meier gerade gegenüberstand — hatte eben die Augen geschlossen und wollte mich mit dem beruhigenden Gefühl einer fest zu hoffenden Nachtruhe dem Schlaf in die Arme werfen, als Meier plötzlich in seinem Bett anfing unruhig zu werden, sich ein paar Mal herüber und hinüber wälzte und dann aufrichtete. Plötzlich stand er auf, ging wie er war durch die Thür, die er hinter sich wieder in's Schloß drückte, und — kam nicht wieder.

Wir lagen eine ganze Weile schweigend da und horchten — nichts zu hören, noch zu sehen.

„Müller!" sagte ich endlich leise nach längerer Pause.

„Ja?"

„Er ist hinaus."

„Ich hab' ihn gehen sehen."

„Aber wohin?"

„Weiß der Henker! — die Geschichte kommt mir ganz sonderbar vor. — Ich glaube, er ist im Schlaf hinausgelaufen."

„Hm!"

Die Unterhaltung war damit abgebrochen, und wir lagen wieder eine lange Zeit schweigend, um die Rückkunft Meier's

zu erwarten — aber er kam nicht, und sonderbarer Weise konnten wir auch nicht wieder einschlafen. Ich stand endlich auf, um nachzusehen, was aus unserem Schlafkameraden geworden wäre, vermochte ihn aber nirgends zu finden, und begriff nicht, auf welche Art er durch die verschlossenen Thüren es möglich gemacht hatte, zu verschwinden. Geradezu suchen mochte ich aber auch nicht, um die Leute, der angewandten Heilmethode wegen, nicht auf irgend eine Spur zu bringen, und ging deshalb wieder zu Bett. Am andern Morgen schlief Meier wieder still und geräuschlos wie ein Mäuschen.

Am andern Abend genau dieselbe Geschichte; wir lagen kaum im Bett — und gingen dorthin ziemlich pünktlich etwa um halb elf Uhr — als Meier wieder wie am vorigen Abend aufstand und im Hemd seine Wanderung begann; diesmal hatten wir aber nach vorhergegangener Verabredung das Licht brennen lassen, und sahen jetzt zu unserem Schrecken, daß er mit offenen, stieren Augen mondsüchtig (es war ein nur von Wolken verdeckter Mond schon die letzten Nächte am Himmel gewesen) wanderte. Ich folgte ihm diesmal, ohne daß er die geringste Notiz von mir genommen hätte, auf dem Fuß, und er ging mit raschen Schritten den Saal entlang bis an das äußerste Ende desselben, horchte, wie es mir vorkam, nach meinen Schritten, und kletterte dann in der Dunkelheit zum offenen Dachfenster hinaus, ehe ich ihn daran hindern konnte.

Mir war die Geschichte damals entsetzlich unangenehm, denn ich betrachtete mich gewissermaßen als Mitschuldigen, und kam der arme Teufel, der jedenfalls durch den Schlag mit dem nassen Schwamm mondsüchtig geworden war, irgend zu Schaden, so hätte ich mir nachher die bittersten Vorwürfe darüber gemacht. Aber was nun thun? In die Kammer zurückgekehrt, wo ich vor allen Dingen Bericht abstatten mußte, hielten wir einen ordentlichen Kriegsrath, wohl eine Stunde lang, mit dem nämlichen Resultat wie am vorigen Abend. Endlich wurden wir müde und schliefen ein, und als wir am andern Morgen aufwachten, lag Meier wieder in seinem Bett und schlief so sanft und süß, und sah so un=

schuldig aus, als ob er seine Matratze nicht verlassen hätte, seit er sich niedergelegt.

Am nächsten Abend wiederholte sich Alles genau so, und so am andern und dritten; wir riefen ihn jetzt bei Namen, umsonst; wir schlossen die Thür zu, umsonst — das alte Schloß hielt nicht ordentlich, und er wußte wachend so genau damit umzugehen, daß er's auch im Schlafe fand und seine nächtliche Wanderung, Gott weiß über welche Dächer weg und an welchen gefährlichen Stellen hin, fortsetzte.

Das konnte so unmöglich länger fortgehen, und ich bestand darauf, daß wir den Wirth von der ganzen Geschichte in Kenntniß setzten — wir brauchten ihm ja nicht zu sagen, daß wir die Ursache gewesen waren. Müller dagegen bat mich, nur noch einen Abend zu warten, er wisse ein probates Mittel gegen die Mondsucht, und hätten wir dem Burschen das Schnarchen so famos abgewöhnt, würden wir auch mit seinem bischen Nachtwandeln fertig werden.

Ich ließ mich überreden, und an dem Abend verschaffte sich Müller, unter dem Vorwand, ein Fußbad nehmen zu müssen, einen Kübel mit kaltem Wasser, den wir Beide, als wir zu Bett gingen, zusammen hinauftrugen und solcher Art vor Meier's Bett postirten, daß der Mondsüchtige, sobald er nach seiner gewöhnlichen Art mit den Beinen aus dem Bett fuhr, da gerade hineintreten mußte. Die fast stete Wirkung solchen Verfahrens sollte, wie wir Beide schon früher oft gehört, sein, daß der Mondsüchtige augenblicklich, sobald er das kalte Wasser fühlte, wieder zurückfuhr und sich von da an scheute, die Füße wieder hinaus zu strecken — also im Bett blieb.

Rasch zogen wir uns jetzt aus und fuhren unter unsere eigenen Decken; hatten auch allerdings einen glücklichen Abend hierzu gewählt, denn der Himmel war heute wolkenrein, und der Mond stand im ersten Viertel hell und klar über dem Hause. Noch lagen wir auch keine zehn Minuten, als Meier anfing unruhig zu werden. Mir klopfte das Herz wie ein Schmiedehammer in der Brust. Jetzt hob er sich in die Höhe und blickte still und forschend, mit weitgeöffneten gläsernen

Augen, aber sicherlich ohne irgend Jemand zu sehen, in dem kleinen Gemach herum; es war ein schauerlicher Anblick; wie ich es mir aber auch vornahm, ihm den Rücken zuzudrehen und mit der Sache nichts weiter zu thun zu haben, es ging nicht an; ich konnte die Augen nicht von den bleichen, wirklich leichenähnlichen Zügen des Kranken verwenden und mußte sehen, was er machte.

Jetzt zog er die Füße herauf, warf die Decke zurück und fuhr mit beiden zugleich, nach alter Gewohnheit, aus dem Bett — aber auch direct in das kalte Wasser hinein, und wenn er auf heißes Eisen getroffen wäre, die Wirkung hätte nicht rascher sein können.

Im Nu zuckte er wieder zurück, stieß dabei einen halblauten, aber wie unwillkürlich unterdrückten Schrei aus; mit den Beinen aber unter die Decke fahrend, fiel er auf sein Kissen zurück, als ob er einen Schlag mit einer Keule bekommen hätte, und — schnarchte von dem Moment an wieder so furchtbar laut, und holte die Töne gerade mit einem Mal so aus voller, ungeschwächter Brust heraus, als ob sie drinnen die ganze Zeit fix und fertig, aber eingestöpselt und zugebunden gelegen, und nur ungeduldig auf den Moment gewartet hätten, wo sie mit all' dem überflüssigen Gas wieder in's Freie, in ihr eigentliches Element hinauseilen durften.

„Müller!" flüsterte ich leise und kleinlaut meinem Schlafkameraden hinüber -- „Müller — ich fürchte, wir können wieder beim Schwamm anfangen."

„Daß ihn der Teufel hole!" knurrte aber Müller, leise aus dem Bett aufstehend und den Wasserkübel neben sein Lager rückend, damit der Schnarcher am andern Morgen keinen Verdacht schöpfe — „jetzt sind wir wieder auf dem alten Fleck, und hätt' ich das vorher gewußt —" er zischte einen Fluch in den Bart und warf sich wieder auf sein Lager, um dem Lärm doch vielleicht eine Stunde Schlaf abzuzwingen.

Die Sache blieb aber in der That so; von seiner temporären Mondsucht, wenn sein nächtliches Umhersuchen wirklich diese Ursache gehabt, wieder geheilt, begann der Unglück-

selige sein altes Schnarchen nicht allein auf's Neue, sondern mit erneuerten Kräften, und da Keiner von uns den Schwamm, doch vielleicht böser Folgen wegen, noch einmal versuchen wollte, und der Wirth nicht im Stande war, uns eine andere Schlafstätte zu geben, quartierte ich mich aus und suchte mir ein anderes „Boardinghaus", dem Schnarcher das redlich verdiente Feld räumend.

Amerikanisches Sprüchwort.

Besonders in den westlichen Staaten der Union hört der Neueinwandernde eine Menge englische, oder vielmehr ächt amerikanische Redensarten und Sprüchwörter, die er wohl vergeblich in einem Dictionär suchen möchte, ja über die ihm viele Amerikaner selber keine Auskunft geben können.

Am räthselhaftesten war mir immer die Rede: „he never said turkey to me!“ oder im Deutschen: „er hat zu mir nicht einziges Mal Truthahn gesagt“, worunter sie etwa verstehen, daß Jemand ihnen irgend etwas nicht angeboten oder gegeben habe, was sie ihrer Meinung nach verdient hätten.

In Arkansas jagte ich längere Zeit mit einem alten Backwoodsman, Namens Meiers (ich habe ihn in meinen „Streif- und Jagdzügen“ Slowtrap genannt, und der alte Mann ist leider, wie ich gehört habe, indeß gestorben). Dieser, im Wald geboren und erzogen, kannte jeden Fuß breit Jagdgrund in Ost und West vom „Vater der Wasser“, dem Mississippi; Niemand wußte auch ein besseres und behaglicheres Lager mit den wenigsten Mitteln aufzuschlagen, oder besser Hirschhäute zu gerben oder Wildpret am Feuer zu braten — ich habe damals viel von ihm gelernt. Wie aber der Seemann unwillkürlich die technischen Ausdrücke seines Gewerbes auch in seine alltägliche Sprache mit überführt und ihr dadurch gewissermaßen einen soliden Theeranstrich giebt, der sie besser conservirt, so war bei Meiers der Waldmann nicht zu ver-

kennen, sobald er den Mund aufthat, und er hat sich auch bei mir als das würdige Exemplar eines ächten und wahren amerikanischen Backwoodsmans einen festen und lieben Platz im Herzen gewahrt.

Den frug ich, schon in den ersten Tagen, als ich mit ihm zusammenkam, nach der Bedeutung des Worts, und er lachte — natürlich wußte er's.

Wir lagen draußen im freien Wald, mit den rauschenden Wipfeln und hell blinkenden Sternen über uns; vor uns loderte ein munteres, stattliches Feuer hoch hinauf in die stille Nachtluft, mit den Zweigen über sich raschelnd, die der heiße Strahl erreichen und dörren konnte, und unten um die Gluth staken saftige Stücke Wildpret und ein Truthahn, die Beute unseres diesmaligen Fleißes, während mein Hund neben mir lag und seinen Kopf, mich mit den treuen Augen anschauend, auf meinem Knie ruhen ließ.

Der Alte erzählte:

„Oben in Missouri, wo die Kikapuhs ihr Territorium von Onkel Sam bekommen haben, jagten auch dann und wann Weiße mit den Eingeborenen, und wenn sich diese auch eben nicht viel aus den Bleichgesichtern machten, duldeten sie dieselben doch zwischen sich. Durch diesen Umgang lernten die Rothhäute aber auch ein wenig Englisch, wenn sie es auch noch gebrochen sprachen, und konnten sich doch wenigstens einem andern Christenmenschen verständlich machen.

„Dort jagten auch einmal ein Weißer und ein Eingeborener mit einander, und da die letzteren den weißen Eindringlingen schon nichts Gutes zutrauen, und die Weißen ebenfalls von den Indianern behaupten, daß es diebisches, nichtsnutziges Gesindel wäre, so machten sie vorher einen festen Contract mit einander, daß sie, was sie heute auf der Jagd erlegten, redlich und gleichmäßig mit einander theilen wollten. Als sie am Abend wieder zusammenkamen, hatte der Indianer einen Truthahn, der Weiße aber nur ein Rebhuhn geschossen, und wie sie ihre Beute abgeworfen und sie betrachtend daneben standen, sagte der Eingeborene endlich kopfschüttelnd:

„Hm — böse Sache — schlecht theilen — wie machen?

„Wie machen? sagte der Weiße — ei, das ist verdammt einfach, mein braver Junge; die beiden Stücke lassen sich nur auf zwei verschiedene Arten theilen, entweder bekomm' ich den Truthahn und Du nimmst das Rebhuhn, oder Du nimmst das Rebhuhn und ich nehme den Truthahn.

„Der Indianer sah den Weißen erst eine ganze Zeit lang starr an und überlegte sich vorsichtig, wie jener gesagt; der sah so ernsthaft dabei aus, daß er selber irre wurde.

„Wie war das? frug er endlich nach langer Pause — und wollte es noch einmal hören.

„Wie das war? erwiderte der weiße Jäger, die Stirn kraus ziehend und mit ernsthaftem Gesicht — nun, Du bekommst das Rebhuhn und ich den Truthahn, oder ich nehme den Truthahn und Du das Rebhuhn.

„Wah? rief da der Wilde erstaunt aus — Du hast ja nicht ein einziges Mal Truthahn zu mir gesagt." —

„Und wie theilten sie nachher?" frug ich in eigentlich unverzeihlicher Neugier, denn ich hatte ja nur wissen wollen, woher das Sprüchwort kam.

„Hm," sagte Meiers und langte sich einen Truthahnknochen herüber, an dem er zu kauen anfing — „wie theilten sie? — wie Weiße bis jetzt immer mit den Rothhäuten getheilt haben. Da sich die beiden Stücke wirklich nicht gut theilen ließen, nahm sie der Weiße zuletzt beide, und versprach dem Indianer, es das nächste Mal mit ihm auszugleichen."

An Bord.

Die Landbewohner können sich, trotz Allem, was sie darüber lesen, selten oder nie einen richtigen Begriff von dem Leben und Treiben an Bord eines Seeschiffes machen.

So bedauern sie gewöhnlich bei einem recht heftigen Wind die „armen Matrosen", die „bei solchem Sturm" draußen auf See sein müssen; und für den Matrosen giebt es doch gerade keine angenehmere Zeit, als eben einen solchen Sturm, vorausgesetzt nämlich, daß er nicht in einen Orkan ausartet, oder daß sein Schiff sich nicht in der Nähe von Land befindet.

Bei gutem Wetter haben sie ihre regelmäßigen, ununterbrochenen und oft sehr unangenehmen Arbeiten, wie: Segelausbessern, das Takelwerk theeren, das Deck kalfatern oder anstreichen, Werg zupfen, Schiemann's Garn spinnen, und wie diese zahllosen Beschäftigungen an Bord eines Schiffs alle heißen. Bei einem Sturm oder sehr heftigen Wind fällt das Alles weg. Sobald die Segel einmal dicht gerefft sind, läßt sich mit dem Schiff weiter nichts thun, und „Jan Maat" sitzt dann behaglich in Lee vom großen Boot, gegen den Wind und überschlagende See geschützt, kaut sein Priemchen oder raucht seine kurze Pfeife und erzählt sich Geschichten nach Herzenslust.

Nur auf Passagierschiffen hat er bei schlechtem Wetter keine so gute Zeit. Die Seekranken verunreinigen ihm überall

das Deck, liegen ihm, wohin er geht, im Weg, und lassen sich, gleichgültig gegen die ganze Welt, lieber treten und knuffen, ehe sie sich rühren. Ein ächter Matrose geht auch nur höchst ungern mit einem Passagierschiff.

Bei schönem Wetter haben Passagiere jedoch auch eine Annehmlichkeit für ihn, denn manches Glas Rum fällt hier oder da für ihn ab, manches Stück Tabak füllt seine Pfeife oder Backentasche, und Nachts sitzen manche der Passagiere mit ihnen auf und kürzen ihnen die Nacht mit Erzählungen vom festen Lande.

Sonntags mischen sich die Matrosen dafür oft in ihre Spiele, und was für tolle Sachen dabei vorgenommen werden, das glaubt der Landbewohner ebenfalls nicht. Man sollte es auch wirklich manchmal kaum für möglich halten, daß vernünftige, ernste und gesetzte Männer, besonders bei langer Windstille, auf Streiche fallen, an denen sie sonst kaum mit zehn oder zwölf Jahren Freude gehabt hätten. So verfielen die Passagiere des Talisman auf eine Nachmittags-Unterhaltung, der sie sich mit einem wahren Fanatismus hingaben, und ich habe bei keiner andern Gelegenheit Menschen so herzlich lachen sehen und selber so herzlich gelacht, wie bei diesem wunderlichen, eben so einfachen, wie unbegreiflichen Spiel. Ich will versuchen, dem Leser eine kurze Beschreibung davon zu geben.

Bei schönem, ruhigem Wetter suchten sich die Passagiere einen freien Platz auf Deck aus. Dort bildeten sie um Einen aus ihrer Mitte, der entweder freiwillig vortrat oder durch das Loos gewählt wurde, einen Kreis, und das Spiel begann. Dieser Einzelne barg mit vorgebeugtem Oberkörper seinen Kopf an dem Herzen oder unter dem Arm eines Mitpassagiers, daß er die ihn Umstehenden nicht sehen konnte, während er seine ungedeckte zweite Front der erbarmungslosen Menge preisgab. Aus dem Kreise schlug ihn nun Einer mit der flachen Hand so derb wie irgend möglich auf den bequemsten Theil, indem er nach dem Schlage rasch zu den halb feirenden, halb laut auflachenden Zuschauern zurücksprang. Blitzschnell fuhr aber der Geschlagene empor, um wo möglich den Thäter zu errathen — dieser nämlich mußte, wenn er er-

rathen worden, die Stelle des Geschlagenen mit sämmtlichen Einkünften übernehmen. Rieth er dagegen einen Falschen, was von seiner Seite dann jedesmal mit einem mißtrauischen, enttäuschten Blick und einer beruhigenden Handbewegung auf den leidenden Theil, von dem Publikum aber mit jubelndem „Nein, nein! wieder 'rumdrehen" begleitet wurde — dann mußte er sich allerdings „wieder 'rumdrehen", und der Spaß begann auf's Neue.

Natürlich bestand der active Theil der Versammlung blos aus Freiwilligen. Wer sich nicht betheiligen wollte, konnte sich als Zuschauer in den Kreis stellen. Wer aber mit *schlug*, mußte auch ohne Rettung, wenn er errathen wurde, die Stelle des Geschlagenen einnehmen.

So werde ich in meinem Leben den Zimmermann des Schiffs nicht vergessen, der einmal, er wußte selber kaum wie, für fast eine Stunde ein permanent passives Mitglied dieses wunderlichen Clubs wurde. Er war ein so ernster, stiller Gesell, wie ich nur je einen an Bord eines Schiffs gesehen. Er lachte nie, ein Spaß schien ihm ordentlich zuwider, und es wäre ihm nie im Traum eingefallen, sich mit den Passagieren selbst nur in ein Gespräch einzulassen. Auch den Matrosen galt er gewissermaßen als Officier des Vorcastells — da wir keinen Bootsmann an Bord hatten — und blieb von ihren rohen Scherzen stets verschont.

Nun geschah es an einem schönen Sonntag Nachmittag, an dem sich auch eine Anzahl Matrosen bei diesem Spiel betheiligten, daß ein Israelit, Namens Drey, einen Schlag ausgetheilt hatte, erwischt war und natürlich selber hintreten mußte. Der Bursche war aber entsetzlich unrein, und sonst auch ein widerlicher, gefräßiger Gesell, so daß ihn Niemand leiden mochte. Man kann sich denken, daß er nicht geschont wurde, und da er sich auch noch ungeschickt im Rathen zeigte, bekam er eine tüchtige Anzahl Schläge.

Zufällig mußte der Zimmermann dort vorbei, als Drey gerade seine Kehrseite, soviel als möglich eingezogen, auf's Neue preisgab. Der Zimmermann hatte auf ihn einen besondern Haß, weil der Bursche, trotz aller Ermahnungen und Flüche, das Deck regelmäßig beschmutzte. Einer solchen locken-

den Gelegenheit konnte er deshalb nicht widerstehen und hieb dem armen Teufel im Vorbeigehen einen solchen Schlag über, daß der kleine Kerl ordentlich in die Kniee sank. Im Nu war er aber wieder auf den Füßen, und sich mit beiden Händen den mißhandelten Theil haltend, schrie er: „Der Herr Zimmermann ist's gewesen! der Herr Zimmermann ist's gewesen!"

„Zimmermann, 'rumdrehen! Zimmermann, 'rumdrehen!" tobte da die in wilden Jubel ausbrechende Schaar der Zuschauer, denen nichts Erwünschteres hätte kommen können.

„Geht zum Teufel!" knurrte der Zimmermann und wollte sich nach vorn zu durchdrängen; daran war aber nicht zu denken, denn der festgeschlossene Kreis ließ ihn nicht hinaus.

„Zimmermann, 'rumdrehen! Zimmermann, 'rumdrehen!" jubelte es von allen Seiten.

„Er hat mich geschlagen, er muß sich auch hinstellen," schrie Drey, „und, Gott der Gerechte, wie er hat geschlagen!" — Und: „Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!" brüllte es von allen Seiten.

Der Zimmermann wollte nicht und rief den Steuermann an, der gerade dazu kam.

„Habt Ihr mitgeschlagen?" fragte dieser.

„Na, ob er mitgeschlagen hat!" jammerte Drey, „in acht Tagen werde ich's noch fühlen können."

„Ja, dann kann ich Euch nicht helfen," lachte der Steuermann und drehte sich ab, und: „'rumdrehen, 'rumdrehen!" tobte die Menge auf's Neue.

Es half in der That kein Widerstreben. Mit einem Gesicht, als ob er sie Alle hätte vergiften können, stellte sich der verdrießliche Bursche endlich an, wobei er jedoch die linke Hand noch immer schützend vorzuhalten suchte; das wurde aber nicht gestattet. Das einstimmige: „Hand weg, Hand weg!" belehrte ihn bald eines Besseren, und das Spiel begann.

So ungeschickt zeigte er sich jedoch im Errathen, und so ganz verdutzt schien er durch die immer kräftiger auf den einen Punkt geführten Hiebe, daß er den Schlagenden nicht ein einziges Mal errathen konnte. Sowie er herumfuhr, sah er nur eine gleichförmige Reihe feixender Gesichter um sich, wäh-

rend ihm hier und da ein gar nicht Betheiligter durch das Zurückziehen einer Hand oder irgend eine andere rasche, wie ängstliche Bewegung verleitete, auf ihn zu rathen.

„Nein, nein, wieder 'rumdrehen!“ lautete dann die jedesmalige, zuletzt unter dem kreischenden Jubel der Menge vorgestoßene Antwort, so daß er fast eine Stunde lang als nicht einmal gefehlte Scheibe in immer steigender Wuth unter den Jauchzenden stand. Zuletzt mußte er, weil die Anderen vor Lachen und Handbrennen nicht mehr schlagen konnten, freiwillig entlassen werden, und noch nach acht Tagen war er nicht einmal im Stande, sich selbst beim Essen zu setzen.

Das Lager der Schwarzen.

Viele Leute haben von Reisen ganz wunderliche Begriffe, und verlangen vor allen Dingen auf einer solchen jede nur mögliche Bequemlichkeit, die sie in ihrer eigenen Heimath gewohnt waren, wenn sie dieselbe auch mit dem zehnfachen Werth derselben bezahlen müssen. Sie vergessen dabei, daß sie sich die eigentliche Würze der Reise — eine Zeit lang einmal in einem außergewöhnlichen Zustand zuzubringen und der Monotonie ihres sonstigen Lebens eine andere Seite abzugewinnen — muthwillig selbst zerstören. Fehlt ihnen dann einmal unterwegs etwas von dem Gewohnten, müssen sie eine Nacht in einem harten Bett liegen, oder war am Diner etwas versehen &c., so murren sie, werden ungeduldig und verdrießlich, und verbittern sich diese schöne Zeit, die sie zu ihrem Vergnügen vor der Hand bestimmt hatten.

Meine Ansprüche an eine Reise sind bescheidener Art — ich verlange nur eine schöne fremde Gegend und fremde Menschen, oder — wenn die fehlt — etwas Gefahr, um den langweiligen Weg zu würzen. Es braucht gerade nicht viel zu sein, aber es muß den Reisenden doch immer in einer gewissen angenehmen Aufregung halten, das macht dann selbst die ödeste, langweiligste Gegend interessant.

Man kann übrigens auch Alles übertreiben, und wie eine Gegend selbst so romantisch werden mag, daß man gar nicht mehr darin fortkommt, so kann auch eine zu starke Dosis von Gefahren, die zuletzt den vom Wachen müden Körper aufzu-

reiben drohen, selbst dem lästig werden, der sich im Anfang darüber gefreut hatte. So wenigstens ging es mir in der einsamen Wildniß des Murray in Australien, die ich allein durchwanderte. Ohne einen Begleiter, der wenigstens Nachts die Wache mit mir theilte, von den boshaften Wilden umspürt und verfolgt, dankte ich doch zuletzt Gott, als ich „ungespeert" die besiedelten Districte wieder erreichte, und endlich einmal in einer sichern Hütte von den überstandenen Strapazen ordentlich ausruhen, ordentlich und ungefährdet schlafen konnte.

Die australischen Schwarzen sind jedenfalls das heimtückischste, bösartigste Volk unter der Sonne, und wenn ich ihnen auch gar nicht absprechen will, daß sie alle Ursache haben, den Weißen zu zürnen, von denen sie auf das Rücksichtsloseste behandelt werden, zeigen schon ihre ewigen blutigen und verrätherisch geführten Kriege unter einander, wessen sie fähig sind, und was man von ihnen im Ganzen zu halten und zu erwarten hat.

Diese Feindseligkeiten untereinander schützen aber wieder den Fremden insofern wenigstens, als ihm die Schwarzen, wenn sie ihm einmal auf der Fährte folgen sollten, nie weiter auf der Spur bleiben, als bis zur nächsten Stammesgrenze. Zwischen den verschiedenen Stämmen, die sich fast alle feindlich gegenüberstehen, ist noch kein gegenseitiger Gensd'armerievertrag abgeschlossen worden, und wagten sie sich auf das fremde Territorium, so wären sie jedenfalls selber der Gefahr ausgesetzt, ihr Nierenfett oder ihre „Butter", wie sie es nennen, dort einzubüßen, mit der sich dann die Sieger gar stolz und selbstzufrieden einreiben würden.

Ich hatte an dem Tag, dessen Erlebnisse ich hier dem Leser beschreiben möchte, gerade eine Schafstation verlassen, die mich der hartnäckigen Verfolgung von drei Schwarzen entzog, indem sie, wie mir der Schäfer sagte, einem fremden Stamm zur Grenze diente. Von diesem fremden Stamm hatte ich nun allerdings so lange nichts zu fürchten, als ich ihm nicht in den Weg kam und er nicht hoffen durfte, mich ungestraft berauben oder todtschlagen zu können. Ein Zusammentreffen mit den Schwarzen soviel als möglich zu vermeiden, war natür-

lich mein Hauptbestreben; aber leicht war auch das nicht immer auszuführen.

Ich folgte nämlich dem Lauf des Murray, auf den ich einzig und allein mit Trinkwasser angewiesen blieb, denn keine Quelle, kein kleiner Fluß strömte, seit ich den Darling passirt, weder auf dem rechten noch linken Ufer, in ihn hinein, und Sand und Salzbüsche blieben das Einzige, was ich traf, sobald ich dem Fluß den Rücken kehrte. Ein Gleiches war aber auch mit den Stämmen der Eingeborenen der Fall, die sich sämmtlich in dieser außergewöhnlich dürren Jahreszeit in die Nähe des Flusses gezogen, dort ihre Lager aufgeschlagen hatten und mich dazu zwangen, beinahe überall bei ihnen Spießruthen zu laufen. Entdeckte ich sie zeitig genug und konnte sie umgehen, so that ich das gewiß, bemerkten sie mich aber zuerst, was in den meisten Fällen stattfand, da ihre jungen Leute draußen herumstreiften, dann mußte ich eben sehen, wie ich mit ihnen fertig wurde, was manchmal in Freundlichkeit, manchmal aber auch dadurch geschah, daß ich ihnen die Zähne wies.

Der Murray macht dabei gewaltige Bogen, oft zwanzig und fünfundzwanzig Meilen weit, die sich, wenn man einer geraden Richtung folgte, abschneiden ließen. Das that ich in solchen Fällen dann auch gewöhnlich, denn erstlich ersparte ich mir dabei manche lange mühselige Meile, war auch im Busch drin weit weniger der Gefahr ausgesetzt, einen ganzen Stamm anzulaufen, und *einzelne* Jäger gingen *mir* gewiß immer weit sorgfältiger aus dem Weg, als ich ihnen.

Auch heute hatte ich wieder gesehen, daß der im Ganzen von Ost nach West laufende Fluß eine directe Schwenkung nach Süden machte, und mich deshalb in den Malleyhügeln gehalten, um den nächsten nach Norden aufkommenden Bogen des Stromes wieder zu treffen. Ich hatte mich an dem Morgen satt getrunken und konnte, da ich überdies nur wenig Wasser brauche, recht gut bis zum Abend auskommen. Erreichte ich aber bis Dunkelwerden den Fluß in gerader Richtung nicht, dann brauchte ich nur einen südwestlichen Cours einzuschlagen und *mußte* ihn wieder treffen.

In den kleinen niederen Malleyhügeln marschirte es sich

allerdings eben nicht besonders, aber es ging doch, und ich war rüstig vorwärts geschritten, bis sich die Sonne zum Untergang neigte. Von einem der höchsten Hügel aus — und sie alle waren selten höher als fünfzig oder sechzig Fuß, konnte ich denn auch schon deutlich wieder in der Ferne die dunkeln Streifen hoher Gumbäume, das sichere Zeichen des Flußbettes, erkennen, und schlug jetzt die Richtung danach ein. Unterdessen ging die Sonne unter, und die Dämmerung ist in Australien nur ungemein kurz. Der Mond stand nicht am Himmel und es wurde vollkommen dunkel. Nichtsdestoweniger konnte ich bei dem matten Licht der Sterne die dunkeln Bäume, denen ich mich schon bedeutend genähert hatte, erkennen, und überdies zeigte mir das am hellen Himmel stehende südliche Kreuz genau und trefflich die Richtung an, die ich zu nehmen hatte. An ein Verirren war nicht zu denken.

In dunkeln Nächten ist man dabei vollkommen sicher, keine Schwarzen draußen und unterwegs zu finden. Einzelne Stämme oder die Freigeister unter ihnen gehen bei mondhellen Nächten allerdings auf die Wombatjagd; im Ganzen aber hält sie die Furcht vor dem fabelhaften Devil Devil und anderen bösen Geistern, die Nachts umherschleichen und Böses brüten sollen, fest an ihre Feuer gebannt, denen jene nicht nahen dürfen; und nicht viele von ihnen würden sich im Dunkeln in den Wald hinaus oder gar dicht an den Fluß trauen, wo eben der Devil Devil besonders hausen soll. — Daß übrigens Einzelne davon doch eine Ausnahme machen, hatte ich selber vor ganz kurzer Zeit erfahren, und ich vertraute deshalb dem Aberglauben jener Stämme, von denen ich immer hier am Fluß leicht einen antreffen konnte, keineswegs allein, sondern hielt selber ein wachsames Auge auf meine Umgebung, und ließ besonders den Blick scharf über den vor mir liegenden Schatten der Bäume schweifen, ob ich nicht etwa hier oder da den hellen Schimmer eines Feuers erkennen könne.

So näherte ich mich mehr und mehr dem Waldstreifen; die Malleybüsche hatte ich schon mit dem Sand der Hügel verlassen und fühlte den weichen, staubigen Boden des Alluviallandes unter den Sohlen. Kleines, niederes Gebüsch ver=

schiedenartiger Salzpflanzen war das Einzige, was hier auf der weiten Ebene stand, und nur manchmal rannte ich in die starren, nackten, besenartigen Zweige eines Lignumbusches oder Theestrauchs.

Theestrauch — ja das klingt recht gut! Die Australier geben ihren Gewächsen aber überhaupt Namen, für die es ihnen selber schwer werden würde, einen vernünftigen Grund aufzufinden. Der Reisende darf sich deshalb von Theesträuchern, Birn= und Apfelbäumen, Kirschbäumen, Himbeersträuchern rc. um Gottes willen nicht irre führen lassen. Er bekommt von allen miteinander nichts weiter als Brennholz, und alles Uebrige ist Schmeichelei.

Je mehr ich mich übrigens dem Flusse näherte, desto deutlicher glaubte ich ein eigenthümliches Geräusch zu hören, das sogar regelmäßig forttönte. Ich blieb ein paar Mal stehen und horchte — dann schien es, wie der Windzug gerade ging, auf kurze Zeit aufzuhören — dann drang es wieder deutlich herüber, und keinesfalls war ich im Stande, genau die Richtung anzugeben, von wo es komme. Manchmal dachte ich, es sei hinter mir, und dann wieder schallte es gerade wie von vorn. Was es sei, konnte ich natürlich gar nicht unterscheiden, und beschloß also, ruhig weiter zu marschiren. War es etwas, das in meinem Weg lag, so mußte ich ihm ja doch auch bald begegnen, und wo überhaupt lautes Geräusch gemacht wurde, hatte ich nicht viel zu fürchten.

Ein paar hundert Schritt mochte ich auf solche Art noch gewandert sein, und das früher gehörte Geräusch war ganz verstummt. Ich blieb noch ein paar Mal stehen und horchte, es ließ sich aber nicht das Geringste unterscheiden. Nur in den jetzt nicht mehr fernen Wipfeln der Gumbäume rauschte der Wind, und die holzartigen saftlosen Blätter derselben klapperten zusammen. Da plötzlich — ich blieb wie in den Boden gewurzelt stehen — klang es mit dem frischen Luftzug ganz klar und deutlich zu mir herüber, und zwar wunderbarer Weise, als ob dort mitten in Wald und Wildniß, in regelmäßigen Schlägen — ein gepolstertes Sopha ausgeklopft würde. Ich kannte nur noch einen andern Laut, der dem gleich kam, und das war das Schlagen der Opossumfelle

beim nächtlichen Tanz der Eingeborenen. Bald blieb mir auch nicht mehr der geringste Zweifel, daß ich dicht vor mir ein Lager der Schwarzen hatte, in dem ein Corröberry gefeiert wurde, und da das die Leute fast immer auf das Angelegentlichste beschäftigt, glaubte ich schon, nicht die geringste Schwierigkeit zu finden, das Lager zu umgehen. Das einzige Unangenehme war dabei, daß ich so viel länger das Wasser entbehren mußte und kaum hoffen durfte, weiter unterhalb den Strom vor Mitternacht wieder zu erreichen.

Doch was that's, mein Plan war bald gefaßt, und ich wollte mich eben wieder in einem Nordwestcours in die Hügel schlagen, als mir von dort weit andere und viel gefährlichere Töne entgegenschallten. Die Hunde, von denen die Schwarzen gewöhnlich ein ganz ansehnliches ausgemagertes Rudel mit sich führen, jagten dort in den Hügeln nach irgend einem Wallobi oder Dingo, und wenn mich die in den Wind bekamen, so konnte ich mich auch darauf verlassen, daß ich von der ganzen Meute gestellt wurde. Wieder zurückgehen oder in die Malleyhügel hinein ziehen und dort in einem weiten Bogen die ganze Gegend umschleichen? — Es wäre vielleicht gegangen, wie viel Zeit hätte ich aber dazu gebraucht! Dann war dabei auch noch ein anderes Bedenken.

Der Stamm hier befand sich nämlich jedenfalls auf der Wanderschaft, sie hätten sonst die Hunde nicht ihr Jagdgebiet durchhetzen und alles Wild verscheuchen lassen, und in diesem Fall konnte ich ihnen eben so gut morgen früh irgendwo in den Wurf kommen. Müde war ich auch und hatte den ganzen Tag noch nichts weiter gegessen, als Morgens in der Hütte des Schäfers ein Stückchen Damper und den Tag über etwas Pigsface (eine Cactusart), die in Masse an den Malleyhügeln wuchs. Mit einem gesättigten Menschen kann man Alles machen, ein Hungriger ist aber reizbar und läßt sich nicht viel gefallen.

Aergerlich gemacht, beschloß ich deshalb nach kurzem Ueberlegen, der Gefahr lieber näher auf den Leib zu rücken und dann zu sehen, ob ich nicht dicht am Flußrand hin, von dem sie sich immer gern ein Stück entfernt halten, ihren Lagerplatz umgehen könne. Der Wind war mir dabei günstig, und

die etwa noch am Lager liegenden Hunde hätten mich nach dem Strom zu nicht wittern können.

Gedacht, gethan. Rasch vorwärts schreitend, blinkte mir auch bald der Schein des ziemlich düster brennenden Feuers entgegen. Vorsichtig durch die Büsche dem Fluß zuschleichend, fand ich aber bald zu meiner eben nicht angenehmen Ueberraschung, daß das Lager kaum zwanzig Schritt vom Flußbett selber, und zwar auf der hohen steilen Uferbank desselben aufgeschlagen sei. Vor dem Feuer konnte ich sogar dann und wann die dunkeln Schatten der Wilden umherfahren und springen sehen, und es hatte in der That etwas Unheimliches, diese finsteren feindlichen Gestalten so in der Nähe zu wissen und selber, bis jetzt allerdings noch unbemerkt, hinter einem Busch auf der Lauer zu liegen.

Einmal zuckte mir allerdings der tolle Gedanke durch den Kopf, bis dicht an die Tanzenden anzuschleichen, dann einen Schuß in die Luft zu feuern und, von den Büschen gedeckt, vorbei zu springen. Es war allerdings zu vermuthen, daß sie im ersten Schreck an eine Verfolgung gar nicht und vielleicht nur an ihre eigene Sicherheit gedacht hätten. Bei einem solchen Wagstück gab es aber auch wieder so viele nicht vorherzusehende Fälle, und ich hätte mich bei den Schwarzen dadurch gleich auf eine so feindliche, barsche, ja fast angreifende Art gezeigt, daß sie alle Ursache gehabt hätten, mir noch Schlimmeres zuzutrauen. Ueberdies schien es auch ein Stamm von wenigstens dreißig Männern zu sein — so viel sich das von dort, wo ich lag, beurtheilen ließ. Hunde mußten sie wenigstens an die dreißig bei sich haben, und ich weiß wahrhaftig nicht, womit sie die Bestien füttern. Halbverhungert sind sie außerdem immer.

Das Flußufer, da der Fluß sehr niedrig war, lag ziemlich hoch, deshalb blieb es noch immer das Beste, mich dort hinunter zu schleichen und dicht am Wasserrand hin unter der Bank das Lager zu umgehen. Dort konnte ich mich satt trinken, und wenn ich dann noch fünf oder sechs Stunden marschirte, so that es gar nichts, wenn sie auch am nächsten Morgen meine Spur fanden. Es hätte ihnen schwer werden sollen, mir zu folgen.

Vorsichtig schlich ich jetzt, fast unwillkürlich dabei nach dem Tact der gemißhandelten Opossumfelle ausschreitend, dem steilen Flußufer zu, glitt dort, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, hinunter und folgte dem Ufer eine kurze Strecke lang stromab. Leider dauerte das aber nicht lange, denn ich kam schon nach kaum hundert Schritt in ein tiefes Loch, das sich der Fluß hier gewühlt und die Erde ringsum darüber abgerissen hatte. Ohne zu schwimmen, war da nicht hinüber zu kommen, und schwimmen an so kaltem frostigen Abend, während ich nicht einmal daran denken durfte, mir ein Feuer anzumachen, sondern jedenfalls noch die halbe Nacht marschiren mußte? — Das waren böse Aussichten! Gerathener schien es mir da, lieber wieder umzukehren, ein Stück am Fluß hinauf zu gehen, bis ich eine seichtere Stelle fand, dort durchzuwaten und nachher am andern Ufer meinen Marsch fortzusetzen. Eben wollte ich diesen Plan ausführen, als ich dicht unter mir auf dem Strom einen dunkeln Gegenstand, den ich bis dahin für einen umgestürzten Baum gehalten, als eins der gewöhnlichen Rindencanoes der Schwarzen erkannte.

Diese Canoes sind indessen für den nicht daran Gewöhnten höchst gefährliche Fahrzeuge, denn sie bestehen aus weiter nichts als einem abgeschälten Stück Rinde von einem Gumbaum, dem manchmal nicht einmal eine Form gegeben ist. Die Eingeborenen wählen dazu gewöhnlich solche Bäume, die sich etwas biegen, um dadurch eine natürliche Bootform heraus zu bekommen, indem sie die obere Seite abschälen. Dann wird oben und unten ein wenig Lehm hineingeworfen und gewissermaßen ein kleiner Damm hineingelegt, daß das Wasser nicht eindringen kann, und mit dem Speer in der Hand, den sie zugleich als Ruder gebrauchen, setzen sie leicht über den stillen Strom hinüber, oder fahren auch wohl damit kurze Strecken stromab.

Mir war aber jetzt geholfen; ich hatte schon früher ein paar Mal in solchem Ding gesessen, und das leichte Fahrzeug rasch zu mir heranziehend, r i ß ich das Bastseil ab, um mich nicht durch einen S c h n i t t am nächsten Morgen zu verrathen, und holte das Canoe dicht und langseit an das Ufer heran. Die größte Schwierigkeit lag darin, hinein zu kommen, noch

dazu im Dunkeln, da die geringste falsche Bewegung es auf der einen oder andern Seite unter Wasser gedrückt und gefüllt hätte. Dann sind diese Fahrzeuge auch fast immer nur für einen einzigen der spindeldürren nackten Wilden berechnet und oft kaum fünf oder sechs Fuß lang, während ich selber mit meiner Tasche, Büchse und Decke fast noch einmal so viel als ein solcher Bursche wog. Nichtsdestoweniger fand ich zuletzt das Gleichgewicht und brachte das Canoe, in dem ich höchst vorsichtig kniete, vom Land ab. Meinen Büchsenkolben dann als Ruder gebrauchend, und zwar mehr zum Steuern als zum Vorwärtstreiben, glitt ich jetzt hinaus in den Strom und dem gegenüberliegenden Ufer mehr und mehr zu. Im Anfang war es allerdings meine Absicht gewesen, gleich ein tüchtiges Stück damit stromab zu gehen; plötzlich aber, und während ich den Kopf ein wenig nach dem Lager und den hell erleuchteten Bäumen zugedreht hatte, fühlte ich, wie meine Kniee naß wurden. Jedenfalls war das Wasser an irgend einer Seite übergelaufen oder, noch schlimmer, einer der beiden Lehmdämme leck geworden. So rasch ich deshalb konnte, ruderte ich dem entgegengesetzten Ufer zu, und lief dort eben zur rechten Zeit auf, um nicht ein sehr unfreiwilliges Bad zu nehmen.

Der Kies, den ich dort unter dem Fuß fühlte, knirschte laut, und ich trat deshalb wieder in das hier seichte Wasser hinein, stieß das Canoe vom Land ab, daß es mit der Strömung niedertrieb und meinen Landungsplatz nicht verrieth, und suchte vor allen Dingen weichen Grund und Boden zu erreichen, was mir auch endlich gelang. Durch ein paar Büsche geschützt, kletterte ich jetzt vorsichtig in einer zum Fluß niederlaufenden trockenen Schlucht hinauf und befand mich dort außer aller Gefahr. Desto neugieriger war ich aber auch, von hier aus das gegenüberliegende Lager zu überschauen, und vom Gebüsch vollständig gedeckt, bis an den äußersten Rand des hier von Ufer zu Ufer vielleicht hundert Schritt breiten Stromes vorgehend, sah ich plötzlich das ganze wilde Lager, von dem flammenden Feuer beleuchtet, vor mir liegen.

Vor der Flamme, die Rücken mir zugedreht, daß ich nur

die dunkeln Umrisse der nackten Körper erkennen konnte, saßen die Frauen, die noch immer in regelmäßigen Schlägen das Opossumfell mit der rechten Hand klopften; hinter der Flamme aber und etwa zwanzig Schritt von ihr entfernt, daß der helle Schein die dunkeln Gestalten nur eben nothdürftig erleuchtete, standen und sprangen die bemalten Tänzer, und nie im Leben habe ich etwas Unheimlicheres, Geisterhafteres gesehen, als dieses wilde Fest.

Die Indianer hatten sich nämlich auf ihre gewöhnliche Weise mit weißen Strichen bemalt, die an den Beinen vorn hinunter und an den Armen hinliefen, und zugleich in eben solchen Linien die Rippen umgaben, kurz in ziemlich roher, aber doch deutlicher Weise die Zeichnung eines Gerippes nachgemalt. In der Entfernung nun und bei dem schwachen Schein des Feuers, wie der raschen Bewegung der Springenden, die aber fortwährend Front gegen das Feuer machten, verschwanden die dunkeln Umrisse ihrer Körper fast vollständig, und es sah genau so aus, als ob eine Anzahl von Skeletten dort ihren Todtentanz hielt. Kein Ton wurde dabei laut, als das dumpfe, regelmäßige Schlagen auf die zusammengedrückten Opossumfelle — selbst das Bellen der Hunde war in der Ferne verklungen, und immer wilder, immer unnatürlicher wurden die Bewegungen der begeisterten Gerippe, die ihre bleichen Knochen herüber und hinüber warfen und, wenn sie den Boden berührten, zu zittern und zu klappern schienen. Es ist das eine Eigenthümlichkeit dieses Tanzes, bei dem die Eingeborenen besonders den Beinen eine zitternde, schlangenähnliche Bewegung geben, die nur die Geschicktesten von ihnen je vollständig erlernen können.

Wer von uns hat wohl nicht einmal schon an einem Abgrund, auf einer hohen Brücke, auf einem Thurm gestanden und dabei ein unbestimmtes Verlangen gefühlt, hinunter in die Tiefe zu springen? Solcher Trieb ist bei mir wenigstens oft, und zu Zeiten so stark geworden, daß ich mich mit Gewalt abdrehen mußte, um der Empfindung zu wehren, die mir, nur in dem Bewußtsein ihrer Folgen, den Athem versetzte. So auch trieb es mich hier mit einer Gewalt, die mich fast selbst erschreckte, mein Gewehr abzufeuern und die

Wirkung zu sehen, die der plötzliche Schuß, das Einschlagen der Kugel in einen der nächsten Bäume auf die wilde Gruppe der Tänzer ausüben müsse, und ich legte endlich das Gewehr neben mir nieder, um nur nicht, vielleicht unwillkürlich, den Hahn zu spannen und den Drücker zu berühren — ich hätte jedenfalls mit Tagesanbruch den ganzen Stamm auf der Fährte gehabt.

Der Tanz wechselte jetzt, das Schlagen der Felle ging in einen andern Tact über und die Tänzer sonderten sich in zwei Parteien, von denen die eine dicht am Feuer blieb und die andere in den Waldesschatten zurücktrat. Wahrscheinlich sollte ein Kriegs- oder Jagdtanz daraus werden — oder hatten sie auf irgend eine Weise etwas von mir gespürt? — vielleicht das Canoe vermißt? Das Beste war jedenfalls, ich verließ die keineswegs sichere Gegend, da ich überdies noch eine tüchtige Strecke zu marschiren hatte, um mich einer möglichen Verfolgung zu entziehen. Meine Büchsflinte wieder aufgreifend, glitt ich deshalb so geräuschlos wie möglich vom Fluß zurück und in den Busch hinein, suchte dort den offenen Waldrand wieder zu gewinnen und wanderte dann, so rasch es die Dunkelheit gestattete, stromab.

Noch lange hörte ich das Schlagen der Felle, in das sich jetzt wilde, gellende Schreie mischten. Die aber konnten meine Schritte nur beeilen, bis sie endlich in immer weiterer Ferne verschwammen und nur noch manchmal ein etwas lauterer Ton zu mir herüberdrang. Auch der verstummte endlich, und ich war jetzt sicher, daß ich die Gefahr hinter mir gelassen.

Das südliche Kreuz zeigte gerade Mitternacht, als ich mich, todmüde und ohne einen Bissen zu essen, selbst ohne zu wagen ein Feuer anzuzünden, unter einen Baum warf. Mit der Morgendämmerung war ich wieder auf, und ein armer schwarzer Kakadu, von denen ein Schwarm dicht über mir wegstrich, mußte mir ein Frühstück liefern.

Und der schmeckte?

Delicat — wenn man in vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hat und Gott weiß wie viel Meilen durch Dickicht und Sand marschirt ist, schmeckt selbst ein Kakadu.

Australische Lichtblicke.

Hast Du schon jemals, mein lieber, verehrter Leser, einen Herrn gesehen, der an einem kalten Tag in ein warmes Zimmer kam, seine Rockschöße auseinander nahm und sich dann rückwärts gegen den Kamin oder den Ofen stellte? Ja? — schön!

Es war im Mai des Jahres 1851, also im australischen Herbst, als ich, am Murray hinab, Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien, zuwanderte. Wie es die Gelegenheit dann gerade gab, schlief ich Nachts entweder draußen im Walde, oder übernachtete, wenn ich eine Station erreichen konnte, dort. Natürlich zog ich das letztere vor, denn in den Stationen war ich wenigstens vor den nichtswürdigen Schwarzen sicher und konnte auch stets, der australischen Gastfreundschaft nach, auf einen Becher Thee, ein Stück Damper und ein paar Scheiben Hammelfleisch rechnen — Alles, was die Leute im Stande waren dem Fremden zu bieten. Draußen im Busch mußte ich sonst mit Murraywasser und einem ledernen Kakadu fürlieb nehmen.

So hatte ich auch eines Nachts draußen gelagert; mit der Morgendämmerung aber aus meinem Busch, in dem ich versteckt gelegen, herauskriechend, wanderte ich neugestärkt weiter und erreichte etwa zwei Stunden später eine ziemlich große Station, deren dampfendes Dach — denn Kamine sind eine Seltenheit dort — mich ein gerade bereitetes Frühstück ahnen

ließ. Am Abend vorher hatte ich nun eben auch weiter nichts zu beißen gehabt, als einen mit der Abenddämmerung erlegten schwarzen Kakadu, und so schön die Vögel aussehen, so mittelmäßig schmecken sie, mit dem fatalen warmen Papageigeruch immer in den Kauf. Ich zögerte deshalb auch nicht und trat dort ein, wo ich von den rauhen Burschen der Schäferhütte auf das Herzlichste begrüßt und willkommen geheißen wurde.

Die Hütte, aus dünnen Baumstämmen aufgebaut, und mit Wänden und Dach von Gumrinde, unterschied sich in nichts von den tausend anderen, wie sie überall im australischen Busch zerstreut liegen, und das Innere war dem Aeußern entsprechend eingerichtet. Das milde Klima verlangt auch eben keine dicken Wände. Nichtsdestoweniger war es an dem Morgen doch recht frisch, und die Insassen der Hütte, zwei Schäfer und der Hutkeeper, standen an dem im Innern angeschürten Feuer und wärmten sich. — Der „Verwalter" oder stockkeeper selber war, wie es schien, gestern Morgen nach der einige dreißig Meilen davon entfernten Hauptstation geritten und noch nicht zurückgekehrt.

Was übrigens das Frühstück betraf, so hatte ich mich nicht geirrt, denn auf dem Feuer stand eine Bratpfanne mit den unausweichlichen Hammelsrippen — mir jedoch ein sehr angenehmer Anblick —, und verschiedene Blechtöpfe mit Thee garnirten die Kohlen. Ich stellte mich jetzt zu den Uebrigen, und wir waren bald in ein ächt australisches Gespräch über weggelaufene oder seit einiger Zeit nicht mehr gesehene Rinder vertieft, deren „besondere" Kennzeichen: auf- und abgebogene Hörner, Farbe und Brand oder Marke, auf das Lebhafteste besprochen wurden, als eine andere, nicht häufig auf den Stationen gefundene Persönlichkeit eintrat, und zwar niemand Geringeres, als Eine der australischen „Schwarzen" oder „Indianerinnen", die, wie sich herausstellte, so weit civilisirt oder abgerichtet war, daß sie die Dienste und Functionen einer Köchin versehen konnte.

Die australischen „Schwarzen" können nun sonst allerdings, was die Toilette betrifft, als die glücklichsten menschlichen Wesen betrachtet werden, denn wenn sie Morgens auf-

stehen und sich die Augen ausgewischt haben, sind sie vollständig angezogen. Die jedoch, die mit den Weißen in irgend eine Verbindung treten, müssen sich wenigstens in etwas ihren Sitten fügen, und es besteht zum Beispiel ein Gesetz, daß Indianer, die eine Stadt oder Ansiedelung der Europäer betreten, wenigstens ein Hemd von einer gewissen Länge tragen müssen — die mäßigsten Ansprüche, die man allerdings an Kleidung machen kann.

Die Frauen und Mädchen bekommen in diesem Fall, wenn sie nicht im Winter ihren Opossummantel um sich hergeschlagen haben, ein baumwollenes Kleid, das ihnen vom Hals bis auf die Knöchel niedergeht, und so ungern sich diese besonders einem solchen Zwang fügen, müssen sie es sich schon gefallen lassen.

Diese Indianerin war eben so gekleidet. Sie hatte ein blaubaumwollenes weites Kleid an — ich sehe sie noch vor mir —, das ganz hübsch gegen die dunkle Gestalt abstach und statt des Gürtels von einem rothwollenen Band um die Taille zusammengehalten wurde. Uebrigens sah sie finster und ernst, wenn nicht gar mürrisch aus — ob ihr vielleicht der neu hinzugekommene Gast nicht behagte? — und würdigte mich besonders keines Blicks.

Verdrießlich sah sie auch nach dem Feuer hinüber, das wir Alle umstanden, und sagte endlich in gebrochenem, aber doch rein gesprochenem Englisch, das nur den „slang“ der Menschenklasse hatte, von der sie die Sprache gelernt haben mußte: „You go 'way there from fire — me cook (macht Ihr, daß Ihr da vom Feuer wegkommt. Ich bin der Koch).“ Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit aller australischen Stämme, daß sie sich eine fremde Sprache nicht allein ziemlich leicht aneignen, sondern auch die Wörter genau so nachsprechen lernen, wie sie ihnen vorgesagt werden, was der wirkliche Neger zum Beispiel nie fertig bringt.

Natürlich gaben wir ihr augenblicklich Raum, und „Susy“, wie sie von den Leuten genannt wurde, ging jetzt eifrig daran, das Frühstück zu bereiten, den Thee zu schütteln, was vielleicht sein Kochen befördern sollte, und die Fleischstücke umzudrehen. Endlich war Alles fertig; ein Tisch brauchte nicht gedeckt

zu werden, denn zu solchem Luxus versteigen sich die Hütten im Busch selten. — Den Damper — in Asche gebackenes, etwas derbes Weizenbrod — hatte der Hutkeeper schon aufgelegt, die Fleischschüssel mit den Theebechern wurde dazu gesetzt, ein Messer trug natürlich Jeder bei sich, und wir konnten beginnen.

Dazu ließen wir uns denn auch nicht lange nöthigen, und wenige Secunden später saßen wir Alle sehr vergnügt um den etwas rohen Tisch herum, dessen Platte ebenfalls nur aus einem breitgelegten Rindenstück des dazu höchst zweckmäßigen Gumbaumes bestand, und sprachen den Lebensmitteln tapfer zu.

Ich saß mit dem Gesicht nach dem Feuer und konnte Susy beobachten, die vorerst noch die auseinander gestörte Asche zusammenschob, die Bratpfanne dann mit einem Gegenstand, der ein Wischtuch vorstellen sollte, „reinigte", und zuletzt noch ein paar Stücke trockenes Holz auf die Kohlen warf. Darin lag nun allerdings nichts Außerordentliches; jetzt aber, als sie damit fertig war, nahm sie aus einer Ecke einen dort sorgfältig aufgehobenen Cigarrenstummel, zündete ihn an einer Kohle an, nahm ihn in den Mund, drehte sich dann mit dem Rücken gegen das Feuer, bückte sich ein wenig und — behandelte plötzlich ihren blauen Kattunrock auf der Seite genau so, als ob es ein Paar Rockschöße gewesen wären.

Ich selber, obgleich schon eine Zeit lang in Australien, wie vorher in den verschiedenen anderen Theilen der Erde an manches Außerordentliche gewöhnt, traute doch im Anfang meinen Augen nicht. Ueber die Sache selber konnte aber kein Zweifel obwalten, und als ich der schwarzen Dame jetzt in's Gesicht sah, wie sie in dieser — um das Mindeste zu sagen — höchst wunderlichen Stellung den blauen Tabaksdampf fortblies und dabei so finster und mürrisch dreinschaute, konnte ich nicht länger an mich halten und platzte geradeheraus. Nie werde ich den Blick vergessen, den mir die Schwarze zuwarf — es war ein reiner Extract von Verachtung und Mitleid. Die Schäfer aber, die mit dem Rücken zum Fenster saßen, drehten sich um, warfen einen Blick dahin, und dann ruhig weiter essend, sagte der Eine weiter nichts als:

„Takes it coolly — hm? rum folks, those blacks (nehmt's kaltblütig, he? — komisches Volk, die Schwarzen!)"

Die Schwarze verharrte auch richtig in ihrer höchst ungenirten Stellung, bis sie sich gehörig gewärmt hatte, dann entließ sie das Kleidungsstück aus seiner ungehörigen Stellung, blies den Rauch ihrer Cigarre langsam gegen das Rindendach hinauf und verließ die Hütte, um anderweitiger Beschäftigung oder Muse nachzugehen. Jedenfalls glaubte sie, daß ich durch mein vollkommen ungerechtfertigtes Lachen den Anstand gröblich verletzt habe.

Ein anderer höchst komischer Fall, der aber ohne die Dazwischenkunft eines Deutschen sehr traurig und blutig hätte enden können, passirte bei Tanunda, in der Nähe von Adelaide.

Dort hatte sich ein Deutscher, Namens Fiedler, angesiedelt — ein Preuße, der, beiläufig gesagt, außerordentlichen Fleiß auf den Weinbau verwandte. Der Mann war den ganzen Tag draußen im Feld bei seinen Arbeitern und die Frau besorgte indeß zu Hause die Wirthschaft.

Indianer oder blacks (Schwarze), wie sie genannt werden, trieben sich dort in Menge umher, aber sie waren, obgleich sie hier und da ihre Waffen trugen, vollkommen friedlich, und die Weißen hatten nicht das Geringste von ihnen zu fürchten. Ihre Hauptbeschäftigung bestand im Betteln, theils um etwas „weißes Geld", das sie recht gut schon vom „rothen" zu unterscheiden wußten, theils um „Brod", das sie leidenschaftlich gern essen, wenn es ihnen auch gar nicht einfällt, selber Getreide zu bauen. Dem Gesetz nach trugen die Männer sämmtlich Hemden, gewöhnlich von Baumwolle und blau gestreift, und die Frauen entweder ihren „'possum rug" oder ein langes Kleid, oder auch nur ein solches Hemd, je nach Geschmack und Vermögensverhältnissen.

Frau Fiedler stand eines schönen sonnigen Morgens vor der Thür ihres wohnlich aufgebauten, im Innern sehr reinlich gehaltenen Blockhauses und rührte gerade mit einem großen

hölzernen Löffel einen Pfannenkuchenteig an. Es war elf Uhr vorbei, und um Zwölf traf der Mann jedesmal zum Essen ein. Als sie noch damit beschäftigt war, kam einer der schwarzen Burschen in der Nähe vorbeigeschlendert und, als er sie dort stehen sah, gerade auf sie zu. Er trug ein gewöhnliches blaubaumwollenes gestreiftes Matrosenhemd, den Kopf natürlich wie alle bloß, nur einen Streifen Bast um die langen schwarzen Haare geschlagen, und in der rechten Hand eine der kleinen hölzernen Keulen, einen sogenannten Waddie, weniger als Angriffswaffe, als um die Hunde von seinen verlockend nackten Beinen abzuhalten.

Wie er zu der Frau hinkam, blieb er stehen, sah ihr eine Weile zu, und sagte dann in seinem gebrochenen Englisch:

„Mir Stück Brod — ich hungrig."

„Ja, Du fauler Strick, warum arbeitest Du denn da nicht?" fuhr ihn die geschäftige Frau in deutscher Sprache an. „Betteln will das Volk immer, aber wenn sie arbeiten sollen, rühren sie kein Glied."

Der Schwarze zog seinen Mund bei den fremden Worten, von denen er keine Silbe verstand, vor lauter Vergnügen breit, beharrte aber nichtsdestoweniger auf seinem Verlangen, das er mit denselben Worten wiederholte:

„Mir Stück Brod — ich hungrig."

„Ja, ich auch," brummte die Frau, „und darum arbeite ich, daß ich 'was zu essen habe. Rühr' Du Dir auch Pfannkuchen an zu Mittag, nachher wirst Du satt."

Der Schwarze schüttelte den Kopf und sah sie verwundert an; in der Meinung aber vielleicht, daß sie ihn so wenig verstanden habe, wie er sie, wiederholte er zum dritten Mal den Wunsch:

„Mir Stück Brod — ich hungrig."

„Höre, ich will Dir etwas sagen," begann da die Frau in englischer Sprache, um den Burschen nur los zu werden; „ich will Dir Brod geben, aber Du mußt auch 'was dafür thun. Geh hin in den Busch und hole mir einen Arm voll trocken Holz. Hast Du's verstanden?"

„Holz?" fragte der Schwarze, an den diese Aufforderung

schon zu verschiedenen Malen gestellt sein mochte, denn zum Holz- und Wassertragen kann man Einzelne dieser faulen Gesellen nur allein dann und wann bewegen.

„Ja, Holz," wiederholte die Frau, zur besseren Bekräftigung mit dem Fuß ein paar kleine Stücke Holz gegen ihn schiebend, daß er sehen sollte, was sie meine.

„Ich trage kein Holz," erwiderte aber der Indianer, im Gefühle seiner Würde den Kopf stolz emporwerfend, „ich burka."*)

„Ja, dann brauchst Du auch nicht zu essen," brummte die Frau verdrießlich vor sich hin. „Ich hab's mir gleich gedacht. Die faulen Schlagetodte, die den ganzen Tag im Hemd herumlaufen!"

Der Schwarze blieb noch eine Weile neben ihr stehen, und als er etwa glauben mochte, daß sie sich nun die Sache gehörig überlegt haben könne, wiederholte er auf's Neue:

„Mir Stück Brod — ich hungrig."

„Ach, geh zum Henker!" rief aber jetzt die Frau Fiedler, der die Galle überlief, in englischer Sprache. „Wenn Du nichts arbeiten willst, bekommst Du auch kein Brod." — Der Schwarze schwieg und sah ihr wieder eine Weile zu, endlich fragte er:

„Kein Brod?"

„Nein — kein Brod," lautete der Bescheid. „Trag Du Holz, dann sollst Du Brod haben."

Der Schwarze antwortete keine Silbe weiter, aber wie er dicht neben der alten Frau Fiedler stand, drehte er sich plötzlich um, hob seine Tunika und machte dieselbe Bewegung, die Mephistopheles machte, als er der Hexe Unterricht in der Wappenkunde gab, während Göthe sie als eine „unanständige" bezeichnete.

„Ei Du Ferkel!" rief Frau Fiedler — d. h. sie gebrauchte eigentlich nicht das Wort Ferkel, sondern ein viel derberes — und in gerechter Entrüstung ergriff sie den noch im Pfannkuchenteig steckenden langstieligen hölzernen Löffel und schlug

---

*) Burka, die Stammältesten oder die Altersaristokratie der Schwarzen.

den Schwarzen damit dorthin, wohin sie ihn am bequemsten treffen konnte.

Dieser That folgte allerdings ein jäher Satz, das Gefühl aber — gleichviel unter welchen Umständen und wohin — als eingeborener burka von einer Frau geschlagen zu sein, gewann bei dem Wilden im Nu die Oberhand. Rasch wandte er sich wieder gegen sie um, holte mit seinem kurzen, aber schweren Waddie zum Hieb aus, und würde sie im nächsten Augenblick zu Boden, wenn nicht todt geschlagen haben, wäre nicht glücklicher Weise und ganz zufällig Hülfe bei der Hand gewesen. Ein deutscher Arzt nämlich, der bei Fiedlers wohnte und heute Morgen oben in Tanunda gewesen war, kam gerade zurück und war Zeuge. Nicht nahe genug, um zuzuspringen und den drohenden Schlag von der Frau abzuwehren, blieb ihm nur Zeit, sein Gewehr in die Höhe zu reißen und mit einem Schrei die Aufmerksamkeit des Schwarzen auf sich zu lenken — und das genügte. Dieser entdeckte nämlich kaum das drohend auf ihn gerichtete Gewehr, als er, die verderblichen Wirkungen der Schießwaffe nur zu gut kennend, mit einem einzigen raschen Satz hinter die Hecke flog und dort im Nu verschwand.

Der Deutsche wartete noch einen Moment, ob er wieder zum Vorschein kommen würde, als ein lichter Schein in den Büschen seine Aufmerksamkeit dorthin zog und er den Indianer entdeckte, der, schon aus dem Bereich des Gewehrs, an dem steilen Hang hinauf floh und bald außer Sicht war.

Der Arzt versicherte mir übrigens später, etwas Komischeres als diese Scene habe er in seinem ganzen Leben nicht gesehen, und er müsse jedesmal laut auflachen, so oft er daran denke. — So hatte ich ihn nämlich gefunden, denn er stand ganz allein auf der Straße und lachte, und als ich ihn um die Ursache dieses stillen Vergnügens fragte, erzählte er mir die obige Geschichte.

Und wie viel ähnliche sind mir in meinem Leben begegnet, was habe ich Alles in dem tollen Treiben des Zwischendecks auf See, im Wald, in den verschiedenen Ansiedelungen für komische Dinge gesehen und erlebt. Das ist das Schlimme mit solchen Sachen, daß man das Beste eben nicht gut er-

zählen kann, und doch — wie viel drastischer Effect geht dadurch verloren! Diese beiden vorliegenden Scenen haben mir aber schon so lange auf der Zunge gelegen, bis ich es zuletzt ordentlich für Sünde hielt, sie dem Publikum länger vorzuenthalten. So etwas aber, so komisch es auch immer in der Erzählung bleiben mag, muß doch eigentlich wirklich erlebt sein, man muß wenigstens die Leute selber kennen, um seine Wirkung ganz zu empfinden — dann aber bleibt es auch für immer ein Lichtblick in der Erinnerung.

Ende.

Druck von E. Pätz in Naumburg a/S.